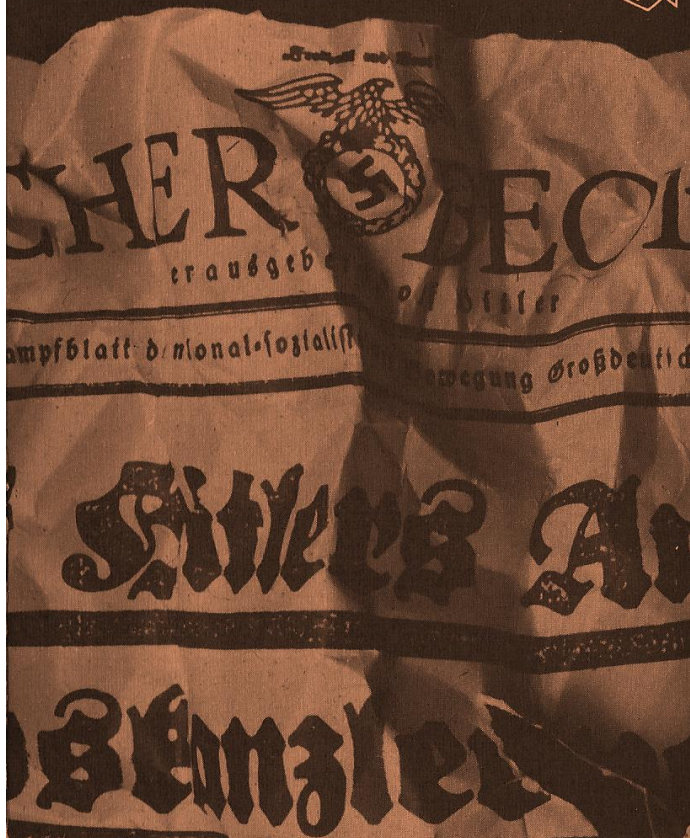


Friedrich Percyval Reck-Malleczewen

Tagebuch eines Verzweifelten

Zeugnis einer inneren Emigration



Mit Anmerkungen von Franziska Violet

In der Fischer Bücherei

Februar 1971

Umschlagentwurf: Hans-Jürgen Spohn

Fischer Bücherei GmbH, Frankfurt am Main und Hamburg

Lizenz Ausgabe mit freundlicher Genehmigung des

© Henry Goverts Verlag GmbH, Stuttgart, 1966

Das ‚Tagebuch eines Verzweifelten‘

erschien zuerst 1947 im Bürger-Verlag, Lorch/Württ.

Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 3 436 01333 1

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Mai 1936

Spengler ist also gestorben. Und da eine so präponderante Persönlichkeit wie er nach dem Muster eines toten Maharadschas Anspruch auf das gleichzeitige Sterben seines gesamten Hofgesindes hat, so ist wenige Tage nach seinem Hinscheiden auch Albers¹, der im Beck-Verlag seine Werke betreute, in den Tod gegangen auf eine wahrhaft grausige Weise, indem er sich auf die Schienen des Starnberger Vorortzuges warf, wo man ihn verblutet, mit abgefahrenen Schenkeln, gefunden hat. Was Spengler angeht, so habe ich ihn noch vor einigen Wochen in der Bayerstrasse angetroffen, wie immer in kostbaren Homespun gehüllt, wie immer schimpfend und dunkle, von Rachedurst und gekränktem Selbstbewusstsein zeugende Prognosen von sich gebend. Es verlohnt sich, zu verweilen bei ihm . . .

Ich entsinne mich noch unserer ersten Begegnung, als besagter Albers ihn bei mir eingeführt hatte. Auf dem kleinen und für solche Lasten kaum berechneten Wagen, der ihn damals von der Bahn abholte, sass ein massiger Mann, der kraft seines dicken Flauschmantels noch massiger wirkte und an dem alles unendlich dauerhaft und solide war – der tiefe Bass und die fast schon traditionelle Homespunjacke, der Appetit beim Abendessen und nachts das wahrhaft zyklonische Schnarchen, das wie ein Sägegatter tobte und in meinem Chiemgauer Landhause die übrigen Gäste aus dem Schlafe scheuchte. Damals, noch vor dem bestimmenden Erfolg seines bestimmenden Werkes und vor seinem lebensentscheidenden Abmarsch in das Lager der schwerindustriellen Oligarchie, konnte er noch fröhlich und unbefangen sein, und manchmal war er sogar zu bewegen, behangen mit all seiner Würde in meinen hellen Fluss zu steigen und munter darin herumzuschwimmen. Späterhin wäre es undenkbar gewesen, dass er sich vor ackernden Knechten und Bauern im Badeanzug präsentiert hätte und, ein prustender Triton, in ihrer Gegenwart ans Ufer gestiegen wäre. Er stellte die seltsamste je mir untergekommene Mischung dar von wirklicher menschlicher Grösse und einer Reihe von kleinen und auch grossen Schwächen, deren Erwähnung man mir heute, wo ich Abschied von ihm nehme, gewiss nicht verübeln wird. Als Mensch war er einer jener grossen melancholischen Esser, die gern an einsamer Tafel und mit traurigen Augen ihre Orgien feiern, und mit einiger Heiterkeit erinnere ich mich eines Abends, wo er in meinem Hause bei einem kleinen Nachtmahl zu dritt – es war in den letzten Wochen des Ersten Welt-

krieges, und man konnte seinen Gästen nicht viel vorsetzen – predigend und eifernd eine komplette Gans verschlang, ohne dass für seine beiden Tafelgenossen – ausser mir war noch Albers anwesend – ein Bissen übriggeblieben wäre. Seine Vorliebe für die massiven Diners, die ihm späterhin seine industriellen Mäzene vorsetzten, war nicht die einzige Eigenschaft, die erheiternd wirkte. Als ich ihn, noch vor seinem ersten grossen Erfolg, kennenlernte, hatte er mich gebeten, ihn in seiner kleinen Wohnung (ich glaube in der Münchener Agnesstrasse)² nicht zu besuchen, da es dort zu eng sei und er mir doch einst seine Bibliothek in ihrem ganzen monumentalen Umfang anderweitig zu zeigen hoffe. 1926, als er den Anschluss an die Gewaltigen des Langnamvereins[^] gefunden hatte und in die pompöse Wiedenmayerstrasse am Isarufer übergesiedelt war, führte er mich dort wohl durch die Flucht seiner gewaltigen Säle, zeigte mir auch seine Teppiche und Bilder und selbst sein Bett, das mit seiner Breite von fünf Fuss an sich schon eine Sehenswürdigkeit war und eigentlich einem Katafalk gleich . . . wurde aber offensichtlich verlegen, als ich nun endlich in die Bibliothek geführt werden wollte. Schliesslich, als ich nicht nachgab, stand ich in einem ziemlich kleinen Zimmer, wo auf einer recht schäbigen Nussbaumstellage neben einer Batterie von Ullsteinbänden und Kriminalromanen das stand, was man gemeinhin «schweinsche Biecher» nennt. Nie sah ich dabei ein Mannsbild mit so geringem Humor und so ausgeprägter Empfindlichkeit gegen eine noch so bescheiden angebrachte Kritik. Das Schicksal hat es nun einmal so gewollt, dass er, der nichts so hasste wie Windbeutelereien, in seinem «Untergang des Abendlandes» zwischen all seinen grossartigen Deduktionen eine Menge von Unrichtigkeiten, Flüchtigkeiten und auch von Irrtümern stehen liess . . . dass er also Dostojewski in Petersburg statt in Moskau zur Welt kommen lässt, dass der Herzog Bernhard von Weimar vor Wallensteins Ermordung stirbt und dass aus all diesen Irrtümern immerhin gewichtige Schlüsse gezogen werden. Wehe dem, der es gewagt hätte, ihn auf diese Dinge, die schliesslich einem jeden unterlaufen könnten, aufmerksam zu machen! Ich entsinne mich einer ergötzlichen Szene, die sich in meinem Elause abspielte, als er nach seiner Gewohnheit nach dem Abendessen ins Dozieren und Predigen geraten war, inzwischen aber einen seiner zu den Gästen gehörigen Schüler katechisierte. Das Erheiternde war, dass dieser eben aus Afrika mit einer schweren Malaria heimgekehrte Schüler eingeschlafen war und sehr laut in seinem Sessel schnarchte, auf jede Frage des Meisters aber zwischen einem Schnarcher und dem anderen nach dem Prinzip von *his masters voice* prompt und absolut in Spenglerscher Diktion antwortete. Er, der Meister, hätte sich eigentlich

freuen können und hätte bestimmt lachen sollen, war aber tief gekränkt und wollte fortan mit dem Sünder nichts mehr zu tun haben. Er war wirklich der humorloseste Mensch, der mir je begegnet ist; er könnte in dieser Hinsicht nur überboten werden von Herrn Hitler und dem Nazismus, der ja alle Aussicht hat, an beidem zu sterben: an seiner penetranten Humorlosigkeit sowohl wie an der Langeweile des öffentlichen Lebens, das unter seiner Herrschaft nachgerade in Leichenstarre verfallen ist und das uns schon im vierten Jahre anödet. Um auf Spengler zurückzukommen: wer da glaubt, ich wolle ihm mit der Aufzählung seiner mannigfachen Schwächen Abbruch tun, soll sich getäuscht haben. Ich brauche nicht an seine unvergängliche frühe Arbeit über Theokrit, nicht an die Tatsache zu erinnern, dass er schliesslich System in die Ahnungen einer ganzen Generation gebracht hat: wer ihm je begegnet ist, weiss um den Nimbus des Bedeutsamen, der auch in seinen schwachen Stunden nicht zerriss, um dieses Stück besten humanistischen Schulmeistertums, das in ihm fortlebte, um dieses Antlitz, aus dem der Stoizismus spätrömischer Porträtbüsten einem entgehblickte.

Ob er je den Einbruch der Irrationale erkannt hat, die nun an den Gehegen unseres Lebens erscheint ... ob er geahnt hat, dass der von ihm verkündete Untergang des Abendlandes tatsächlich doch nur den Untergang der in den letzten vierhundert Jahren vom Renaissancemenschen geschaffenen Welt bedeutet: ich weiss es nicht. Sein Verhängnis war, dass er, mitten in seiner Bahn, in Abhängigkeit von der schwerindustriellen Oligarchie geriet und dass diese Abhängigkeit mit der Zeit auch sein Denken zu beeinflussen begann: ich wenigstens weiss beim besten Willen nicht, wie man die 1922 im zweiten Bande des «Unterganges» ausgesprochene grossartige Prophetie von der bestimmenden Zukunft des Dostojewskischen Christentums in Einklang bringen will mit jener technokratischen Apodiktik, die seine späteren Werke füllt. Seine Tragik war, dass eine höchst intellektualistische und ... ich möchte sagen privatdozentenhafte Trauer ihn hinderte, an Götter, geschweige denn an Gott zu glauben. Seine Schüler haben ihn in dem Augenblick verlassen, wo er, um 1926 herum, seinen Frieden mit der deutschen Gegenwart machte: nicht etwa mit den Nazis – ich wüsste keinen, der sie, beim Schlafengehen, im Traum und beim Erwachen, so gehasst hätte wie eben er –, wohl aber mit jenen berittenen Kaufleuten von der Ruhr, die nach dem Sturz der Monarchie sich zu den eigentlichen Heyen im Staate gemacht hatten und die Spenglers Sehnsucht nach patri/ischer und auch hedonistischer Lebenshaltung bereitwillig entgegenkamen. Die Schwungkraft jenes Geistes, dem wir die Visionen seines ersten Werkes verdanken, war gebrochen

in dem Augenblick, wo die Raben . . . nicht die des heiligen Antonius, sondern die des Herrn Thyssen und Hösch, seinen Tisch mit schweren Burgundern zu beschicken anfangen. Folgerichtig ist er dieser epikureischen Veranlagung, seiner Vorliebe für die schweren Saucen und der unvergleichlichen Kochkunst seiner Schwester, die ihm die Wirtschaft führte, erlegen. Die Nazis, sie in ihrer kümmerlichen, von stigmatisierten Volksschulmeistern und verbummelten Kriegsleutnants bedienten Presse, bejubeln seinen Heimgang und erklären triumphierend, dass einer ihrer Opponenten nach dem anderen dahingehe. Indes liegt der zweite, unveröffentlichte Band seiner «Jahre der Entscheidung», die ihn mit dem ersten beinahe zum Märtyrer gemacht hätten, wohlbehalten in einem Schweizer Banksafe, der Urständ wartend, die unser aller Hoffnung ist'.

Juli 1936

In München, das mir einst so vertraut war und das mich heute nach dem Verschwinden fast aller mir bekannten Gesichter fast fremd ansieht ... in diesem von den Preussen okkupierten München also hat sich eine amüsante Geschichte ereignet. Herr Esser?, der Verkehrsminister, der nach seinen ziemlich bekanntgewordenen Gepflogenheiten eigentlich wohl die Bezeichnung Geschlechtsverkehrsminister führen sollte, knüpft ein Liebesverhältnis mit der Tochter eines Weinwirtes in der Nähe des Hofbräuhauses an und wird von dem empörten Vater dermassen verprügelt, dass er nicht mehr ausgehen und, kompromittiert wie er ist, in München sich nicht mehr sehn lassen kann. Nach den Gepflogenheiten dieses Staates, der ja für seine Institutionen jedwede Sauberkeit gepachtet hat, fällt er wenige Tage später die Treppe hinauf und wird in Berlin in eine weit höhere Stelle berufen, von der aus er jüngst erst verkündete, der individuelle Auslandsreisende gehöre hinfort der Vergangenheit an und nur noch in den bekannten Rudeln der Organisation «Kraft durch Freude» werde hinfort der Deutsche sein Land verlassen können. Wir haben also alle Aussicht, auch den Rest unserer Bewegungsfreiheit einzubüssen, und werden so vollends die Gefangenen dieser Herde böser Affen sein, die sich vor drei Jahren unseres Hauses bemächtigt haben.

Wie, darüber hatte ich jüngst mit einem inzwischen aus Deutschland verschwundenen Berliner Herren eine sehr, sehr seltsame Unterredung. Nach dessen Darstellung kommt das, was uns als «Machtübernahme» und «Deutsche Revolution» serviert wird, auf eine gigantische Erpressung hinaus, die man an dem alten Hindenburg verübt hat. Der alte Marschall nämlich, von Elause aus arm und in seinen letzten Jahren auf Mehrung seines Vermögens bedacht, scheint die Verwaltung seiner wirtschaftlichen

Angelegenheiten seinem Herrn Sohn, dem bekannten Oberst v. Hindenburg, anvertraut zu haben, der sich, seinerseits beraten von dem unvermeidlichen Herrn Meissner, in den Jahren vor 1929 stark in Börsenpapieren engagiert und sich, bei währender Wirtschaftskrise, plötzlich einer rasch wachsenden Bankschuld von dreizehn Millionen gegenuserieht. Zugunsten des alten Marschalls will ich gern annehmen, dass er, krank wie er damals schon war, von den weiteren Operationen seines Herrn Sohnes nichts gewusst hat. In jedem Fall aber lässt nach dieser Version Hindenburg der Jüngere in der Folgezeit sich zu fragwürdigen Manipulationen hinreissen, die angeblich mit der berüchtigten «Osthilfe»⁶, möglicherweise auch mit dem unvermuteten Sturz des Kabinetts Brüning zu tun haben, wie er durch die berüchtigte Clique des Herrenklubs? herbeigeführt worden ist. Nach dieser Version bekommen von all diesen das Tageslicht scheuenden Manipulationen die Nazis, die im Sommer 1932 mit ihrem Heer von Agenten ja bereits die ganze Staatsverwaltung unterminiert hatten, Wind, verschaffen sich Photokopien von den entscheidenden Dokumenten und fühlen sich seither als Herren der Situation. Hindenburg der Vater, der im August 1932 erstmalig Hitler empfängt, äussert zwar nach dieser denkwürdigen Audienz, «er werde diesen böhmischen Gefreiten nicht einmal zum Postminister, geschweige denn zum Kanzler machen, scheint aber damals schon seine Handlungsfreiheit eingebüsst zu haben: anders lässt es sich kaum erklären, dass er, der Staatschef, zu der ungeheuerlichen Unverschämtheit schweigt, mit der Hitler im gleichen Monat die eben verurteilten nazistischen Mörder des Arbeiters Potempa⁸ telegraphisch begrüsst, sie seines bald wirksam werdenden Schutzes versichert und so die von Hindenburg repräsentierte Staatsmacht höhnisch herausfordert.

Wie dem auch sei – an der Jahreswende 1932 auf 1933, als der Berliner Verkehrsstreik? inzwischen auch die Mitglieder des ehemaligen Papenkabinetts mürbe gemacht hat und die vom Zentrum eingebrachte Interpellation über die Osthilfe sich dem gefahrliehen Thema der Gutsverwaltung von Neudeck nähert, beginnt man, immer nach dieser Version, im Lager der Hindenburgs zu zittern, und eben diesen Augenblick scheint Hitler gewählt zu haben, um die bislang ihm verweigerte Kanzlerschaft für sich zu erpressen. Mancherlei Dinge, die mir aus anderen Quellen zukamen, passen ausgezeichnet zu dieser Hypothese. Eine dunkle Andeutung entsprechender Art hat mir im November 1932 Gregor Strasser¹⁰ gemacht, der später im Röhmputsch seine Opposition gegen Hitler mit dem Leben bezahlen musste. So erklären sich auch die geheimnisvollen Konferenzen, die, von der Hindenburgischen wie von der Hitlerschen Seite beschickt, dieser sogenannten deutschen Revolu-

tion vorausgingen und, vermutlich unter Vermittlung der Frau von Schröter¹¹, in der Ribbentropschen Villa stattfanden – diese Konferenzen, bei denen Herr von Papen, der seit dem Verkehrsstreik um das Vermögen seiner reichen Frau zitterte, eine sehr, sehr seltsame Rolle gespielt haben dürfte. Endlich erklärt sich so eine redit merkwürdige Einzelheit, die ich von mehreren Gewährsleuten gehört habe und die sich seither hartnäckig am Leben erhält: dass nämlich Schleicher¹², der Gegenspieler dieser Aktion, nach dem Bruch mit Hindenburg dem Älteren Hindenburg den Sohn auf dem Bahnhof Friedrichstrasse habe verhaften und eine Nacht in Gewahrsam halten lassen. Exekutor dieser Aktion scheint jener General von Bredow gewesen zu sein, der dann auch prompt anderthalb Jahre später, im Röhmputsch, mit Schleicher zusammen diese im letzten Augenblick gegen das drohende Hitlerkabinett versuchte Abwehraktion mit dem Leben büsste. Wie dem auch sei, es scheint wirklich so, als verdankten wir das unermessliche Elend, das durch diesen Kabinettswechsel über uns alle gekommen ist, eben dieser Erpresseraktion und somit einer augenblicklichen Verlegenheit des Hauses Hindenburg.

Ich habe nicht die Mission, mit einem Toten zu rechten, dessen passive Haltung am 9. November 1918 mir freilich auf einen Verrat an der Krone hinauszukommen scheint. Tief zu denken gibt mir das, was von seinen letzten Lebenstagen erzählt wird. Danach also habe der sterbende Marschall Hitler die Tür zum Krankenlager verbieten lassen, bis dieser Unflat, dessen Prestige ohne einen letzten Empfang am Sterbebette einen schweren Stoss erlitten hätte, gewaltsam eindrang und nun zum Gegenstand einer seltsamen und eigentlich schaurigen Valediktion wurde: der Sterbende nämlich, der sich selbst seinen am Kaiser sechzehn Jahre zuvor verübten Verrat nie hat vergeben können, soll ihn für eben den Kaiser gehalten, ihm die Hand gestreichelt und ihn *um Verzeihung gebeten haben*^{1*}.

Ist auch nur ein Bruchteil von all diesen Versionen wahr, so kann sich Deutschland auf einen Skandal gefasst machen, wie er in seiner Geschichte noch nicht dagewesen ist. Ich denke dabei weniger an die statuarische Büste des alten Mannes, der seiner Zeit nicht mehr gewachsen und bei klaren Sinnen einer inkorrekten Handlung sicherlich nicht fähig war. Ich will auch gern glauben, dass seine oft an Indolenz grenzende Ruhe im Weltkrieg sehr oft die Situation dort rettete, wo sie durch die Polypragmasie Ludendorffs gefährdet erschien. Die in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Witwe des Generals Hoffmann^{1*}, die mich letztthin hier im Chiemgau besuchte, schüttete, gleich am ersten Tage, auf meinen Tisch einen Stoss von Kriegsbriefen ihres Gatten, von welchem Stoss mir ein aus dem Spätherbst 1914 am Vorabend des nordpolnischen Feldzuges da-

tiertes Schreiben in unzerstörbarer Erinnerung geblieben ist. «Er ist (gemeint ist der Oberkommandierende) eigentlich den ganzen Tag auf Jagd, kommt erst des Abends aufs Bureau, lässt sich unsere Befehle für den nächsten Tag vorlesen und sagt dann ‚Mit Jott Kinder, ich kanns ooch nich besser‘. Für die nächsten Tage hat sich Herr von Bethmann-Hollweg bei uns angesagt, um sich bei Hindenburg nach der strategischen* Lage zu erkundigen. Da werden wir ihm wohl erst sagen; müssen, was er von der strategischen Lage zu halten hat, denn\ er weiss nicht einmal, wo seine Truppen stehn.» Ich habe, wie gesagt, nicht mit dem Toten zu rechten, der zuletzt an einer Stelle stand, die er nicht auszufüllen vermochte und für die er zu alt und wohl auch zu krank war.

Zu rechten habe ich mit der Dummheit eines ganzen Volkes, das sich dieses Sammelsurium von Unzulänglichkeit und nutzniessender Fallotten hat gefallen lassen. Die Deutschen, solange sie ihr Schicksal wechselnden Kabinetten anvertraun, werden ihre Wirrsale, ihre Kämpfe, ihr politisches Flagellantentum nie loswerden. Die Deutschen, wie sie sind, benötigen des Herren. Freilich, er muss anders aussehen als dieser «allergnädigste Zigeunerprimas», den uns das Schicksal in unserer kritischsten Stunde bescherte.

11. August 1936

Mit Frankenberg, den ich in München treffe, spreche ich über Röhms. Röhms also, wie von einem alten Soldaten nicht anders erwartet werden konnte, hat den Tod tapfer und standhaft empfangen, nachdem er zuvor noch weidlich über den miserablen Gefängniscaffee gescholten hatte – jedenfalls ist die von Goebels und seinen Helfershelfern verbreitete Version, er habe vor den Henkern sich unter dem Bette versteckt, eines der übelsten, in der Giftküche dieses Propagandaministeriums ausgeheckten Bubenstücke, die feige Beschimpfung eines Toten, wie sie früher oder später an dem Verleumder sich zu rächen pflegt. Über den jungen Sprei¹⁵ übrigens höre ich, dass er im Tode Hitler habe hochleben lassen. Bei dem Musikkritiker Schmid¹⁶, der gewissermassen aus Versehen in unseliger Verwechslung mit einem Namensvetter hat sterben müssen, scheint man nach dem bei diesem Namen ja recht aufschlussreichen Telefonverzeichnis vorgegangen zu sein und nach dem Verfahren «sicher ist sicher» erst eine ganze Reihe anderer Schmid's ins Jenseits befördert zu haben, bis man an den richtigen kam. Endlich wäre der zweiundsiebzigjährige Herr von Kahr zu erwähnen, der keineswegs erschossen, sondern auf dem Hof des Hotels «Marienbad» von SS-Strolchen mit Stiefelabsätzen totgetreten wurde¹⁷.

Die ganze Angelegenheit ist eine der dunkelsten und rätselvollsten Affären dieser letzten Jahre und wird einmal scheussliche Enthüllungen zeitigen. Täuscht nicht alles, so haben sich hier sehr verschiedene Putschabsichten gekreuzt. Der alte Hugenberg soll einige Tage vorher im Ufakasino von «zu erwartenden Ereignissen» gesprochen haben, die «der Ufa bald eine freie, von der Zensur unbeschwerte Produktion gestatten würden», während Papen in seiner Marburger, ihm von seinem Adlatus Jung ausgearbeiteten Rede sich den Anschein gab, als sei er, der vielgewandte Odysseus, zu einem reumütigen Rückmarsch ins Lager des Zentrums bereit. Jung¹⁸, den ich zeitweilig für einen Juden gehalten habe und der jedenfalls ein von seinem Geltungsbedürfnis geradezu besessener politischer Geschäftemacher gewesen ist, hat diese Rede mit dem Leben bezahlt, während sein Herr und Meister Papen, der den Galgen allein schon für seine hyperbolische Dummheit verdient hätte, sich unter die schützenden Fittiche des alten Hindenburg flüchtete. Ich für mein Teil hoffe, dass er, der momentan mit der Unterminierung Österreichs beschäftigt ist und überall dort Verwendung findet, wo Politik sich in kleine Intrige und das auflöst, was Bismarck die «tägliche Dreckarbeit» nannte . . . ich für mein Teil hoffe, dass er seinem Schicksal nicht entgehen wird. Er, der hinter dem äusseren Gehabe eines Gentlemans das Ehrgefühl und das Gewissen eines Metzgerhundes birgt und von jeher hohe Politik sich als eine Kette von Durchstechereien und Pferdediebstählen vorstellte, ist bei aller Schlaueit dumm wie ein Ofenrohr – von jener Dummheit des Herzens und Gewissens nämlich, die sich mit Gerissenheit durchaus paaren kann und keineswegs eine Entschuldigung, sondern ein Laster ist. Um übrigens auf die Röhmaffäre zurückzukommen: so scheint es, als habe der grosse Manitu bei seinem Apachenvorstoss auf Wiessee^{1^} an einigen seiner Gegner das Amt des Henkers allerhöchsteigenhändig vollzogen. Andererseits höre ich, dass das eine dieser Opfer – es dürfte Heines gewesen sein – wutbrüllend und mit der Pistole in der Hand sich zur Wehr setzte, mit der Waffe seinen Reissaus nehmenden Herren und Meister Hitler über die Treppen verfolgte, bis der Flüchtende durch Zuschlägen einer eisenbeschlagenen Bodentür sich in Sicherheit brachte. Für einen jungen Staat ein ganz netter Start im hamletischen Stil – ein Auftakt, der für die Zukunft allerlei verspricht.

Ich inzwischen, an meinem Buche über das Münsterer Wiedertäuferreich arbeitend, lese in tiefer Erschütterung die mittelalterlichen Berichte über diese echte deutsche Häresie, die in allem und jedem ... ja selbst in den lächerlichsten Einzelheiten eine Vorläuferin der nun von uns erlebten gewesen ist. Wie das heutige Deutschland, so löst für Jahre sich auch je-

ner münstersche Stadtstaat völlig aus der zivilisierten Welt, wie Nazideutschland, so verzeichnet er durch lange Zeiten Erfolg über Erfolg und erscheint unbezwinglich, um schliesslich in einem ganz unerwarteten Augenblick und sozusagen über eine Bagatelle zu stürzen . . .

Wie bei uns, so ist auch dort ein Misstratener, ein sozusagen im Rinnstein gezeugter Bastard der grosse Prophet, wie bei uns kapituliert vor ihm, unbegreiflich für die staunende Umwelt, jeder Widerstand, wie bei uns (denn jüngst erst haben in Berchtesgaden verzückte Weiber den Kies verschluckt, auf den er, unser allergnädigster Zigeunerprimas, soeben seinen Fuss gesetzt hatte!) . . . wie bei uns also sind hysterische Weiber, stigmatisierte Volksschulmeister, fortgelaufene Pfaffen, arrivierte Kuppler und Outsider aller Berufe die Hauptstützen dieses Regimes. Die Ähnlichkeiten häufen sich in einem Masse, dass ich sie, um meinen Kopf nicht noch mehr zu gefährden, direkt unterdrücken musste. Ein Mäntelchen von Ideologie verhüllt in Münster just wie bei uns einen Kem von Geilheit, Habgier, Sadismus und bodenlosem Geltungsbedürfnis, und wer an der neuen Lehre zweifelt oder sie gar bekrittelt, ist dem Henker verfallen. Wie bei uns im Röhmputsch Herr Hitler getan, so spielt in Münster dieser Bockelson den Staatshenker, wie bei uns gilt die spartanische Legislatur, in die er das Leben der *misera plebs* einspannt, beileibe nicht für ihn und seine Gangsterbande. Wie bei uns umgibt Bockelson sich, unerreichbar für jedes Attentat, mit seinen Tappedürs, wie bei uns gibt es Strassensammlungen und «freiwillige Spenden», deren Verweigerung die Acht zur Folge hat, wie bei uns narotisiert man die Masse mit Volksfesten und errichtet unnütze Bauten, um dem Mann von der Strasse ja keine Atempause zum Nachdenken zu geben. Just wie Nazideutschland, so schickt auch Münster seine fünften Kolonnen und Propheten zur Unterminierung der umliegenden Staaten aus, und dass der münstersche Propagandaminister Dusentschnur, just wie sein grosser Kollege Goebbels, gehinkt hat, ist ein Witz, den die Weltgeschichte sich vierhundert Jahre vorwegnahm: eine Tatsache, die ich, vertraut mit dem Rachebedürfnis unseres Reichslügenbeutel, wohlweislich in meinem Buch unterdrückt habe. Aufgerichtet auf den Fundamenten der Lüge, reckt sich da, an der Wende von Gotik und Neuzeit für kurze Zeit ein Banditenstaat, der die ganze alte Welt nebst Kaiser und Reichständen und allen alten Bindungen bedroht und im Grunde nur den Zweck hat, die Herrschergelüste von ein paar Banditen zu stillen, und was uns selbst heute an dem Schicksal der Münsterer von 1534 noch fehlt – etwa, dass man in der belagerten Stadt vor Hunger seine eigenen Exkreme und schliesslich sogar seine eigenen, vorsorglich eingepökelt Kin-

der verschlang: all das könnte über uns just noch so kommen, wie einst über Hitler und seine Trabanten das unausbleibliche Ende der Bockelson und Knipperdolling kommen wird.

Betroffen stehe ich vor diesen vierhundertjährigen Akten, befallen von der Ahnung, dass diese Ähnlichkeit keineswegs durch einen Zufall, sondern durch die schaurige Periodizität seelischer Abszessentleerungen bedingt sein könnte. Denn was wissen wir schon von jenen unterirdischen Schluchten und Gewölben, die sich unter dem Lebenshaus eines grossen Volkes ins Unbekannte verlieren – von jenen Katakomben, in denen einst alle unsere trüben Wünsche, unsere Angstträume und Plagegeister, unsere Laster und vergessenen und ungesühnten Todsünden eingesargt sind seit Generationen? In gesunden Zeiten durchziehen sie als albischer Spuk unsere Träume, dem Künstler erscheinen sie als satanische Visionen – dann strecken an unseren Kathedralen die gotischen Wasserspeier obszöne Hintern in die Luft, und es ziehen über Grünewalds heilige Tafeln mit geschnäbelten Fratzen und Krallenfüssen die Symptome aller Laster und jene Geissler, die, auf dass das Gesetz erfüllet werde, auf den Salvator einschlagen, und siehe, fast tun sie in der Automatie dieser Gesetzerfüllung dem Beschauer leid . . . Wie nun aber, wenn nun alles dies, was sonst in unseren Verliesen verborgen gehalten wird, in der blutreinigenden Funktion eines Furunkels nach aussen drängt, wenn jene Unterwelt von Zeit zu Zeit den Satan gebiert, der ihre Gruftdeckel sprengt und die bösen Geister der Pandora-büchse entweichen lässt? War es nicht just so in dem vorher und hinterher so konservativen Münster, und erklärt sich nicht dort wie bei uns die rätselhafte Tatsache, dass dies alles ohne Widerstand der Guten in einem an sich ordentlichen und nüchtern-fleißigen Volke geschah, durch die nämliche schaurige und unberechenbare kosmische Drehung, die eben, seit der ersten Stunde dieses Hitlerregimes, durch Sonnenflecken das Wetter, durch unentwegt verregnete Sommer die Ernten verdirbt, mit unbekanntem Ungeziefer die alte Erde überzieht und in einem unvorstellbaren Ausmasse die Begriffe von Recht und Unrecht, mein und dein, gerade und ungerade, Tugend und Laster, Gott und Satan verwirrt?

Ich kam neulich in München, wo man gerade mit Tubaton und Paukenkrach eines der nun alltäglichen Feste feierte, in einem gewohnten Hotel am Bahnhof nicht unter, ich fand ein Notquartier in der Altstadt gegenüber einem Schulhaus, in dem man jetzt, in den Ferien, einen wandernden Trupp der Hitlerjugend untergebracht hatte.

Ich sah einen dieser Buben, der eben seinen Tornister abgeworfen hatte, sich umsehn im leeren Klassenzimmer, ich beobachtete, wie sein Blick auf den über dem Katheder hängenden

Cruzifixus fiel, wie mit einem Male dieses junge und noch weiche Gesicht in Wut sich verzerrte und wie er das Symbol, dem die deutschen Dome und die tönenden Säulenhallen der Matthäuspasion geweiht sind, von der Wand riss und wie er es durchs Fenster auf die Strasse warf . . .

Mit dem Ausruf «Da lieg, du Saujud!»

Dies also habe ich gesehn. In meiner Bekanntschaft habe ich es mehrfach erlebt, dass Kinder ihre Eltern politisch denunzierten und damit ans Messer lieferten – ach, ich glaube nicht, dass alle diese Kinder *in nuce* geborene Teufel waren; just, wie jener Christusstürzer gestern noch sich berauscht haben mag am Märchen vom Machandelbaum oder gar von jenem getreuen Heinrich, dem in seiner Treue und in seinem Kummer um seinen gebannten und verzauberten Herrn ums Herz ein Eisenreif gewachsen war.

Mein Leben in diesem Pfuhl geht nun bald ins fünfte Jahr. Seit mehr als zweiundvierzig Monaten, denke ich Hass, lege mit Hass mich nieder, träume Hass, um mit Hass zu erwachen: ich ersticke in der Erkenntnis, der Gefangene einer Horde böser Affen zu sein, und zermartere mir das Hirn über das ewige Rätsel, dass dieses nämliche Volk, das vor ein paar Jahren noch so eifersüchtig über seinen Rechten wachte, über Nacht versunken ist in diese Lethargie, in der es diese Herrschaft der Eckensteher von gestern nicht nur duldet, sondern auch, Gipfel der Schande, *gar nicht mehr imstande ist, die eigene Schmach als Schmach zu empfinden . . .*

Letzthin in Seebruck sah ich Herrn Hitler, bewacht von seinen vorausfahrenden Scharfschützen, beschirmt von den Panzerwänden seines Autos, langsam vorübergleiten: versulzt, verschlackt, ein teigiges Mondgesicht, in dem wie Rosinen zwei melancholische Jettaugen stecken.

So traurig, so über die Massen unbedeutend, so tief missraten, dass noch vor dreissig Jahren, in den trübsten Zeiten des Wilhelminismus, dieses Antlitz schon aus physiognomischen Gründen unmöglich gewesen wäre und, auf einem Ministersessel, sofort die Gehorsamsverweigerung . . . nicht der Vortragenden Räte, nein, selbst die des Portiers und der Reinemachefrauen zur Folge gehabt hätte. Heute? Ich höre, dass Herr Hitler letzthin einen Vortrag des Herrn Keitel, der seine Unzufriedenheit erregte, damit beendete, dass er dem General (der physiognomisch freilich gut zu ihm passt) eine Bronzefase an den Kopf warf. Heute also? Im Zeichen einer im Pfuhl ihrer Schmach versinkenden Menge? «Und alles, was sie taten, das musste recht sein, so war es Gottes Wille.» Das lese ich in einer münsterischen Chronik des sechzehnten Jahrhunderts. Ich bin weder Okkultist noch Phantast, ich bin mit all meinen Ahnungen ein Kind meiner Zeit und halte mich nur an das,

was ich sah und was mir immer wieder sich aufdrängt als des Rätsels einzige Lösung.

Nein, dieser, den ich da vorüberziehn sah, im Gehege seiner Mamelucken, wie den Fürst dieser Welt, er ist kein Mensch. Er ist eine Figur aus einer Gespenstergeschichte.

Persönlich, keineswegs in seinen Versammlungen, sondern eben von Mann zu Mann und mithin sozusagen in «freier Wildbahn», bin ich ihm ein paarmal begegnet.

Neunzehnhundertundzwanzig fand ich bei meinem Freunde Clemens zu Franckenstein²⁰, der damals die Lenbachvilla bewohnte, einen seltsamen Heiligen vor, der nach Angaben des Dieners Anton partout sich nicht hatte abweisen lassen und schon eine volle Stunde dort sass. Er war es, er selbst! Bei Clé, der bis zur Revolution ja Generalintendant der Königlichen Hofbühnen gewesen war, hatte er sich Eintritt verschafft unter Berufung auf sein Interesse für Operninszenierung, die er mit seinem früheren Beruf in Zusammenhang brachte und die er sich vermutlich als eine Kette von Dekorateur- und Tapeziererkunststücken vorstellte. Gekommen war er, damals noch ein unbekannter Outsider, sozusagen en *pleine carmagnole*, hatte für diesen Besuch bei einem Unbekannten sich mit Reitgamaschen, Reitpeitsche, Schäferhund und Schlapphut ausgestattet und wirkte auf diese Weise zwischen diesen Gobelins und diesen kühlen Marmorwänden seltsam wie ein Cowboy, der es für richtig befunden hatte, mit Lederhosen, Monstresporen und Colt sich auf den Stufen eines Barockaltars niederzulassen. So – damals noch hager und scheinbar sogar ein wenig verhungert – sass er da mit dem Gesicht eines stigmatisierten Oberkellners, fühlte sich durch die Anwesenheit eines leibhaftigen «Herrn Baron» ebenso beglückt wie gehemmt, wagte aus lauter Ehrfurcht gewissermassen nur auf der einen Hälfte seines asketischen Allerwertesten zu sitzen und schnappte nach den liebenswürdig-kühlen Zwischenbemerkungen des Hausherrn beglückt wie ein verhungertes Strassenköter, dem man einen Brocken Fleisch zuwirft. Vom Hundertsten ins Tausendste kommend, bestritt er die Unterhaltung durchwegs allein, predigte dabei wie ein Divisionspfarrer und geriet, ohne etwa in Differenz mit uns geraten zu sein, lediglich in unbewusster Erinnerung an die gewohnte Akustik des Zirkus Krone dermassen ins Schreien, dass schliesslich Franckensteins Hauspersonal, einen Auftritt zwischen Hausherrn und Gast befürchtend, zusammenlief und zum Schutze meines Freundes ins Zimmer kam. Als er ging, sassen wir schweigend und in einer gewissen Ratlosigkeit uns gegenüber . . . keineswegs amüsiert, sondern mit jenem peinlichen Gefühl, das man haben mag, wenn der einzige Mitreisende, mit dem man ein Coupé geteilt hat, sich als

ein Geistesgestörter erweist. Lange sassen wir, ohne dass ein Gespräch in Gang kommen wollte. Schliesslich stand Clé auf, öffnete eines der riesigen Fenster und liess von draussen die föhnwarme Frühlingsluft herein. Ich will nicht sagen, dass jener trübe Gast unsauber gewesen wäre und die Atmosphäre auf die in Bayern landesübliche Weise verdorben hätte. Gleichwohl wurden wir nach ein paar Atemzügen unseren beklemmenden Eindruck los. Es war kein unsauberer Leib, wohl aber der unsaubere Geist eines Missratenen im Zimmer gewesen.

Der Zufall wollte es, dass ich, der ich damals die Reitbahn der Münchener Kasernen benützte und gelegentlich im Löwenbräukeller einen kleinen Imbiss nahm, dem nämlichen Manne zum zweiten Male begegnete. Hier, wo er nicht von dem Gefühl gepeinigt war, dass man ihn in jedem Augenblick an die Luft setzen könnte, peitschte er nicht, wie er bei Franckenstein getan, mit seiner unglückseligen Reitpeitsche seine unglückseligen Reitgamaschen, und auf den ersten Blick schien jene verkrampfte Unsicherheit verschwunden zu sein. Um so mehr geriet er auch diesmal ins Predigen und ergoss über mich, der ich nach dem anstrengenden Reiten den Appetit eines Mastodons und ein ausgesprochenes Verlangen nach Ruhe hatte, den ganzen Ozean jener augenzwinkenden politischen Platitüden, die sein bekanntes Buch füllen. Ich erspare aus begreiflichen Gründen dem, der einmal diese Zeilen liest, die Einzelheiten. Es war jener Kleinleutemachiavellismus, mit dem er sich die Politik eines künftigen Deutschland als eine Kette von politischen Einbruchsdiebstählen, die Tätigkeit des leitenden Staatsmannes aber als Kette von Unterschlagungen, Urkundenfälschungen und Vertragsbrüchen vorstellte, die ihm dann bei allen Volksschulmeistem, Steuersupernumeraren, Stenotypistinnen ... kurz bei allen jenen, die inzwischen wirklich zu Stützen seines Regimentes geworden sind, den Ruf eines fabelhaften Kerls, eines politischen Dschingis-Khan eintragen sollten. Mit seiner öligen Locke, die ihm bei solchen Predigten ins Gesicht glitt, glich er in diesen Augenblicken einem Heiratsschwindler, der vor der Tat erzählt, auf welche Manier er liebeshungrige Köchinnen hineinzulegen gedenke. Der Eindruck einer entfesselten *Dummheit* – jener Dummheit, die er mit seinem Leibmamelucken Papen teilt, jener Dummheit, die Staatsmannschaft mit Betrug beim Pferdehandel verwechselt –, dieser Eindruck war nicht der letzte und nicht der bestimmende. Von einem Male zum anderen nämlich überraschte es mich immer mehr, dass dieser zwischen Schweinswürsteln und Kalbshaxen predigende Machiavell beim Abschied, wenn ich ihm die Hand reichte, die Verbeugung eines Kellners machte, der ein leidliches Trinkgeld empfing: vermittelt jenes berühmte Bild des Potsdamer Tages, wo der alte Hindenburg ihm die Hand

reichte, nicht den nämlichen Eindruck eines trinkgeldempfangenden Oberkellners? Ich habe ihn später vor Gericht gesehen, als sein Name die Reichweite des Münchener Burgfriedens schon überschritten hatte und er sich wegen irgendeiner Versammlungsstörung verantworten sollte... ich habe ihn in Berlin beobachtet, wenn er, schon ein berühmter Mann, die Halle seines Hotels betrat: im ersten Falle wartete sein Blick wie der eines oft Vorbestraften auf ein gutes Wort jenes kleinen und höchst subalternen Amtsrichters, der die Verhandlung leitet, im anderen Falle trat er dem Hotelportier gegenüber mit dem krummen Rücken eines Mannes, der in einer Hoteloffice einen Pumpversuch machen will und des Hinauswurfes gewärtig ist. Ungeachtet seiner kometischen Laufbahn hat sich an dieser Diagnose, die ich vor nun zwei Jahrzehnten gewann, absolut nichts geändert. Auch heute noch hält sie bei der Erkenntnis, dass er, jedes natürlichen Selbstbewusstseins und jeder Freude an sich selber bar, im Grunde sich selber hasst und dass seine politische Polypragmasie, sein massloses Geltungsbedürfnis, seine schon apokalyptisch zu nennende Eitelkeit nur dem einen Wunsch entspringt, alle seine schmerzlichen Erkenntnisse, die Selbsterkenntnis eines aus Kehricht und Jauche gefertigten Missgeborenen zu überdonnern. Es mag manches hinzukommen – Erna Hanfstaengl, die ihn besser kennt als ich, berichtet mir von seiner von Tag zu Tag sich steigernden Gespensterfurcht, bei der die Angst vor den Geistern der von ihm Gemordeten ihn vorwärtspeitscht und ihm das längere Verweilen an einem Orte verbietet... es stimmt nicht übel dazu, dass er neuerdings seine schlaflosen Nächte in seinem Heimkino verbringt und dass seine unglücklichen Operateure ihm Nacht für Nacht sechs Filme vorführen müssen ...

Dies alles mag sein. Es kann meine Diagnose nur festigen. Ich glaube nicht einmal daran, dass dieser Mann von Hause besonders amoralisch veranlagt war – die Qualifikation eines grossen Verbrechers täte ihm der Ehre zuviel an. Hätte eine deutsche Regierung durch Errichtung eines Monstreateliers, durch Bezahlen einer Presse, die ihn als grössten Maler aller Zeiten feierte, beizeiten seiner masslosen Eitelkeit genügt, ich glaube, er wäre auf ein höchst ungefährliches Gleis rangiert worden und wäre nie auf den Gedanken gekommen, die Welt in Brand zu stecken. Nein, ich glaube nicht an seine Borgia-Eigenschaften, ich glaube, dass hier der Verdrängungstrieb einer freilich aus Abfall gemachten und tief missratenen Persönlichkeit sich zusammenfand mit einer Laune der Geschichte, die diesen, wie einst den Gerber Kleon, an den Hebeln ihrer grossen Maschinerie eine Weile spielen lässt. Ich glaube, dass dies alles sich zusammenfand mit einer Fieberstunde dieses Volkes.

Ja, ich glaube, dass dieser armselige aus einer Strindbergschen Kothölle entlassene Dämon wie einst jener Bockelson sich zusammenfand mit einer Stunde der Abszessentleerung, dass er kam als Verkörperung aller trüben sonst wohl gebändigten Massenwünsche . . . oh, wahr und wahrhaftig wie sein münsterischer Vorgänger als die Figur einer deutschen Gespenstergeschichte. Ich habe ihn dann, aus der Nähe, noch einmal gesehen ... Es war in jenem ahnungsvollen Herbst 1932, als Deutschland zu fiebern begann. Wir beide, Friedrich von Mücke und ich, soupierten in der Münchener Osteria Bavaria, als er, übrigens allein und ohne die übliche Leibgarde, das Lokal betrat und am Nachbartisch Platz nahm. Dort also sass er, der inzwischen schon ein Gewaltiger geworden war unter den Deutschen . . . sass, fühlte sich von uns beobachtet und kritisiert, fühlte sich infolgedessen höchst unbehaglich und nahm sofort die trotzig Miene eines kleinen Beamten an, der ein ihm sonst nicht zugängliches Lokal betreten hat, nun aber, da er einmal Platz genommen hat, für sein gutes Geld auch verlangt, «dass man ihn ebenso gut bediene und behandle wie die feinen Herren nebenan».

Ja, dort sass er, ein rohkostessender Dschingis-Khan, ein abstinenter Alexander, ein Napoleon ohne Weiber, ein Bismarckaffigio, der bestimmt vier Wochen sich ins Bett legen müsste, wenn man ihm auch nur ein einziges Bismarcksches Frühstück zwangsläufig applizieren wollte ... Ich war mit dem Wagen in die Stadt gekommen, und da die Strassen damals, im September 1932, schon recht unsicher waren, hatte ich eine schussbereite Pistole bei mir und hätte ihn damals in dem nahezu menschenleeren Lokal ohne Weiteres abschiessen können.

Ich hätte es ohne Zweifel getan, sofern mir eine Gewissheit über die Rolle dieses Unflates und über unser jahrelanges Leiden gekommen wäre. Ich nahm ihn damals für nicht mehr als eben eine Witzblattfigur und schoss nicht. Es hätte auch hier, wo im Rate des Höchsten unser Martyrium schon beschlossen war, nichts genützt, und wenn man ihn damals auf ein Eisenbahngleis gebunden hätte, so wäre der heranbrausende D-Zug vorher entgleist.

Man hört heute viel von Attentaten, die ihm galten, und alle missglückten. So wird es sein, und er wird Glück haben, bis seine Stunde gekommen ist. Ist sie gekommen, so wird aus jedem Winkel auf ihn das Verderben zukriechen – aus Winkeln selbst, an die niemand gedacht hat. Jahrelang (und das gilt eben auch für dieses momentan so erfolgreiche Land der Dämonen) scheint Gott zu schlafen. «Wenn aber Gott will», sagt ein russisches Sprichwort, «so schießt auch ein Besen.»

Eine neue Skandalgeschichte alarmierte Deutschland. Putzi Hanfstaengl²¹, Spross der bekannten Münchener Verlegerfamilie und bislang *enfant gâté* der gesamten Hitlerei, fällt über Nacht in Ungnade und stürzt von der Tafel der Götter auf eine höchst skurrile Weise. An einem kalten Februarvormittag lockt man ihn in ein angeblich nach Spanien aufsteigendes Flugzeug, sucht ihn nach einer Serie von Loopings hinauszustürzen und setzt ihn schliesslich, als all diese Versuche an seiner Kaltblütigkeit und seiner beachtlichen Muskelstärke scheitern, irgendwo bei zehn Grad Frost und wehendem Schneesturm in freiem Felde ab. Da also, in Strassenanzug und Strassenschuhen, steht irgendwo in den Wäldern Thüringens der Liebling der Götter, fährt nach Berlin zurück, findet dort sein Amt – er war Dezernent für die gesamte Auslands- presse – geschlossen. Der englische Botschafter, Sir Erik Phipps, der schon im Röhmputsch für Brüning und den Minister Treviranus gesorgt hatte, breitet über ihn seine schützenden Fittiche und verhilft ihm zur Flucht nach England.

Als Grund für diese etwas ungewöhnliche Amtsenthebung wird angegeben, Hanfstaengl habe sich allzu kritisch über die deutsche Einmischung in Spanien geäussert und ausserdem durch ein von ihm beschütztes Filmunternehmen die Interessen des Herrn Propagandaministers gestört. Erzählt wird des Weiteren, er habe sich, angetrunken wie er gerade war, in einem Pariser Café unvorsichtig über die unterirdischen Verbindungen Himmlers zu Tuchatschewski und seinen Leuten geäussert, die in diesen Tagen ja auf der Moskauer Anklagebank sitzen – die Äusserungen seien von Stalinschen Agenten abgehört und hätten dann zu der Aufdeckung des ganzen Komplottes geführt. Wie dem auch sei, er, mit dem ich noch vor wenigen Wochen im Münchener «Regina» soupierte und der mir als liebenswürdiger Mann von guter Haltung bekannt ist, sitzt nun grollend in England, und da er der letzte heute noch am Leben belassene Mitwisser jenes Geheimnisses ist, das den Reichstagsbrand umgibt oder doch umgeben soll²², so befürchtet man in Berlin das Schlimmste und schickt, peinliche Enthüllungen zu verhüten, nach London Hanfstaengls achtzigjährige Mutter, die dem Sohn die *salva guardia* der deutschen Regierung und speziell die des Herrn Göring zusagen soll, widrigenfalls...

Widrigenfalls! Die Hanfstaengls sind mit all ihren wirtschaftlichen Interessen an Deutschland gebunden und sitzen hier und sind jedem staatlichen Zugriff ausgesetzt. Die Mutter fährt denn auch, der Sohn aber pariert keineswegs und erklärt, es sei ihm der Wert Hitlerscher und Göringscher Versprechen wohlbekannt. Dies ist seit einigen Tagen der Stand der erbau-

lichen Angelegenheit. Ich frühstücke, zusammen mit Herrn Arno Rechberg²³, bei Putzis Schwester Erna, die vor Jahren, nach dem verunglückten Coup bei der Feldherrnhalle, Hitler bei sich versteckt hatte und bislang eigentlich als «Lady Patroness» des Dritten Reiches gelten konnte.^{2*} Nun schäumt sie vor Zorn, überbürdet alle Schuld an dem Skandal auf Goebbels, dem sie Neidhammelei, persönliche Ranküne und überdies eine alte, bislang nur in groben Umrissen bekannte Geschichte vorwirft. Im Spätherbst 1933 nämlich, während sie östlich von München am äussersten Rande der Vorstadt Bogenhausen eine sehr einsame Villa bewohnte, bricht man in ihrer Abwesenheit bei ihr ein und durchwühlt, freilich ohne das Gesuchte dort zu finden, ihren Schreibtisch – Herr Himmler, an den sie hilfesuchend sich wendet, erklärt ihr nach Abschluss seiner Untersuchungen, dass es sich um den Anschlag einer sehr hohen, ihm unerreichbaren Persönlichkeit handele und dass man es bei dem Einbruch wohl nicht nur auf ihre Briefe, sondern auch auf ihr Leben abgesehen habe. So lehnt er Weiteres ab und rät ihr dringlichst zu einem Wohnungswechsel in die innere Stadt. Sie befolgt den Rat und gibt mir zu verstehen, dass die «hochgestellte Persönlichkeit» Herr Goebbels gewesen sei, dem es daran liege, gewisse an sie gerichtete Briefe Hitlers in die Hand zu bekommen, um sie einst im Notfälle, etwa nach einem Verlust seiner Stellung und nach einer Flucht ins Ausland, gegen seinen Herrn und Meister Hitler zu verwerten. Eine amüsante Angelegenheit, da unser grosser, körperlich nur etwas kurz geratener Manitu in der sogenannten Kampfzeit um die Liebe dieser im Gegensatz zu ihm höchst pompösen Frau im Format der bekannten Münchner Bavariafigur geworben haben soll. So also leben wir eben in Deutschland. Bei Erna Hanfstaengl frühstückt übrigens mit uns eine junge Engländerin von jenem Typ, der die Mitte zwischen Toilettenseife-reklame und Erzengel hält. Sie heisst Unity Mitford^{2*} und sitzt auf dem Obersalzberg am Hofe des Herrn Hitler, mit dem Ziele, Kaiserin von Deutschland zu werden und die grosse Versöhnung zwischen Deutschland und England herbeizuführen. Diese präponderante Dame also und er, der Herrlichste von allen: *bon voyage . . .*

Ich aber bin inzwischen in Berlin gewesen – in diesem Berlin, das für sich alle Trefflichkeit, Betriebsamkeit und Tüchtigkeit der Welt gepachtet hat und für mein armes Aug' doch nur einer ungeheuerlichen Maschinerie gleicht, der es gefällt, unter einem gewaltigen Aufwand von Getöse und Gedröhn leer zu laufen. Um diesen Punkt vorwegzunehmen – nein, ich glaube nicht an diese oft betonte Berliner Arbeitsorgiastik. Ich kenne wohl dieses «Telephonieren mit Händen und Füssen», diese berühmten Terminkalender, die auf drei Monate voraus

jede Minute mit Geschäften und «Konferenzen» besetzen, ich kenne dieses Organisieren um jeden Preis, diesen verzweifelten Hang zu einem Pseudoamerikanismus und zu einer Vizefeldwebelordnung, die den Abscheu des ganzen Erdballes erregt und die dieses unglückliche Land, solange es sich von dieser in einem verwegenen Sinne *hoffnungslosen* Stadt repräsentieren lässt, immer wieder in aussenpolitische Katastrophen stürzt.

Aber ich glaube nicht, dass hinter dem Anspruch Berlins, die tüchtigste Stadt Deutschlands zu sein, so etwas wie Substanz steht. Ich glaube an einen hysterischen Betätigungsdrang, der wahrscheinlich die Flucht vor der Erkenntnis der eigenen Seelenlosigkeit bedeutet ... Ich glaube an jenen Bluff, der jeden Sklavenhalter von zwei Tippmädchen zum «Herrn Direktor», das Hinterhaus jeder Mietskaseme zum «Gartenhaus», jedes Schiebergespräch über einen Posten Suppenwürfel zur «Konferenz» erhebt. Ich glaube gern an das, was an Berlin wirkliche Substanz ist, was zuverlässig ist und wirklich schafft – an den Arbeiter der Ostviertel, an den Strassenbahnschaffner, den Briefträger und den Rollkutscher, ich glaube an jenen Taxichauffeur, der mich letzthin, als ich einen Wagen nach einer weit entlegenen Vorstadt benötigte, wie ein guter vorsorglicher Vater vor den hohen Kosten warnte und mir in einem Falle, wo er mich hätte schröpfen können, in einem Ausbruch preussischer Sparsamkeit die Ringbahn empfahl. . .

Oh, ich glaube an die brummige Zuverlässigkeit der Berliner Portiersfrau, ich glaube an jenen Humor, der das auf seinem massiven Postament so aufgeregt mit dem Degen fuchtelnde Blücherstandbild mit dem Epitheton «Dass mir hier keener uff den Ofen ruffkommt») versah. Woran ich nicht glaube, das ist jener entsetzliche Schwamm, der seit neunzig Jahren sich hier festgesetzt hat... an diese blaubebrillten Weiber des Westends, die mit meterbreitem Hintern, mit Zwanzigkilobusen und dem bekannten hochgewölbten Fussspann Dame spielen ... an den schon erwähnten Herrn Direktor mit dem Terminkalender, an das Gehabe und Getue all dieser Buchhalter, Patentanwälte und Lotteriekollekteure, die mit der dreifach verschlossenen und schon symbolisch grossen Aktentasche sich das Air von Gesandtschaftsattachés geben und dabei in diesem Ledertresor doch nur drei kümmerliche Käsesemmeln mit sich führen. Typisch für Berlin ist all das viele, was von hier aus in die Welt hinausposaunt wurde, was anspruchsvoll erscheint und hinterher nichts hält: der Hang zu konstruktiven Formen ohne Solidität in Material und Ausführung; der Mechanikerlehrling, der über sorgfältige Handwerkerarbeit erhaben ist und sich sogleich aufs Konstruieren und Erfinden verlegt,

der Kinderwagen in Stromlinienform mit brüchigem Kunstleder, die «sachlich» konstruierte Taschenlampe mit liederlichem Kontaktwerk, die hier ausgeheckte «Neue Sachlichkeit», die am liebsten selbst Bettgestelle und Schreibtische in Eisenbeton ausführen liesse und bei all dem sentimentaler ist als die bekannte «Rasenbank am Elterngrab» und der legendär gewordene Vollbart des Kaisers Friedrich .. .

Die «billige Bauweise» und der Ramsch, der sich unter dem Namen «Werkstoff» birgt, der Anzug aus Faserstoff, der nicht wärmt und sich nicht reinigen lässt, endlich jenes mit Schwefel, Zucker und allen Höllenkünsten der IG-Farben behandelte Klapperschlangengift, das in den Restaurants des Westens als offener Wein verkauft wird – dieses Gebräu, das nach etwas aussehen, nach etwas riechen, spritzig und süffig sein soll, nichts kosten darf und am nächsten Tag den Ahnungslosen mit einem monströsen Katzenjammer beschenkt.

Nein, ich glaube nicht, dass es viele Städte gibt, in deren Büros mit nutzloser Organisiererei, mit intellektualistischem «Wenn und Aber», mit überflüssigem Gerede und mit direktorialem Gepolter so viel Zeit verloren wird, wie eben in Berlin. «Wenn ich», so erzählt mir ein sehr bekannter und mit einer titanischen Arbeitskraft ausgestatteter Filmautor, «mit meinen Entwürfen nach Babelsberg gebeten werde, so finde ich dort um einen grünen grossen Tisch sieben ältere Herren mit sehr hohem Blutdruck versammelt, deren jeder vor sich eine Pillenschachtel stehen hat und die zunächst alle begeistert sind. Dann, wenn alles im Lot zu sein scheint, taucht im Hintergründe ein hornbebrillter Dramaturgenjüngling . . . einer von jener Sorte auf, die im Grunde ihre völlige Überflüssigkeit einsieht und mit vieler Mühe Einwände erfindet, um ihren schäbigen Dreihundertmarkgehältern wenigstens einen Schein von Berechtigung zu geben ... er erhebt sich mit dem Einwand, dass der Entwurf zwar ausgezeichnet sei, dass aber die und die Stelle am Ende den Interessenverband deutscher Tapetenindustrieller vor den Kopf stossen, jene aber in der Perspektive der Marsbewohner, des Zivildienstanwärters und der Stenotypistin mit nicht voller Lyzealbildung unverständlich bleiben könnte. Der Gegeneinwand, dass, wer alles decken wolle, *de facto* gar nichts decke, verfängt nicht. Jetzt ist das Signal gegeben für die älteren Herren, aus ihrer Lethargie zu erwachen und ihrerseits Einwände zur Legitimierung ihrer entsprechend höheren Gehälter zu erfinden. Alles zerbricht sich nun den Kopf, wie es an seinem Teile ein «Wenn und Aber» herausklügeln könnte, und so beginnen jene qualvollen, jedem Filmautor wohlbekannten Babelsberger Wochen, wo über Rauchen, Herumreden, Telephonieren, Frühstücken und dem Anberaumen von immer neuen Konferenzen allmählich der ganze

Entwurf umgestürzt wird ... wo man schliesslich unter sorgfältigem Ausschluss aller *natürlichen* Assoziationen zu immer erklügelteren sich versteigt, wo man nach dem Prinzip «Wozu etwas einfach machen, wenn man's auch kompliziert machen kann» auf den Mond zu klettern versucht. Bis schliesslich das ganze Gremium sanatoriumsreif ist, bis der ganze Monstrebau von Intellektualismus und Impotenz unter seiner eigenen Unmöglichkeit zusammenbricht und man aufatmend endlich den «einfachen, gesunden, allseits einleuchtenden Ausweg» findet, der sich dann – haargenau mit dem ersten, aus unbehindertem Impuls gebornen Entwurf deckt. Man gesteht das schliesslich unter mannigfacher Entschuldigung, unter wohlwollendem Schulterklopfen und wohl auch unter den Anzeichen einer leisen Beschämung. Das Unglück ist eben nur, dass inzwischen die erste Initiative zum Teufel gefahren ist und dass von den drei zur Verfügung stehenden Monaten volle vier Wochen mit unnützem Gerede vertan sind: Wochen, die fortan mit überhetzter und flüchtiger Arbeit wieder eingeholt werden müssen.» Ist das nicht Berlin? Wurde nicht nach dem gleichen Prinzip in dieser tief hoffnungslosen Stadt seit sechzig Jahren alles . . . Wirtschaft, Kunstbetrieb und nicht zuletzt auch hohe Politik gesteuert?

Ein Generalstäbler erzählte mir jüngst eine Episode, die sich im heissen Sommer 1917 an der heissen Balkanfront abgespielt hat. «Es war», so erzählte er, «im Juli; wir standen unter ziemlich schwerem Druck und wussten manchmal wirklich nicht, wo uns der Kopf stand, als ich einst aus der kurzen Frühstückspause mit dem Bemerken abberufen wurde, der Chef höchstselber sei am Telephon. Ludendorffs Stimme erkannte ich, konnte auch trotz der gewaltigen Entfernung gut verstehen und war um so erstaunter, als aus dem Telephon heraus, hinweg über Vogesen, Donau und Rhein und Balkangebirge immer wieder die Frage «Haben Sie Erdbeeren?» kam. Ich wusste nun wirklich nicht, was unser Herr und Meister meinte, ob er sich nach dem Nachtisch unseres frugalen Frühstücks erkundigte oder ob er, halten zu Gnaden, Exzellenz, *übergeschnappt* war ... ich verstand erst nach einer Weile peinlichen Wartens, was er eigentlich wollte . . .

Er hatte nämlich gehört, dass es bei uns günstige Bodenvoraussetzungen für Erdbeerwuchs gäbe, er hatte an die deutsche Wirtschaft und an eine geeignete Beschäftigung für die gerade in Ruhe liegenden deutschen Truppenteile gedacht, er wollte, dass wir Erdbeerplantagen anlegten und mit deren Erträgen die deutsche Valuta stützten. Dass ich ihm von der schweren Belastung unserer Front und von der Unabkömmlichkeit des letzten Mannes sprach, half nichts – er wollte partout seine Erdbeerplantagen haben.

Er bekam sie denn auch. Wir mussten für die entsprechenden Arbeiten aus der Front zeitweilig Truppenteile abziehen, die dort dringlichst benötigt wurden, wir taten es schweren Herzens und hatten hinterher alle Mühe, die so entstandenen Löcher wieder zu verstopfen .. .

Er aber bekam wirklich seine Erdbeerplantagen und im nächsten Jahr auch einen reichen Ertrag, den er in Berlin zu Konserven verarbeiten lassen und ans Ausland verkaufen wollte. Die Ernte war wirklich vorzüglich, sie wurde unter schwerer Belastung der überbeanspruchten Bahnlinien verfrachtet und kam auch in Berlin an. Leider gänzlich verfault, vergoren und verschimmelt, so dass alles bis aufs letzte Kilo fortgeworfen werden musste.»

Soweit mein Gewährsmann. Ich habe heute in der kleinen italienischen Weinstube der Anhalter Strasse soupiert, ich habe dort vier stockbetrunkene SA-Männer höheren Grades gesehen, die dem wie eine fleischgewordene Verdioper aussehenden Wirt und seinen neapolitanischen Kellnern *à conto* der neu geschlossenen deutsch-italienischen Freundschaft immer wieder das Wort *Collaborazione* . . . wahrscheinlich das einzige ihnen geläufige italienische Wort, in die Ohren brüllten. Hinter mir spielte sich inzwischen noch eine andere akustisch nicht minder reich dotierte Szene ab. Dort nämlich waren wegen eines auf der Stuhllehne deponierten und zur Erde geglittenen Abendmantels zwei Berliner Bourgeois des oben angedeuteten Typs in Streit geraten, und während die eine die andere des Herunterwerfens bezichtigte und von ihr das Wiederaufheben des Kleidungsstückes verlangte, kreischte ihr unter dem Grinsen dieser neapolitanischen Spitzbuben die andere das geflügelte Wort «Erlauben Sie, meine Dame, *ich bin eine deutsche Frau!*» ins Antlitz.

So verhält es sich mit Berlin.

Jetzt, erschöpft vom Getöse dieser unentwegt leer laufenden Mühle, liege ich, dicht am Anhalter Bahnhof, in einem mit dem kunstgewerblichen Plunder der letzten Vorkriegsjahre ausgestatteten Hotel, das aus lauter fingerdicken Rabitzwänden gebaut zu sein scheint, und wenn ich hier, in der vierten Etage, in meiner sommerheissen Zelle in irgendeinem Zusammenhang das Wort «Nein!» nur etwas lauter als gewöhnlich aussprechen sollte, so wird ganz gewiss aus den Tiefen des ersten Stockwerkes ein fettiger und balkaniger Bariton «No, vielleicht überlegen Sie sichs doch noch mal!», antworten. So verhält sich das mit der Stadt Berlin! Alles, was hier in Blüte steht, ist Rubrik und Formelwesen, ist Zahl und Schablone und dazu jene hässliche Armut, die nicht Einfachheit, sondern nur Verschlagenheit und Kümmerlichkeit gebiert. Karg und knapp, das ist die Devise dieses Landes. Ich war noch ein

Kind, da las ich von den alten Fritzschen Grenadieren, dass sie Westen getragen hätten, die gar keine Westen waren, sondern nur rote dreieckige Tuchstücke, die gleich an den Uniformrock angenäht waren. Und wahr oder nicht, diese dreieckigen Tuchlappen, ich sehe sie hier in allem, im Kleinen und Grossen. Angenähtes Wesen, Schein und List, und dabei die tief eingewurzelte Vorstellung, etwas Besonderes zu sein. Und woraufhin? Weil sie jene Raub- und Rauf lust haben, die immer bei der Armut ist. «Nie ist es satt, dieses Volk; ohne Schliff, ohne Form, ohne alles, was wohltut und gefällt, hat es nur ein Verlangen: immer mehr! Und wenn es sich endlich übernommen hat, so stellt es das Übriggebliebene beiseite, und wehe dem, der daran rührt. Seeräubervolk, das seine Züge zu Lande macht. Aber immer mit Tedeum, um Gott oder Glaubens-oder höchster Güter willen. Denn an Fahneninschriften hat es in diesem Lande nie gefehlt.» Das wäre ein rheinbündlerischer Intellektueller, ein Bajuware aus der Schule des Doktor Sigl? Nein, das ist Theodor Fontane, den diese Stadt für sich reklamiert und von dem man sagt, er sei Preusse *pur sang* gewesen. Es geht auch mich an, der ich auf altpreussischem Boden, freilich als Sohn einer blutmässig aus Österreich stammenden Mutter geboren bin.

Ich denke zurück. Mein Grossvater («Wer kann werden, wie sein Vater war!») steht bei Hamsun zu lesen) . . . mein Grossvater war ein stiller vornehmer Mann, der beschaulich lebte, Christian Garve und Humboldt las, mit fünfzig sich zur Ruhe setzte und im *otium cum dignitate* fischend und jagend sein Alter verbrachte. Er repräsentierte die letzte wirklich konservative und wirklich junckerliche Generation, fein gebildet, weit bereist und skeptisch gegen alle grossen Worte – gar die aus hohenzollerischem oder, wie man in Ostpreussen höhnisch sagte, «nürnbergischem» Munde . . .

Die Generation der Mars-la-Tour-Reiter, pyknisch und arri viert heimgekehrt aus dem militärisch wundervollsten, in seiner Auswirkung unseligsten aller deutschen Kriege, brachte die Zäsur durch die reichen Heiraten, in denen sie sich mit Commerz und Industrie verbündete und beiden in nie gekanntem Ausmasse den Einfluss auf die Staatssteuerung eröffnete. Man wende mir nicht ein, dass das nämliche in England während der frühviktorianischen Periode, in Frankreich während der Restauration geschah: was das eine Land gut, das zweite schlecht überstand, konnte und musste diesem auf Naturalwirtschaft und bukolische Bescheidung gestellten Lande zum tödlichen Gift werden. Ich kann mich nicht der Erkenntnis verschliessen, dass Bismarck, der im Jahre 1853, auf dem Märzgefallenenfriedhof stehend, «nicht einmal den Toten vergeben konnte» und achtzehn Jahre später im Versailler Spiegelsaal

der nationalliberalen Ideologie dieser Toten zur Wirklichkeit verhalf, mit seinem Anstreben von industrieller Prosperität die Fundamente seiner eigenen Staatschöpfung unterwühlte. Bülow, dessen dickleibige Memoiren ich letzthin las, widmet dieser Auswirkung Bismarcks mit dem Zitat *Nul tissérand ne sait ce qu'il tisse* ein Licht, das'freilich die ganze Tragik dieser gegen die Geographie vollzogenen Reichsgründung erhellt. In Form (um diesen Spenglerschen Begriff hier anzuwenden) konnte dieses Land nur bleiben, wenn es der wirtschaftlichen Expansion und dem mobilen Kapital aus dem Wege ging. Von dem Konkubinat zwischen preussischer Oligarchie und industriellem Kapital leitet sich alles ab, was an Schicksal über uns gekommen ist: die Zerstörung aller ständischen, für ein gesundes Deutschland unerlässlichen Grundlagen, die Amorphisierung des Volkes.

Die Zerstörung der geopolitisch bedingten Staatsideen, die wachsende Ausrichtung der Aussenpolitik nach dem Export, der auf diese Weise durchaus «gegen die Geographie» geführte Erste Weltkrieg . . . Vorher schon: der ungehemmte Zynismus, mit dem, schon um 1840, diese vom Burschenschaftertum und vom Turnvater Jahn erzogene Generation ihre ganze geistige Vergangenheit über Bord warf . . . dieses von Teutonentum verbrämte restlose Aufgehn im Gedanken an die Prosperität, dieses höchst verantwortungslose und einschichtige Denken in einer Generation, dieses unbedenkliche Zerstören von unwiederbringlicher landschaftlicher, kultureller und ethischer Grundsubstanz, dieses schon in den sechziger und siebziger Jahren zu verzeichnende Jobbertum, das vor jedem Gedanken an das Morgen die Augen verschloss . . .

Dieses schon von der Wilhelminischen Regierung betriebene Ansteuern eines heillosen gesellschaftlichen Zustandes, in dem der Gelehrte Autorennen fuhr, der Bankier sich für Vollblutzucht und der Kürassierleutnant sich für AEG-Aktien interessierte . . . dieses Abgleiten in die allgemeine Profillosigkeit und Vermassung, wie sie nur durch das allen gemeinsame Panier des Materialismus zusammengehalten wurde . . . dieses Absinken in ein heilloses Troglodytentum, wie es mir seit den Tagen des Caracalla das Vorzeichen des definitiven Verfalles zu sein scheint. Das Ideal eines ständelosen Volkes, wie es Hitler predigt, kommt auf das Postulat eines gliederlosen Lebewesens hinaus. Ich freilich glaube, dass die Natur, in deren Anfang doch die *Formung* war, nichts so hasst wie eben das Amorphe.

Ich schreibe dies nieder in diesem Berliner Hotel, das diskret ist wie eine Feldhaubitze und in dessen unterer Etage gegenwärtig eine Dame, die wahrscheinlich Dolinski heisst und bestimmt alle Merkmale des oben von mir geschilderten Typs auf-

weist, ihre Freundin am Telephon in alle Einzelheiten ihres Scheidungsprozesses einweicht: da die Fenster geöffnet sind, stehn in der glutheissen Luft des Hofes fast greifbar alle diese pikanten Einzelheiten, und endlich, ob ich's will oder nicht, erfahre ich nun, was Herr Dolinski vorzeitig aus Madames Armen getrieben hat. Ich höre es und denke an einen Zug des BDM, den ich gestern in der City marschieren sah . . . zwischen den ekstatisch hässlichen Fassaden dieser in ihre eigene Hässlichkeit verliebten Stadt, eine Prozession der Dachsbeine und der breiten Hüften, ein Exhibitionismus der Anmutlosigkeit ... ja, wahr und wahrhaftig eine fleischgewordene Kampf-ansage an «alles, was wohltut und gefällt». An unsere grossen, im 19. Jahrhundert vollzogenen Evolutionen denkend, sehe ich nun immer im Geiste diesen Zug und begreife, dass dieses unglückliche prosperitätstlüsterne Deutschland in jenem Augenblick, da es sich vor siebzig Jahren als Organisator und Prokuristen den Preussen verschrieb, nicht erst auf den *Hund*, sondern gleich auf die Dolinskis gekommen ist, die diese Stadt bewohnen. Da nämlich dieses nun wirklich «gegen die Geographie» aus soundso viel Teilen zusammengeflückte, immer nur zum Staat und nie zum Reich prädestinierte Preussen alle seine Kräfte für seine Militärmaschinerie und zum Zusammenhalten seines monströsen Baues verbrauchte ... da es auf diese Weise nie ein Bürgertum, nie ein Patriziat, nie eine wirkliche Gelehrtenkaste hat bilden können, so erschien sofort nach dem Verschwinden seiner Oligarchien jenes wendisch-kassubische Gemisch, an das Fontane gedacht hat, auf der Oberfläche: dieser durchaus undeutsche, dieser durchaus koloniale Typ, der sich zu jener Zeit, da man im alten Heiligen Reich Kathedralen baute, noch grüne Eidechsen um den Bauchnabel tätowierte. Die Elbe ist eine tiefe, vom deutschen Schicksal in unsere Karte eingezeichnete Furche, und gewisse Vogel- und gewisse Pflanzenarten werden es wohl wissen, warum sie sich brav hüten, vom linken auf das rechte Ufer hinüberzuwechseln. Hier also zwischen Elbe und Weichsel wäre es zu finden, das Heimatland dieser eben erwähnten Madonnen mit den Dackelbeinen, der Keimboden dieser Rasse mit dem ewigen Geschrei nach mehr, das Sammelbecken aller trüben Massenwünsche, die Brutstätte all der Vertrauensbrüche und der politischen Einbruchdiebstähle, die Herr Hitler seit fünf Jahren widerspruchslos als Beweise seiner Staatsmannschaft ausgeben darf.

Hierher, geboren aus dem kolonialen Lebensstil und aus der Erinnerung an die «wandelnden Zelte», der Hang zum Provisorischen, die selbst im Barock der Preussenkönige und selbst in der gipsernen Goldbronze von Sanssouci festzustellende Neigung zu Talmi und Ersatz, der mit dem Revolver vertre-

tene Anspruch, dass beides gefälligst als echt und definitiv und all-gemeingültig zu nehmen sei.

Hier also entspross der ewige Mangel und seine Apotheose, die Anhimmlung des Kümmerlichen, der Kult der Hässlichkeit, der gigantische Negerfetisch, der einst als «Eiserner Hindenburg») die Bäume des Königsplatzes überragte; hier der wütende Hass gegen alles, was mehr hat, das ewige Schielen über fremde Zäune, die Bereitschaft zu Raubzügen und die Neigung, diesen zur Königlich Preussischen Religion erhobenen Kult des Kümmerlichen ganz Deutschland und darüber hinaus der ganzen Welt aufzuzwingen – gegebenenfalls auf dem Wege der bewaffneten Proselytenmacherei; hier jener legendäre Unteroffizier vom Gardefüsilierregiment, der seine Korporalschaft vor dem Kirchgang ermahnte, die schöne Zeit nicht zum «Rumsitzen und Rumdösen») sondern zum Entfernungschätzen («vom Altar bis zur Orgel und vom Herrn Pfarrer bis zur Tür rüber»)) zu verwenden – das war erträglich, solange ein durchaus machiavellistischer grosser König das Instrument der Armee *pour l'honneur de l'épée* verwandte. Die bewaffnete Macht im Dienste der IG-Farben, der kriegerische Aufmarsch zur gewaltsamen Propagierung der billigen Bauweise, der Bembergstrümpfe und der Holz-faseranzüge ist, inmitten einer Welt der Fülle und des Überflusses, zum Ekel und zur Weltpest, zum Odium *generis humani* geworden. Hässlich, ungeistig und das Zentrum aller politischen, im Zyklus von 25 Jahren wiederkehrenden Beben ist Deutschland von jenem Augenblick an, wo es – hier berühre ich das Kernproblem der jüngsten europäischen Politik – in der Bismarckschen Reichsgründung das Mutterland von seinen Kolonialböden aus leiten und entmündigen liess. Seit die immerhin noch verantwortungsbewusste Oligarchie verschwand, seit man in Versailles gar den unausdenklichen Wahnsinn beging, in Österreich den einzigen Gegenspieler dieses Prozesses zu zerstören und dafür den ewigen Schreihals im Norden am Leben zu lassen: seither bedurfte es nur noch des Zusammen-treffens dieser preussischen Gefrässigkeit mit einem politischen Condottiere, um die ja von uns allen gewitterte grosse Katastrophe Europas heraufzubeschwören. Der unter der Oberfläche in aller Erbitterung vornehmlich in Süddeutschland geführte Kampf gegen den Nazismus ist zugleich ein Kampf gegen die Verpreussung und ein Kampf für die natürliche Struktur Deutschlands. Was heute noch ein deutsches Problem ist, wird morgen ein europäisches ... ja ein Problem sein, das den Erdball angeht. Es wird nicht lange dauern, und Europa wird zu wählen haben, ob es sich von der grauen Einheitstünche Preussens überfluten lässt oder endlich darangeht, vor dem Machtanspruch einer grössenwahnsinnig gewordenen Kolonie sein eigenes schlagendes Herz zu schützen.

9. September 1937

Bei dem Theologen Theodor Häcker, der über diese Zeit ein Journal führt²⁶, erscheint plötzlich, wohl auf eine Denunziation hin, die Gestapo, um nach einem ihr avisierten Manuskript zu suchen. In der Tat findet der eine der Beamten das fragliche Manuskript, hält es auch bereits in der Hand, wird aber durch eine Zwischenfrage eines Untergebenen abgelenkt und lässt es, nachdem er es in seiner Zerstretheit aus der Hand gelegt hat, ungelesen liegen. Dies nach bangen Sekunden und Minuten, in denen der arme, nicht allzu nervenstarke Häcker um seinen Kopf zu zittern alle Ursache gehabt haben dürfte. Meine Freunde nehmen diesen Fall zur Veranlassung, mich zu warnen. Ich schlage es notgedrungen in den Wind und will ruhig Weiterarbeiten an diesen Blättern, die ja einst einen Beitrag zur Kulturgeschichte des Nazismus liefern sollen. So verberge ich Nacht für Nacht tief im Walde und auf meinen Äckern das, was einmal seine Urstände feiern mag . . . ständig auf der Hut vor Beobachtern, ständig die Orte wechselnd. So, ihr entschwundenen Freunde, leben wir gegenwärtig. Macht ihr, die ihr Deutschland vor vier Jahren verliesst, euch einen Begriff von unserer Illegalität und der ständigen Bedrohung unseres Lebens, das morgen der Denunziationsfreudigkeit des ersten besten Hysterikers zum Opfer fallen könnte?

Es ist seltsam, an euch zurückzudenken, es ist seltsam, auf den Ätherwellen, hinweg über die Tiefen der Ozeane und aus der uns so lange schon verschlossenen Welt gelegentlich eure Stimme zu hören . . . Orte zu betreten, an denen man vor einigen Jahren noch mit euch plauderte! Ihr fehlt mir und fehlt mir auch dann, wenn ihr, wie es ja mit den meisten von euch der Fall gewesen ist, meine Opponenten und politischen Gegenspieler wäret – oh, glaubt mir, ureigentlich ist es die aus dem Fehlen jedweder Opposition und jedweder Reibung sich ergebende tödliche Langeweile, die das Leben in diesem Staate so unerträglich macht.

Und doch werdet ihr im Augenblick der Rückkehr und der wieder aufgenommenen Verbindung uns, eure Kameraden von ehemals, nicht mehr völlig verstehn. Oder solltet ihr es wirklich begreifen, dass die Flucht in die Zivilisation bequemer war als das Verharren auf dem gefährvollen Vorposten und dieses illegale und beobachtende Verbleiben in der Barbarei . . . werdet ihr es begreifen, was es bedeutet, durch so lange Jahre zu leben mit Hass im Herzen, mit Hass zur Ruhe sich zu legen, um nachts Hass zu träumen und morgens mit Hass zu erwachen – dies alles in jahrelanger Rechtsunsicherheit, ohne den bescheidensten Kompromiss, ohne ein einziges «Heil Hitler»), ohne einen einzigen der vorgeschriebenen Versammlungsbesuche mit dem Stigma der Illegalität auf der Stirn? Werden

wir nach diesen Jahren noch die nämliche Sprache reden, werdet ihr, die ihr doch in all diesen Jahren umgeben wart von allen Apparaturen der Zivilisation . . . werdet ihr es begreifen, dass diese tödliche Einsamkeit unseres Lebens und die leidgeladene Katakombenluft, die wir nun so lange schon atmen, unsere Augen hellstichtig machten und dass die Bilder, die diese Augen in der Ferne sehn, euch im ersten Moment erschrecken könnten?

Was ist es mit der Ideenwelt von 1789, die euch umgibt und die noch immer die Voraussetzung eures Lebens und Denkens ist und euch, wie dem Krebs das schützende Panzerhaus, eine Selbstverständlichkeit bedeutet? Gemach, auch wir hier wissen, dass dies alles einmal, wie der Enzyklopädismus, wie der ganze mit der Renaissance begonnene Prozess der Entgötterung blutvolles Leben gewesen ist . . . oh, mag niemand mir den Kummer antun, meine Visionen für Träumereien eines *homo temporis acti*, gar für die Halluzinationen eines Fiebernden zu halten, der an der umgebenden Pest sich infiziert hat! Aber ist nicht eben das, was wir hier erleben, die letzte Folge von 1789, hat sich nicht die Bourgeoisie, die 1790 ihren Machtanspruch auf das verlassene Erbe der Könige hinter dem *vive la nation* zu verbergen begann, als höchst vergängliches Gebilde erwiesen, hat nicht der grosse Balzac so die russische wie diese deutsche Tragödie vorausgeahnt, als er sagte, dass «einmal auch die Bourgeoisie ihre Hochzeit des Figaro werde spielen hören»? Ist es nicht schon St. Juste gewesen, der diese wahnsinnige Totalität des Staates verkündete, vollendet sich andererseits in dieser Hemmungslosigkeit und in diesem Zynismus, mit denen die Krupp, Vogeler, Röchling und Konsorten sich zum Mittelpunkt der deutschen Dinge und der deutschen Gesellschaft machen, nicht jener militante Girondismus, wie er, abhold allen tieferen ethischen Bindungen und jedes Glaubenden geschworener Feind, bei Waterloo, seiner militärischen Niederlage zum Trotz, mit seiner Ideologie Sieger geblieben ist? Was den Nationalsozialismus anbetrifft, so werden wir uns gewiss noch in der Erkenntnis zusammenfinden, dass er der ureigentliche Zerstörer der immer auf das Unbewusste und Magische gestellten Nation ist, und niemand von euch, meine alten Freunde, wird sich meiner Erkenntnis widersetzen, dass es um 1500 wohl eine deutsche Nation, aber keinen Nationalismus gegeben hat, während wir heute, wo unsere Augen über jeden in Deutschland gefertigten Hosenknopf leuchten sollen, dem Negativ dieses Bildes, dem Nationalismus ohne Nation gegenüberstehn. Ganz gewiss werden wir uns zusammenfinden in der Erkenntnis, dass dieser von Herrn Thyssen²⁷ und den papiernen Edelleuten des Herrenklubs in den Sattel gehobene Hitlerstaat mit seiner plutokratischen Achse,

mit der systematischen Ertötung des Geistigen und der vollendeten Verniggerung der Massen nur einen letzten verzweifelten Versuch darstellt, das 19. Jahrhundert zu verlängern .. . o nein, es ist nicht die gemeinsame Ablehnung der deutschen Gegenwart, an der es uns, wenn wir uns wiedersehen, fehlen wird! Werden wir uns aber noch verstehn im Aspekte des Kommenden, werdet ihr, die ihr aus einer vorläufig noch gesicherten Zivilisation heimkehrt, nicht entsetzt umdrehn vor uns, denen die Hitlerei nur das Symptom für eine tiefgreifende kosmische Störung unserer Welt bedeutet und die in unseren Tagen die letzten fünf, von Rationalismus und Entgötterung getragenen Jahrhunderte sich vollenden und an den Gehegen der Menschheit wieder die Irrationale . . . das Lebensgefühl X auftauchen sehn? Sollen wir, denen ein so langes Martyrium die Augen weitete, die Zeichen der grossen Weltenerkrisis . . . das Menetekel in den von euch für so sicher gehaltenen Palästen der menschlichen Ratio übersehn? Soll es etwa ein Zufall sein, dass heute gerade in den exakten Wissenschaften die scheinbar für die Ewigkeit errichteten Mauern wanken, dass die Fallgesetze nur mehr «makrophysikalisch» stimmen, dass die Astrophysik mit ihren letzten Messungen der Lichtgeschwindigkeit die Erde, dieses winzige Kügelchen von gestern, plötzlich in den Mittelpunkt eines begrenzten Alls versetzt und dass man, den Bankrott des letzten halben Jahrtausends witternd, eine schäbige Philosophie des «Als ob» erfindet, um auf der Trümmerstätte der Renaissance die dürftige Konkursmasse des gestrigen Weltbildes zu retten? Oh, ich bin gewiss kein Chiliast, obwohl es mir klar ist, dass die grossen geistigen Evolutionen dieses Planeten ihren geheimen Sinn innerhalb seines gesamten Schicksals hatten und dass er, sollte die Verniggerung seiner Besatzung noch weitere Fortschritte machen, an seiner Zwecklosigkeit zugrunde gehn und in einer kosmischen Katastrophe in Splitter fliegen müsste. Es ist aber nicht eine kosmische, sondern durchaus eine geschichtliche Katastrophe, die ich kommen sehe,... ja, es ist die unvermeidbare Katastrophe des Massendenkens und damit des Massenmenschen, die für meine Erkenntnisse in unseren Tagen begonnen hat und die sich nun mit allen Schrecken und allen Hoffungen über den Horizonten der Menschheit abzeichnet. Denn was bedeutet ringsum dieses Gefühl des totalen Bankrottes, was dieses geheime Zittern und Bangen, das sich wie vor einem grossen Gewitter dieser seelisch ausgeplünderten Menschheit bemächtigt – was bedeutet diese Erkenntnis eines ungeheuren seelischen Vakuums, in das sich schon morgen, samt allen damit verbundenen politischen Erschütterungen, das ausfüllende Medium einer neuen Idee stürzen könnte? Der Massenmensch ist in seinen seelischen und körperlichen

Lebensbedingungen abhängig vom Fluidum der Verniggerung und des Troglodytismus, er ist ihm Voraussetzung wie dem Infusorium der Schlamm: was wird geschehn, wenn morgen ihm der Schlamm, sein geliebter Schlamm fortgeschwemmt wird?

Ich zweifele nicht an der Tatsache, dass einmal die Zeitgenossen des Caracalla in solchem Aphel des Geistes gelebt haben, und ich weiss wohl, in welchem Masse auch diese armen Zeilen Zeugnis ablegen von der tiefsten Erniedrigung, in der je der Menscheng Geist wirkte. Neulich, nach jenem Bombenregen, den die Naziflieger auf das unglückliche Spanien herniedergelassen haben, habe ich von Neuem sowohl Rilke wie Stefan George gelesen ... ich habe all das, was ich einst liebte, aus der Hand gelegt in der Gewissheit, dass es in der von uns seit Jahren geatmeten Atmosphäre verblasst und verwest war und dass der eine von den beiden ehrlich und tief ergreifend doch nur um ein müdes Spiel mit toten Formen dort sich bemüht, wo der andere im lividen Lichte des anhebenden Weltunterganges sich doch nur als präventiöser Poseur entpuppt. Ist nicht auch hier ... ist nicht in der gesamten Kunst eine Welt des «Als ob», und steht nicht vor unseren Augen der als Lügner und Spiegelfechter da, der allen Ernstes von sich behaupten wollte, er könne noch ein Streichquartett schreiben oder einen Dom bauen, aus dem etwas anderes würde denn eine steingewordene Gotteslästerung? Stehn wir nicht gerade als Künstler alle vor einer Mauer und harren der unsichtbaren Hand, die dagegenschlägt, und sie tut sich auf... ist nicht jenes lapidare «Das Ende der Welt ist nahe», das Dostojewski vor siebzig Jahren in sein Tagebuch schrieb, nur eine Vorahnung der heranbrausenden apokalyptischen Geschwader und eine Prophetie auf unsere tiefe Gottverlassenheit gewesen? Nein, ich bin kein Chiliast, und die von mir vorausgesagte Katastrophe kann nur, da ich inbrünstig an die Regenerationsfähigkeit des Lebens glaube, eine der vielen sein, die dieser Erdball gesehn hat. Wohl aber ist es mir zur Gewissheit geworden, dass die schon seit der Renaissance vorbereitete, in den letzten Jahren erst vollendete Somatisierung des Lebens die Harmonie zwischen Körper und Geist, diese primitive und doch so vergessene Voraussetzung auch des physischen Daseins, in wachsendem Masse gestört hat. Wendet es, wie ihr wollt, es gibt in diesem Zeichen kein «Als ob», kein Ausweichen in extensive Kulturen, in technische, chemische, hormonale und wie immer geartete Zauberkunststücke. Sportärzte, die ich nach der vorjährigen Olympiade seligen Angedenkens sprach, berichteten mir, dass Amenorrhöen bei den Mädchen und sexuelle Insuffizienz bei den scheinbar so kraftstrotzenden jungen Männern dieser sportlich hochgezüchteten Generation (keineswegs übri-

gens nur bei den Leuten der Spitzenleistungen, sondern durchaus beim Durchschnitt!) nachgerade zur Regel geworden seien, und einen bündigeren Beweis gibt es nicht für die Erkenntnis, dass diese Somatisierung des Lebens das Leben selbst zerstört und dass das Benzin, als Urquell alles motorisierten Glücksgefühles, zur tiefen Verkommenheit der Menschheit mehr beigetragen hat als der vielgeschmähte Alkohol. Wendet es, wie ihr wollt: es ist nichts mit der Spenglerschen Fellachisierung und mit dem Erbe, das nach uns der Massenmensch noch antreten könnte! Was Spengler anbetrifft, so hat er uns, seinen Schülern, nie das Geheimnis enthüllen können, wie auf dem Boden des doch nun wirklich fellachisierten kaiserlichen Italiens ein paar armselige Jahrhunderte nach Caracalla das «Dies irae» hat entstehen können, Und was den Massenmenschen anbetrifft – dieses heillose, im Generalsrock und auf den Lehrstühlen der Universitäten fast noch häufiger als an den Drehbänken zu findende, in seiner explosiven Vermehrung, seinem Hineinwuchern in alles organisch Gewachsene und endlich in seiner biologischen Labilität nur von der ihm durchaus ähnlichen Krebszelle erreichte Wesen, so hat der Erdball sein unausbleibliches Schicksal schon damals sich vollenden sehn, als das mit Menschen vollgestopfte Rom der mittleren Kaiserzeit binnen zweier Jahrhunderte zu einem elenden Landstädtchen zusammenschumpfte, in dem die Hermen und die Monumentalbauten des Forums aus dem Gewoge der dort angebauten Weizenfelder ragten. Erwiese sich selbst die Technik und die Mechanisierung, die beide ja eine primitive Voraussetzung für die biologische Existenz des Massenmenschen bedeuten, als immun gegen eine Drehung des Lebensgefühles, wie wir sie ja aus der Agonie der Antike kennen, so wäre dennoch dieses heute die Erdoberfläche überziehende Sediment von Stenotypistinnen . . . wäre dieses Konglomerat von überflüssigen Beamten, die man unter übler Belästigung der wirklich produktiven Schichten mit dem Versenden höchst überflüssiger Fragebogen beschäftigt und durchfüttert, auf den Aussterbeetat gesetzt schon deswegen, weil das Entstehen nationaler Industrien in den früheren Exportländern Europa eine Fortsetzung der bisherigen Wirtschaft und der bisherigen kaninchenhaften Menschenproduktion ja doch nicht mehr gestattet. Ich wüsste aber wirklich nicht, wie bei einer Drehung des Lebensgefühles, beim Einbruch einer neuen Idee Technik und Mechanisierung selbst ihrem Schicksal entgehn könnten, entweder zu zerfallen oder zumindest an die Peripherie des Lebens befördert zu werden. Zweifeln an ihrer Zerstörbarkeit kann nur jener arrivierte Zeitgenosse, der heute, ein zufällig weisshäutig gebliebener Nigger, sich all der modernen technischen Apparaturen mit einer an Frechheit grenzenden Selbst-

verständlichkeit bedient, ohne jene Gedankenwelt, aus der diese Apparaturen erwachsen, auszufüllen. Schon aus dumpfem Selbsterhaltungstrieb flüchtet sich dieses anonyme Massenwesen in eine Vorstellungswelt, in der jeder Gedanke an die Problematik dieser Apparaturen verfehmt ist. . . in eine Vorstellungswelt, in der, mögen rings um uns noch so viel gewaltige Kulturen in Trümmern liegen, der Viertaktmotor Ewigkeitswert beanspruchen darf ... in eine von schweissigem Fortschrittsglauben erfüllte Atmosphäre, in der von den Naturphilosophen der Antike an bis zum Privatdozenten Mayer XXV. die Erkenntniswelt der Menschheit ständig sich erweitert hat, und wenn man nur lange genug lebt, wird man es – kraft dieses unentwegten Fortschrittes der Menschheit – bestimmt erleben, dass ein sechszwanzigster Mayer Gott seine letzten göttlichen Geheimnisse entreisst. . .

Kann man es aber heute wohl noch übersehen, dass dieses alles zum Spenglerschen Terminalstadium einer grossen Kultur-epoche gehört und dass es schliesslich die Technik selbst ist, die ja die Tage ihrer vorwärtsstürmenden Jugend längst hinter sich gelassen hat und nun, angelangt bei der Epoche der «Zusatzpatente», von der geistigen Impotenz des Massenmenschen bedroht ist? Mit Recht sieht Ortega y Gasset in der stillschweigenden Gleichgültigkeit, mit der «der arrivierte junge Herr unserer Tage» die Existenz des Radioapparates und des Elektromotors voraussetzt, den Ausdruck eines schon vorhandenen Desinteresses, mit Recht zitiert er das Wort des Physikers Weyl, wonach «das Desinteressement eines einzigen Menschenalters genüge, um die für das Fortbestehn der Technik notwendigen geistigen Voraussetzungen zu annullieren». Der Massenmensch, der heute die Erzeugnisse dieser Technik in voller Gedankenlosigkeit kauft, ohne an der für sie massgeblichen Gedankenarbeit noch teil- oder auch nur Interesse zu haben, er gleicht um ein Haar jenem Caracallischen Römer, der den *limes romanus* zwar als angenehmen Garanten seiner angenehmen Existenz in Rechnung stellte, ihn aber in voller Indolenz verfallen liess. Ich glaube nun nicht, dass dieser von Ortega y Gasset zitierte «arrivierte junge Herr von heute» auch nur ahnt, in welchem Masse seine eigene Existenz von diesen Apparaturen der Technik abhängig ist – ich glaube vielmehr, dass er bei anhebendem Weltuntergang die Regierung fragen wird, wie sie unter diesen unerhörten Zuständen sich die Abhaltung des für den nächsten Sonntag angesetzten Länderkampfes Deutschland-Schweden denke. Sein definitives Schicksal scheint mir unabwendbar – ja, ich zweifle keineswegs daran, dass der nun heranrollende zweite Weltkrieg den Untergang der Massen einleiten wird: das Ende einer von der Ratio bestimmt gewesenen Epoche, deren Erbe – sollte der Erdball

einer Regeneration noch fähig sein – das Lebensgefühl X, in jedem Falle die Irrationale sein wird. Wobei ich übrigens keinesfalls daran zweifele, dass die Masse, im Vorgefühl ihres unausweichlichen Unterganges, zunächst auf alles einschlagen wird, was nicht Masse, sondern eben anders ist. In Deutschland, dessen Hitlerregime sich durchaus als gewaltsamer Versuch zur Lebensfristung des Massenmenschen erweist, auf jene kleine Elite, die mit ihrem konsequenten Nein diesem Regime mehr schadet als diese Chamberlainsche Politik der Ohnmacht und des ewigen Einlenkens. Ja, ich glaube, dass unser Martyrium, die ureigentliche Bestimmung unserer kleinen Phalanx, den Preis darstellt für eine Wiedergeburt des Geistes und dass wir in diesem Zeichen für den Rest unseres misshandelten und geschändeten physischen Lebens nichts und nur für den Sinn unserer Todesstunde alles zu erhoffen haben. Ich weiss mich keineswegs erhaben über die uns allen gemeinsame Todesangst, und ich weiss auch, dass einmal alle grossen Worte, die man schrieb, kommen und Einlösung verlangen . . .

Aber ich glaube nicht, dass wir noch zurückkönnen in jenes Leben, das wir gestern mit euch teilten und das ihr bei eurer Rückkehr lockend vor uns ausbreiten werdet – wir haben schon jetzt zu viel gelitten, als dass uns der Weg zu dem, was uns das Absolute erscheint, durch ein anderes Medium führen könnte als durch das tiefe Tal des Leides. Die Hölle hat sich nicht umsonst aufgetan vor unseren armen Augen, und Wer die einmal gesehen hat, findet den Weg zu irdischen Symposien nicht mehr zurück. Ich habe letzthin von diesem Hitlerjungen berichtet, wie er mit dem Ruf «da lieg, du Saujud» das Bild des Erlösers aufs Pflaster beförderte, ich habe von Hitler selbst berichtet, wie er in Berchtesgaden vor dem versammelten Pöbel sich zeigte und wie hinterher verzückte Weiber den von seinem Fuss berührten Kies verschluckten . . . oh, es war der Gipfel der Schmach, dass es nicht einmal der körperlich schöne und geistig funkelnde Antichrist der Legende, dass es vielmehr nur eine arme Exkrementalvisage, in jedem Zoll so etwas wie ein *Mittelstandsantichrist* war . . .

Oh, gewiss, es war der Gipfel der Schmach, dass diese mit mir durch die gleiche Staatsangehörigkeit verbundene Menschenhorde nicht nur nicht die eigene Verkommenheit empfand, sondern dass sie bereit war, in jedem Augenblick von jedem Mitmenschen das nämliche Kiesverschlucken, das nämliche Pöbelgeschrei und den nämlichen Grad der Verkommenheit zu verlangen. Ich bin heimgekehrt und habe zu Dostojewski gegriffen, zu ihm, der wie kein zweiter in diesem Deutschland verfemt ist – ich habe in den «Dämonen» jene Worte nachgelesen, die Pjotr Stepanowitsch dem Sohne der Generalin sagt.. . «Dumm sind alle und in der Dummheit und Verskla-

vung einander völlig gleich. Jeder Einzelne gehört allen und alle jedem Einzelnen, und die Hauptsache unseres Zieles ist die Gleichheit. Als erstes senkt sich dann das Niveau der Bildung, der Wissenschaft und der angeborenen natürlichen Begabung – wir brauchen keine höheren Begabungen. Höhere Begabungen haben stets die Macht an sich gerissen und wurden zu Despoten, es ist ihnen nicht möglich, nicht zu Despoten zu werden, und stets haben sie demoralisiert. Man verjagt sie deswegen und richtet sie hin. Cicero wird die Zunge ausgeschnitten. Kopernikus werden die Augen ausgestochen, Shakespeare wird gesteinigt. Bildung ist nicht nötig, von Wissenschaft haben wir genug, zuerst muss Gehorsam sich durchsetzen. Jeder Bildungstrieb ist schon ein aristokratischer Trieb, wir bringen ihn um. Wir verbreiten Trunksucht, Klatsch, Angeberei, wir ermorden jedes Genie schon im Kinde. Alles wird auf einen Nenner gebracht, vollkommener Gehorsam, vollkommene Unpersönlichkeit. Ein Papst oben, wir Führer um ihn herum, und unter uns die Dummheit! Oh, gebt nur dieser Generation Zeit aufzuwachsen . . . eine, zwei Generationen mit unerhörter Sittenverderbnis, mit vertierten Sitten . . . gemeinen, schändlichen Sitten, so dass die Menschheit sich in einen einzigen widrigen, grausamen, feigen, selbstsüchtigen Brei verwandelt: ein Schaukeln hebt an und gerät in Schwung, verfinstern wird sich Russland und weinen wird die Erde nach den alten Göttern . . .)»

Gewiss, Dostojewski hat recht, das Ende der Welt ist da. Wenn es auch nur das Ende einer Welt, der tränenüberströmten und fluchbeladenen von gestern ist.

9. September 1937

Auf Schloss Hohenschwangau bin ich durch einige Tage Gast unsers Hohen Herrn²⁸ gewesen. Nach langen Gesprächen in später Nachtstunde vom Hausherrn zur Ruhe entlassen, verirre ich mich, ohne die Lichtschalter zu finden, auf dem Weg zu meinem im Kavalierflügel gelegenen Zimmer in all den verwickelten Gängen und Turmtreppen des mir unbekanntes Hauses so, dass ich mich schliesslich resigniert auf einer Stufe niederhocke und frostklappend die Morgendämmerung erwarte. Der Hausherr erzählte mir allerlei Dinge, die, inmitten dieser Zeit, wie aus ungeheurer Ferne zu mir kommen: von der für drei Importen berechneten dreizinkigen Zigarrenspitze, die er als junger Prinz im Gebrauche Bismarcks sah, weil dieser heroische Vielfrass nur auf diese Weise, aus drei gleichzeitig gerauchten Zigarren, sich genügend Qualm verschaffen konnte .. . vom gottgesegneten Appetit des alten Kaisers, bei dem er kurz vor dem Schicksalsjahr 1888 frühstückte. Schliesslich

auch von den dunkelsten und schwersten Stunden, die er als Heerführer des Weltkrieges kurz vor dem Zusammenbruch erlebte . . . damals im September 1918, als die gesamte Armeereserve schliesslich auf eine halbe Kompanie zusammengesmolzen war und den Fliegern der Heeresgruppe noch ein Gesamtvorrat von nicht ganz zwölf Hektolitern Benzin zur Verfügung stand. Endlich zeigte er mir ein Bild der «Berliner Illustrierten Zeitung», auf der Herr Göring, ganz glücklicher Familienvater und neben sich die Sonnemann, in seinem Arbeitszimmer zu sehen ist. . . vor einem riesigen Gobelin, der dem Wittelsbacher Privatbesitz entstammte und *brevi manu* ebenso gestohlen war wie wahrscheinlich alle sonstigen Requisiten dieses repräsentativen Bildes: die monströsen Fingerlinge des Hausherrn und die Kolliers und Ohrhänger seines Weibes. Wir sprechen von der Herkunft dieses zierlichen Mannes, der seinerzeit – die amtlichen Akten sind durch die Hände des Kronprinzen gegangen – als Sohn einer Rosenheimer Kellnerin vergeblich Aufnahme in einem Bayerischen Kadettenkorps beehrte und dieserhalb nach Preussen abgeschoben werden musste. Jetzt allerdings, unter Konstruktion eines phantastischen Wappens, leitet Herr Göring seinen Stammbaum von irgendeinem westfälischen Heerführer des frühen Mittelalters ab und bildet sich in seiner offensichtlichen Geistesgestörtheit allen Ernstes ein, der König von Preussen in Person zu sein. Ein Bekannter von mir, der letzthin in Karinhall zu tun hatte, hat jedenfalls auf den Schildern derjenigen Türen, hinter denen die unterschiedlichen Gesellschafterinnen der *née* Sonnemann wohnten, Porzellanschildchen mit den Aufschriften «Erste Hofdame», «Zweite Hofdame», etc. gesehn. So aber, just so, sind sie alle miteinander. Alle spielen sie *classa dirigente*, lassen sich phantastische Wappen entwerfen, dichten sich noch phantastischere Ahnenreihen an, wählen ihre «Adjutanten» aus diesem heruntergekommenen norddeutschen Adel, der sich, genau wie einst zu Bockelsons Zeiten, in ihre Suite drängt. Herr Göring lässt seine Gattin offiziell mit «Hohe Frau» anreden, Herr Goebbels lässt sich von irgendeinem rüdigem Prinzen aus mitteldeutschem, gestern noch regierendem Hause courtoisieren, selbst Herr Himmler, der sich sonst eines bemerkenswert einfachen Lebensstandards befleissigt, soll einen Mediatisierten in seinem Gefolge haben. Das Furchtbarste aber sind die dazugehörigen Weiber – diese meist durch soundso viele Hände gewanderten Tippmädchen von gestern, die, behangen mit dem ergaunerten Schmuck alter Familien, nie das heimische Köchinnenmilieu verleugnen können und, in ihrem Exterieur das Mittelding zwischen Filmdiva und Kokotte einhaltend, Hofintrige spielen: «Wie kommt es eigentlich, Frau Goebbels, dass ich im Gebrauch Ihres Gatten immer

drei Dienstautos sehe, wo ihm doch eigentlich nur zwei zustehn?)»

So ungefähr. So aber sind sie alle. Dem Anspruch nach Revolutionäre, *de facto* kleine dreckige Bourgeoisie, die die Erinnerung an das gestern noch getragene Hundehalsband nicht loswerden kann und bei heruntergebrannten Lichtern sich an die abgeessene Tafel der vertriebenen Herrschaft gesetzt hat. Heimkehrend höre ich übrigens eine neue Skandalgeschichte, die die Öffentlichkeit alarmiert. Im ersten Jahre ihrer Herrschaft, in konsequenter Fortsetzung der Linie von 1789, hatten die Nazis das Duell als Naturrecht für alle proklamiert – sie hatten es mit viel Getöse zur staatlich approbierten Einrichtung für alle Stände erhoben, und in Zukunft wäre also zwischen Herrn und Diener eine Meinungsdivergenz über mangelhaft geputzte Schuhe mit der Pistole ausgetragen worden. Nun aber ist dieser pathetisch in die Lüfte geschleuderte Bumerang den Schleuderern selbst ins Antlitz zurückgefliegen, und das allererste unter diesen Auspizien ausgetragene Duell reißt einen der Ihren, und nach einem alten Usus nicht gerade den Schlechtesten, unter die Erde. Herr Roland Strunck²² war jedenfalls einer ihrer nicht gerade zahlreichen Journalisten, der das sonst bei ihnen übliche Niveau des wildgewordenen Volksschulmeisters überragte – soviel mir bekannt, ein anständiger Mensch, ein Mann von mancherlei Kenntnissen. Strunck nun entdeckt eines Tages, dass ein Parteigenosse, ein junges Bürschen von der zum Parteiprogramm gehörenden sexuellen Hemmungslosigkeit, ein Verhältnis mit seiner Tochter unterhält. Er fordert den Verführer und fällt in diesem ersten repräsentativen Duell, das unter dem neuen Regime ausgefochten wird. Sofort wird denn auch das, was gestern mit so viel Pomp proklamiert wurde und was vermutlich dem Göringschen Bedürfnis nach Romantik entsprungen war, wieder annulliert. Die bloße Herausforderung wird in Zukunft unter schwere Zuchthausstrafen gestellt, und die Gefahr, dass jemand wegen eines schlecht geputzten Wagens die Kartellträger seines Chauffeurs zu empfangen habe, ist beseitigt. Mit Clemens von Franckenstein, den ein langes Wanderleben zum Skeptiker gemacht hat, habe ich über dieses Thema eine prinzipielle Auseinandersetzung. Ich habe eben den «Action for Slander» betitelten Bordenschen Roman gelesen, in dem zwei englische Kavallerieoffiziere ihren beim Bakkarat entstandenen Streit zuerst boxend, dann aber vor Gericht austragen, ohne dass sie vom Dienst enthoben würden und ohne dass die grosse Künstlerin, die Mary Borden heisst, sich einen ihre beiden Hauptfiguren belächelnden Europäer auch nur vorstellen könnte. Ich bin keineswegs ein Verteidiger der bekannten albernen Studentenbalgereien, ich kann mich aber unmöglich der Erkennt-

nis verschliessen, dass seit 1918, seit der offiziellen Abschaffung des Duells, in Deutschland ein kompletter Ehrenbolshewismus eingerissen und der gute Ruf eines Mannes keineswegs erst seit den Nazis Freigut für jeden Verleumder geworden ist, der nun nicht mehr die ernsten Folgen von früher zu befürchten hat. Man komme mir nicht mit dem ewig vorgebrachten alten Einwurf, dass meist der Falsche fällt. Ihn vorbringen hiesse das bisschen Leben denn doch in unverantwortlicher Weise überschätzen – ausserdem stellt dort, wo ein um Familienehre und Allerpersönlichstes geführter Beleidigungsprozess die ganzen Interna eines Hauses und eines Lebens aufrisse, das Duell die weitaus menschlichere Erledigung dar als im Prozessfalle die anschliessende Presseerörterung und der Spiessrutenlauf durch die Gassen des Pöbels. *Enfin*: wir verzeichnen seit dreissig Jahren einen schaurigen Verfall der europäischen Gesellschaftsformen, wir werden uns hüten müssen, weiterhin abzugleiten.

Heimkehrend passiere ich München, das ich seit seiner Besetzung durch die Preussen tunlichst meide – die ehemals so fröhliche und elegante Stadt! Allenthalben ist die Peripherie, die noch gestern mit ihren unberührten Weideflächen in ihrer bukolischen Friedfertigkeit in Deutschland etwas Einzigartiges darstellte, verwüstet durch Kiesaufschüttungen, durch das Abholzen ihrer Wälder, durch Industriegleise und jene monströsen Fabriken, die der Generalstab in seiner barbarischen Verständnislosigkeit für Unwiederbringliches nun auch hierher verschleppt hat. Nein, ich erkenne sie nicht wieder, diese beschwingte, fröhliche Stadt der Jugend und der Freude, die nie eigentlich eine Grosstadt, sondern immer nur der Vorort eines luftigen Bauernlandes war. In der Ludwigstrasse, vorüber an den Fronten der Florentiner Paläste, schieben nun diese breit Hüftigen Weiber, die Frauen der Bayern überschwemmenden preussischen Funktionäre ihre Kinderwagen, allenthalben stehn in den Hotelkorridoren vor den Türen die ekelhaften Kanonentiefel dieser zu Offizieren beförderten Feldwebelvisagen herum. Im Foyer des Hoftheaters, das seit drei Jahren, seit Franckensteins Ausscheiden, wirklich auf das Niveau einer Schmiere herabgesunken ist, drängen sich diese pinselblonden Herden des BDM, die Hotels sind belegt von den Weibern norddeutscher Fabrikdirektoren, die, der Schrecken aller Portiers, sich hier mit irgendwelchen Parteigangstern ihre illegitimen Rendezvous geben. Nein, ich will diese von der preussischen Barbarei verwüstete Stadt nicht mehr sehn vor dem erhofften Tag ihrer Auferstehung. Im Hofgarten übrigens, in dessen ehemaliger Abgeschlossenheit Herr Hitler unter Beseitigung der Arkaden und der Rottmannschen Fresken «die grösste Oper der Welt» bauen will, zeigt man mir den Kunst-

maler Ziegler²⁰, den Herr Hitler mit der Säuberung der deutschen Malerei von aller Dekadenz betraut hat und der nun so etwas wie der Häuptling aller Maler ist; einen Mann ohne Hinterkopf, dem man übrigens, wegen seiner Vorliebe für entsprechende Darstellungen, in Fachkreisen den Beinamen «Meister der weiblichen Schamhaare» verliehen hat.

So also verhält es sich mit München. Die Reaktion auf die systematisch betriebene Verpreussung der Stadt hat übrigens eine Erscheinung gezeitigt, wie man sie noch vor dreissig Jahren, in den unvergesslichen Zeiten des alten Regenten, für unmöglich gehalten hätte. Die Vorstädte Haidhausen und Giesing nämlich, die als ein ins Spitzweghafte und Gemütvolle übersetztes Whitechapel gelten können, werden sei einiger Zeit unsicher gemacht durch eine Bande, die sich «Roter Anker»²¹ nennt und, aus Halbwüchsigen sich rekrutierend, mit dem Terror gegen alle Träger von Parteiuniformen begonnen hat. Man kann, wofern man nicht das in diesen Stadtvierteln sowieso verpönte Norddeutsch redet, Giesing ruhig in Gehpelz und Zylinder passieren, ohne belästigt zu werden – der «Rote Anker» fasst nur Uniformträger der Partei und ganz besonders Leute der SS an. Als harmloses Rowdytum ist seine Tätigkeit keineswegs zu werten, da er mehrere Morde auf dem Gewissen haben soll und da die Polizei mehrere Tote der SS, deren Leichen man aus der Isar zog, mit der Tätigkeit dieser ehrenwerten Bruderschaft in Zusammenhang bringt. Das Tolle ist, dass die ganze Bande sich aus Hitlerjungen rekrutiert, die *de facto* Antinazis sind und, zum Dienst gepresst, eine Doppelrolle spielen. Was aber ans Unfassbare streift, ist der Umstand, dass, womit ja wohl Chikagoer Unterweltzustände erreicht sind, der Chef der Organisation ein Münchener Rechtsanwalt sein soll. Dies in unserer fröhlichen, im Grunde gutmütigen Stadt, über die noch vor zweieinhalb Jahrzehnten ein vornehmer alter Patriarch wie der alte Regent gebot! Es ist wirklich so, dass in Deutschland ein Teufel von seiner Kette losgekommen ist – ach, und alle wissen wir nicht, wie wir ihn nun wieder in sein Gewahrsam bringen können.

20. März 1938

Österreich also.

Wir haben es kommen sehen seit Wochen, wir ahnten es natürlich, was alle diese Drohungen und inszenierten Unruhen . . . was dieses ganze elende Theater zu bedeuten hatte, mit dem man sich einen Grund zur Intervention zu verschaffen suchte. Und nun rollen auf allen Strassen unter dem Kommando aufgeregter SS-Jünglinge diese Panzer- und Artillerie-Kolonnen, und in meinem Dorf, gleich als gälte es einen

Kampf auf Leben und Tod, spielen die halbwüchsigen Lüm-
mel der Hitlerjungen Heldenschar, indem sie sich, als ginge es
gegen eine europäische Grossmacht und nicht gegen ein win-
ziges Staatswesen von sieben Millionen Einwohnern, freiwillig
zur Truppe melden. Ich kann mir nicht helfen, es liegt in die-
ser allgemeinen Brutalität, in dieser Schadenfreude über das
Geschick der Wiener Staatsmänner, in dieser allgemeinen Lust
an Vergewaltigung und Verhöhnung etwas Unnobles, dessen ich
mich tief schäme . . .

Österreich, ewig verspottetes armes Österreich, dessen ganze
Schuld es gewesen sein mag, dass es bis zum Schluss, dem
grosspreussischen Machtanspruch zum Trotz, eine letzte Er-
innerung an das grosse alte Heilige Reich der Deutschen bewahrte.

In Salzburg, das ich in diesen Tagen besuche, drängen sich mit
ihren vollbusigen Weibern diese Berliner Kartoffelgesichter,
kaufen die Bazare leer, raffen kraft der noch immer bestehen-
den Schillingvaluta für einen Pappensiel alles an sich, was es
in Deutschland selbst längst nicht mehr gibt. . . benehmen
sich in der stillen vornehmen Stadt wie eine Horde Lakaien,
die in Abwesenheit der Herrschaft mit den vorgefundenen
Schlüsseln den Weinkeller öffnet und mit ihren Weibern Orgien fei-
ert. ..

Das Lumpenpack ist aus dem Haus,
Wir saufen alle Reste aus,
Gib Du mir einen Kuss
Und Du mir einen Kuss.
So kommt das Ding, so kommt das Ding
Doch richtig mal in Schuss.

So ungefähr. Schwärme des Berliner BDM, *ad hoc* hierher
dirigiert, begrüssen jubelnd die durch die alten Gassen klirren-
den Panzerkolonnen und werden in der nächsten Nummer der
Berliner illustrierten Journale zu sehn sein als «einheimische
Bevölkerung, die den deutschen Befreier stürmische Ovationen
bereitet» . . . man kennt die Regiekünste dieses hinken-
den Schnittwarenkommis, der Goebbels heisst. Schuschnigg-^{*2}, so
höre ich, soll in übelster Haft gehalten und misshandelt wer-
den, und allenthalben höhnt es über das Schicksal von Män-
nern, die das unfassbare Unrecht begingen, bis zum Ende auf
ihrem Posten auszuharren, und da dieser allgemeinen Besof-
fenheit der Dichter .. . *ihr* Dichter .. . unmöglich fehlen darf,
so veröffentlicht in irgendeiner insgeheim gedruckten Fest-
broschüre Herr Bruno Brehm, dieser Verräter an seinem Volke,
einen Hymnus auf Hitler, den er als Vollender des Deutschen
Reiches feiert. Der Gipfel der Unverschämtheit ist es, dass die

norddeutsche Presse, gleich als habe dieses Preussen einen berechtigten Anspruch, als Nachfolger jenes grossen Stauffischen und Habsburgischen Reiches zu gelten, von der «Heimkehr Österreichs ins Reich» zu sprechen wagt. . . o gewiss, ganz nach dem Muster jenes emporgekommenen Schweinehirten, der die letzte Tochter eines uralten verarmten Geschlechtes heiratet und sich dann als den ureigentlichen Träger von Wappenschild und Familienüberlieferung ausgibt.

Ich spreche meinen Vetter L., der als Generalmajor an diesem politischen Einbruchdiebstahl beteiligt ist und es nicht fassen kann, dass meine Augen nicht vor Begeisterung leuchten. Ich frage ihn, ob er sich einbilde, dass etwa ein so vornehmer Mann wie der ältere Moltke, wäre ihm dieser Einmarsch anbefohlen worden, anders als mit dem sofortigen Abschiedsgesuch reagiert hätte. Das Abscheuliche und Unfassbare ist, dass diese preussischen Offiziere, Träger grosser und berühmter Namen, nichts von der schmachvollen Rolle spüren, die man sie hier spielen lässt, und es ist dieses ausradierte Ehrgefühl, dieser ethische Defekt, dieses gottlose Verleugnen aller Grenzen zwischen Unrecht und Recht, was mich an einen letzten und schmachvollen Tiefstand des deutschen Geistes zu glauben zwingt.

Inzwischen hört man erschütternde Einzelheiten von österreichischen Offizieren, die die Waffe gegen die eigene Brust richteten, von Bregenzer Truppenteilen, die sich in aussichtslosem Kampf zur Wehr gegen den Eindringling setzten, von einfachen Soldaten des alten Salzburger Rainerregimentes, die in ihrer Verzweiflung über die Schmach der Heimat aus den Kasernenfenstern der Salzburger Festung sich in die Tiefe stürzten. Weswegen in aller Welt hat dieser Unglücksmensch Schuschnigg nicht schiessen lassen, und weswegen hat er nicht einen letzten Versuch gemacht, mit dem Widerhall seiner Schüsse die Umwelt aus ihrer unbegreiflichen Lethargie zu reissen? Ringsum sehen die anderen Länder achselzuckend dieser elenden Vergewaltigung eines kleinen Staates zu, keiner fasst rechtzeitig den Übeltäter am Kragen und alles scheint warten zu wollen, bis aus dem heute noch zertretbaren Schlangenei die grosse Kobra ausgekrochen sein wird. Ich sehe aber den Tag kommen, wo man an diese Politik der feigen Passivität erinnern wird. Die Schuld, die man mit diesem Zusehen auf sich ladet, ist unfassbar und wird einst vorgehalten werden. Indem man diesen ersten grossen Friedensbruch dem Friedensbrecher ungestraft durchgehen lässt, macht man ihn noch mächtiger, als er ist, und indem man ihn noch mächtiger macht, macht man gleichzeitig uns, die seine letzten Gegenspieler innerhalb Deutschlands sind, nur noch wehrloser und ohnmächtiger: sollen wir etwa und alle, die wie wir denken,

sollen wir etwa gegen die Maschinengewehre Hitlers anrennen, der sich, kraft der Lethargie der anderen Regierungen, nun auch noch die österreichischen Waffen aneignen wird? Ich stelle die Frage schon jetzt und sehe den Tag kommen, wo ich sie, nach dem unvermeidbaren zweiten Weltkriege, zum zweitenmal stellen werde. Hätte man in Europa schon vor fünf Jahren, bei dieser sogenannten Machtergreifung, das Schwert gezogen – es wäre alles hinausgekommen auf eine Polizeiaktion, mit der man eine Verbrecherbande am Kragen packt. Was hat man getan? Man hat zugesehn und dadurch jeden innerdeutschen Widerstand unmöglich gemacht. Was tut man jetzt? Man sieht zu, sinnt auf einen Ausweg, wie man es vermeiden könnte, Herrn Hitler zu reizen, und macht damit jeden Widerstand noch unmöglicher. Es wird euch manches möglich sein – die Bestrafung derer, die jenen unseligen Januartag in einer elenden politischen Schiebung ermöglicht haben, die Bestrafung der industriellen und militärischen Hintermänner. Eines wird euch nicht möglich sein: *in extenso* das ganze Volk, dessen Widerstand ihr durch politische Lethargie gebrochen habt, verantwortlich zu machen für dieses Regime, das ihr selbst – jawohl, ihr – habt erstarken lassen, und dass ihr von einem unbewaffneten Volk einst verlangt, was ihr, die Gebieter über ein starkes Heer und die stärkste Armada der Welt, nicht wagt; es kommt der Tag, wo ihr diesem Einwand und dieser Anklage begegnen werdet.

Während ich schreibe, überfliegt unter gewaltigem Gedröhn ein riesiges Bombengeschwader meinen Hof – während einer vollen Stunde dröhnt es da oben, als sei es eine Weltmacht, gegen die man flöge. Ich bin Deutscher, ich umfange dieses Land, in dem ich lebe, mit meiner ganzen Liebe. Nie mehr könnte ich hier entwurzelt werden, ohne zu verdorren ... ich zittere um jeden Baum und jeden Wald, der verschwindet, um jedes stille Tal, das man entweiht, um jeden Flusslauf, den diese Industriepiraten, die wahren Herren des Landes, bedrohen . .

Ich weiss, dass dieses Land das lebendig schlagende Herz der Welt ist, ich werde an diesen Schlag glauben, all diesen überlagernden Schichten von Blut und Schmutz zum Trotz. Aber ich weiss auch, dass das, was dort oben rumort und donnert, die Ablegnung von Recht und Gesetz, von Treu und Glauben und allem ist, was das Leben lebenswert macht... ich glaube, dass dieses eine Karikatur Deutschlands ist, hingesudelt von einem boshafte Affen, der sich von der Kette losgerissen hat.

Euch da oben hasse ich im Wachen und im Traum, ich werde euch hassen und verfluchen in meiner Todesstunde, ich werde euch hassen und verfluchen noch aus meinem Grabe heraus, und es sollen eure Kinder und Kindeskinde sein, die an die-

sem meinem Fluch zu tragen haben. Ich habe keine andere Waffe gegen euch als diesen Fluch, ich weiss, dass er das eigene Herz verdorren lässt, ich weiss nicht, ob ich euren Untergang überleben werde... Aber ich weiss wohl, dass man dieses Deutschland von ganzem Herzen hassen muss, wenn man es wirklich liebt, ich will lieber zehnmal sterben, als euren Triumph sehn. Ich fahre, es niederschreibend, zusammen. Es ist bald Ostern und wie zum Hohn klingt, gerade in dieser Stunde, aus dem Radiogerät der Schlusschor der Matthäuspassion.

«Wir setzen uns in Tränen nieder . . .»

Deutschland, mein Deutschland ... ja, dieser Chor, das waren einst wir.

Und nun?

Oben, noch immer, steuern diese weissen Nigger ihre blöden Automaten, fliegen zu Gewalttat und Frevel, zerdröhnen die feierliche Stille dieses Frühlingstages. Ich weine. Aber es geschieht wohl mehr aus Wut und aus Scham denn aus Trauer...

Juli 1938

Herr Schmeling bezieht in New York seine Prügel.

Ich soll also, so verlangt es Seine Majestät der Pöbel, an eine deutsche Niederlage glauben, weil der hochbezahlte Metzgerbursche, der in New York von einem anderen hochbezahlten Metzgerburschen niedergeschlagen wird, zufällig die gleiche Staatsangehörigkeit besitzt wie ich! Derweil sitzen wir zu viert, den Ausgang dieses Kampfes erwartend, bis in die Morgendämmerung dieser warmen Sommernacht und brechen, als sich drüben das Drama innerhalb weniger Augenblicke vollzieht, in unbändiges Gelächter aus. Ihr sollt, meine Herren Landsleute, Zeiten erleben, da ihr an andere Götter glauben lernt denn an ein paar Filmhuren und ein paar Preisboxer.

Ich bemerke, an einem dieser glückhaften Sommermorgen auf meine Felder hinausblickend, drei fremde und keineswegs in diesen Frieden passende Gestalten, die dort auf meinem Grund und Boden mit allerhand Messgeräten herumwirtschaften, bei meinem Erscheinen nicht grüssen und auf Nachfrage sich als Beauftragte der Berliner Siemenswerke ausweisen, die ihrerseits hier – ein dem grössten Göringschen Konzern zugehöriges Kraftwerk bauen wollen . . .

Ohne Rückfrage an mich, ohne Verständigung mit mir, ohne Benachrichtigung und ohne Versuch zur Wahrung auch nur der Form. Meine Frage, was die Siemenswerke wohl täten, wenn ich eines Tages ungefragt auf ihrem Areal Bohrungen veranstalten wollte, führt zu einem lebhaften Wortwechsel, und da ich diese Berliner Herren mit den bislang hier ob-

waltenden Grundbegriffen von Anstand und guter Sitte vertraut machen möchte, rufe ich *brevi manu* meine Leute und lasse den Herrschaften ihre Instrumente fortnehmen und verschliesse sie.

Das führt zu lautem Geschimpf und allerhand Drohungen, und wirklich erscheint, unter sanftem Klagen über meine rabiate Abwehr, am nächsten Tage bei mir der Stellvertreter des Bezirksamtmanns und kündigt mir für den übernächsten Tag den Besuch einer Kommission an. Die erscheint auch, bestehend aus fünf bayrischen Verwaltungsbeamten und einem österreichischen Ingenieur mit dem Hakenkreuz an der Rockrabatte, und ich erfahre so das Nötigste über das Projekt, bei dem dieses ganze heilige Flusstal verwüstet, mein uralter, aus der Frühgotik stammender Hof demoliert und ein Areal von vierhundert Hektar unter Wasser gesetzt werden soll.

Dies, um ganze viertausend PS, also die Energieleistung eines Bombenflugzeuges zu produzieren, dies in einem Lande, das bei jeder Gelegenheit seine Bauernfreundlichkeit beteuert und unter seinen vielen goldenen Sprüchen auch den Satz aufgenommen hat («es werde Deutschland ein Bauernland sein, oder es werde nicht sein»). Ich erkenne bei den ersten gewechselten Worten, dass es sich hier weniger um die viertausend Pferdestärken als eben um ein Projekt handelt, bei dem diese den herannahenden Krieg und die damit verbundene Geldentwertung witternde norddeutsche Industrie, koste es noch so viel bescheidenes Glück und bescheidenen Bauernwohlstand, ihr schlechtes Papiergeld in Sachwerten anzulegen und diese Sachwerte den Bauern fortzureissen wünscht – immer unter Berufung auf das «Interesse der Allgemeinheit» und jene brutale Suprematie, die nach dem Verschwinden der deutschen Dynastien und der alten Stände diese industriellen Raubritter sich anmassen.

Ich denke an den Frieden dieses unvergleichlichen Flusstales, an die achtzehn Generationen, denen dieser Hof Schutz und Nahrung gab, ich sehe keinen Grund, aus meiner Empörung ein Hehl zu machen . . .

Was unter wohlmeinendem Schmunzeln dieser im Stillen für mich Partei nehmenden bayrischen Beamten zu einem harten Wortwechsel mit diesem von Hitlerbeg'eisterung ergriffenen Kärntner Ingenieur führt. Alles endet fürs erste damit, dass ich ihn, als er von «Allgemeinheit» redet, nach dem gegenwärtigen börsenmässigen Kurswerte dieser Allgemeinheit frage und dass ich ihm, als er von Enteignung zu reden beginnt, erkläre, wie es wohl möglich sei, dass ich dieses Haus einmal verlassen müsse, wie er es aber ganz bestimmt vor mir verlassen werde – auf einer Tragbahre nämlich und in waag-rechter Haltung und mit den Füßen voran.

Man scheint diese Sprache seit Jahren nicht mehr gewöhnt zu sein in Deutschland, und er ist sprachlos vor Wut. Da er nicht weiss, ob ich nicht mein Schiesseisen in der Tasche bereithalte, da er vor Unsicherheit und Angst auf seinem Stuhl herumerückt, erklärt er mir rasch, während die Beamten mich wie ein Wundertier anstarren, dass möglicherweise die Sache noch Jahre dauern werde. Worauf die Kommission sich entfernt. Mehrere Tage später erfahre ich in München etwas über die Hintergründe dieser Aktion. Mein Gewährsmann aus der Wasserbauabteilung des Innenministeriums erklärt, es habe bislang wohl ein anderes Projekt vorgelegen, das bei gleicher Energieleistung das ganze Flusstal verschont hätte . .. dieses Projekt aber habe man fallenlassen, weil der Ministerialrat Arno Fischer, Chef der Abteilung und Erfinder der Unterwasserturbinen, zum Nutzen seiner sehr geehrten Hosentasche durchaus Unterwass'erturbinen verwendet wissen wolle, und dass es diese Hosentasche und diese Unterwasserturbinen seien, denen man das ganze Tal opfern werde. Dahinter diese grossmächtigen bayrischen Stickstoffwerke, die längst mit Nachtschicht Sprengstoff machen, und hinter ihnen wieder der grossmächtige Herr Göring, der vor ein paar Jahren noch Offenbarungseide am laufenden Bande schwor und sich nun zum Herrn und Meister aufwirft über das Schicksal uralter Bauemgeschlechter. Deswegen also. Mein Gewährsmann erklärt, dass es in Deutschland überhaupt kein Haus mehr gebe, das vor ähnlichen Gaunerstreichen sicher sei. Wir werden sehn, Messieurs, wir werden sehn. Oh, ich will lieber mich, meinen Besitz und Deutschland in die Luft gesprengt sehn, als es diesen überlassen . . .

September 1938

Heimkehrend von Berlin, das ich wegen der andauernden Tschechenkrise nervös und bereits leise heruntergekommen finde, sehe ich in der Oberpfalz vom Schlafwagenfenster aus die endlosen Truppenzüge, die, beladen mit Artillerie und Fourgons, der Grenze zurollen. Deutschland, will sagen diese junge, nach dem Weltkrieg nach den Grundsätzen des Buschkleppertums aufgewachsene Generation, ist in diesen Tagen in einer ganz merkwürdigen Verfassung, in der es den Willen dieses sogenannten Führers als eine Art kosmisches Gesetz und alle Opponenten, auch die ausserhalb der Reichsgrenzen, als Verbrecher betrachtet. Gewiss, gewiss, es handelt sich um einen fremden Staat und um beschworene Verträge, aber der Führer will es doch so . . .

So ungefähr. Rafft man sich endlich zur Tat auf und sagt man endlich «nein»), so kann es dahin kommen, dass dieser Führer,

der sich allmählich, trunken von dem Erfolg seiner politischen Einbruchdiebstähle, als Zentrum des Alls empfindet, in dem Augenblick, wo er zum erstenmal seinen Willen nicht bekommt, von der politischen Bühne verschwindet.

Freilich spricht alles dafür, dass man auch diesmal zusehen wird, wie man dem Überfall auf Österreich tatenlos zugesehn und die Position Hitlers damit gestärkt hat. So weit also hat man uns, die wir nicht die schlechtesten Deutschen sind, dass man auf den Krieg wie auf eine Befreiung von einer Ungezieferplage hofft. Ich habe dieserhalb mit Pfl., der meine Gefühle nicht begreift, eine lange Diskussion. Freilich, Pfl. ist Wirtschaftler, und es ist meine alte Theorie, dass die eigentliche Substanz des Nationalismus wirtschaftlicher Natur ist. Im Übrigen hängt alles davon ab, ob man dieses durch Betrug, Erpressung und Schiebung zur Macht gelangte Regime überhaupt als legitime Regierung anerkennt oder, wie ich, seit dem 30. Januar 1933 in ihm den Ausdruck eines Verbrechens sieht und eine Legitimität des gegenwärtigen Staatswesens leugnet. Soll ich mich etwa – in meinem Hause von einer Horde von Einbrechern überfallen, geknebelt und misshandelt – über die Polizei grämen, die zu meiner Befreiung erscheint und die verrammelte Haustür eintritt?

Inzwischen hat man die Wahlen, die das Hitlersche Vorgehn in Österreich legitimieren oder dementieren sollten, auf das schmähdichste, wie ich nun wirklich nachweisen konnte, gefälscht. Ich habe mit den vier Erwachsenen meines Hauses selbstverständlich mit «Nein» gestimmt, ich kenne ausserdem mindestens zwanzig andere zuverlässige Leute im Dorf, die ebenso taten – gleichwohl hat im amtlichen Ergebnis das Dorf einstimmig «die Politik des Führers gebilligt», ohne dass auch nur eine einzige Neinstimme angegeben wurde. Die Atmosphäre ist angefüllt mit Gerüchten über Verschwörungen und Attentate, die seltsamerweise sich alle um die Prätorianergarde der SS und um die sogenannten Junker der Ordensburgen (gemach, es handelt sich meist um Apothekerlehrlinge und Portokassenjünglinge) drehen. Und Folgendes habe ich letzthin in München erlebt. . .

Als ich mich dort in meinem gewohnten kleinen Hotel am Hauptbahnhof rasierte, huscht am Fenster meines im dritten Stock gelegenen Zimmers ein Schatten vorüber und gleich darauf höre ich einen dumpfen Knall. Als ich hinausgehe, liegt unten auf der Strasse in schwarzen Reithosen und blauweiss gestreifter Pyjamajacke mit gespreizten Beinen ein Mensch, dessen Schädel geborsten ist und dessen Hirn in einer Blutlache ausläuft. Menschen stehen gaffend herum, ein abgesessener Radfahrer erzählt aufgeregt, dass der aus dem vierten Stock gesprungene Mann im Fallen ihn beinahe erwischt hätte,

eine jammernde Frau hat den Selbstmörder vor dem Absprung sogar noch oben auf einem Fensterbrett des vierten Stockes gesehen. Ein Hoteldiener bedeckt, während zwei Strassenkötter die Blutlache beschnuppern, den Leichnam mit einem grossen Pack Papier, zum Schluss kommt die Strassenreinigung, schraubt an den nächsten Hydranten einen Schlauch und spritzt, während unter dem Papier die Stiefelspitzen hervorragen, die Pflastersteine sauber.

Der verstümmelte Leichnam bleibt, während man die kleine Seitenstrasse absperrt, unter seinem Packpapier liegen, die gespreizten Beine kommen, wenn der Wind unter diese braune Hülle fährt, immer wieder zum Vorschein. Der Portier, den ich interpelliere, erzählt mir, dass der Mensch da, in der Uniform der SS und leicht angetrunken, morgens um sechs Uhr ein möglichst hochgelegenes Zimmer bestellte und auf das Zimmer sich einen Liter Bier und eine ganze Flasche Kognak beordert hätte, die wir denn auch, zu drei Vierteln geleert, oben in der elenden Dachkammer neben dem verwühlten Bett fanden. Sonst finden wir noch den auf den Boden geschleuderten schwarzen Waffenrock und, verstreut im Bett, eine abgegriffene Kollektion jener Postkarten, die man dem Reisenden in Lissabon auf der Prado da commercio und vor allem in Port Said anbietet.

Erst nach einigen Stunden erfahre ich die Ergebnisse der ersten polizeilichen Expertise. Der Tote, der sich natürlich unter falschem Namen eingetragen hatte, war ein aus der Tölzer Führerschule gekommener SS-Mann, der sich an einem gegen Hitler und die Partei gerichteten Komplott beteiligt hatte und hinter dem nun der Henker her war. Der Fall mit all seinen abscheulichen Einzelheiten und den noch abscheulicheren Relikten des Toten erinnert mich an eine Geschichte, die vor Jahren mir mein Freund Hans von Bülow, Neffe des grossen Dirigenten, erzählt hat. Im Finlandfeldzug 1918 fängt man als Chef einer Bolschewikenbande einen im ersten Kriegsjahr gefangenen und in Gefangenschaft und Revolution ganz und gar zum Marodeur gewordenen preussischen Offizier . .. einen Aktiven, der doch vor dem Kriege in seinem Regiment durch ein paar Jahre die Erziehung seines Standes genossen hatte. Dieser Mann also, in vier Jahren sibirischer Kriegsgefangenschaft total verwildert und zum blutrünstigen Struwelpeter heruntergekommen, wird aufgegriffen und zum Tode verurteilt als Chef einer Bande, die unzählige Greuelthaten auf dem Gewissen hat. Und nun kommt das Unfassbare: Als er vor dem Hinrichtungspeloton steht und in die schwarzen Augen der auf ihn gerichteten Gewehre sieht, bittet er um eine Zigarette, entzündet sie, nimmt ein paar Züge, reisst sich im letzten Augenblick vor dem Kommando «Feuer» die Hosen vom Leib ...

Kehrt sich, streckt dem Tod den blanken Hintern entgegen, pflanzt vor die Front des Pelotons einen Haufen und empfängt schliesslich mit den Kugeln das Sakrament des Sterbens – mitten in einer Defäkation. Wieder spreche ich mit Bülow von der alten Geschichte. Man wäre auf den ersten Blick wohl versucht, an Chopin zu denken, der dem sich nahenden Tode das Wort *merde* entgegenschrie, man könnte versucht sein, die Todesverachtung der jungen Generation zu rühmen . . .

Man tut unrecht daran. Was wie Todesmut aussieht, ist nur Verniggerung, was an Stoizismus erinnert, ist nur der Ausdruck jenes Massenzustandes, in dem der Mensch weder gut noch böse, sondern zutiefst und mit einer gewissen Begeisterung überhaupt nichts ist. Und ich wüsste wirklich nicht, wie ich besser den Seelenzustand dieser trüben Zeitgenossen charakterisieren sollte.

Heute zirkulieren Gerüchte über eine in Wien aufgeflamnte Volkserhebung – Gerüchte, an die ich *in nuce* nicht glaube. Allenfalls wird es sich um etwas Geraunze und Zusammenlaufen von ein paar Gemüseweibern handeln, und das wird alles sein. Die Masse robotet, verdaut, schläft bei ihren wasserstoffsperoxydblonden Weibern und zeugt, damit der Termitenhaufen weiterlebt, Kinder – sie betet die Parolen des grossen Manitu nach, denunziert oder wird denunziert, stirbt oder wird gestorben und vegetiert so dahin; übrigens ohne auch nur zu erröten vor den Hinterlassenschaften der Väter, vor den Denkmälern einer grossen Vergangenheit, vor den Kronjuwelen der eigenen Kultur.

Dass es dies alles, diese Überflutung der Welt mit Neandertalern, gibt, ist das Unerträgliche nicht. Das Unerträgliche ist, dass diese Herde von Neandertalern von den wenigen noch vollwertigen Menschen verlangt, sie sollen gefälligst ebenfalls Neandertaler werden, und dass sie die Verweigerung mit der physischen Vernichtung bedroht. Bei Heraklit heisst es: «Sie wissen gar nicht mehr, dass die Vielen immer das Übel und die Wenigen das Gute sind. Die Epheser überhaupt sollten sich alle, soweit sie alt sind, aufhängen und ihre Stadt den Jungen überlassen. Haben sie doch schon den Hermodor, der unter ihnen der Bedeutendste war, aus der Stadt gejagt mit dem Geschrei «*von uns soll überhaupt niemand der Tüchtigste sein – höchstens woanders und bei den anderen**.»)

Dezember 1938

Vergebens zerbreche ich mir den Kopf über den Sinn dieser von Goebbels veranstalteten Judenverfolgung[^], die doch im Augenblick, wo das Regime noch dringend den Frieden benötigt, die Todfeindschaft des ganzen Erdballes wachruft und

à longue vue den Krieg unvermeidlich macht. Ich finde kein Motiv, und zwar auch dann nicht, wenn ich in den Gedankengängen des Hitlerismus mich zu bewegen bemühe. Dass Diktatoren, um die Sympathien der Kanaille nicht erkalten zu lassen, alle fünf Monate den Massen ein neues Brillantfeu'erkwerk abbrennen müssen . . . dass zu diesem Zweck der dritte Napoleon von den Ereignissen von Sébastopol zur Chinaexpedition, nach Magenta, Solferino, Mexiko, schliesslich bis Sedan gehetzt wurde, dies alles ist unbestreitbar und könnte wohl auch die Ereignisse des 9. November erklären, wenn es nicht eben der Krieg selbst wäre, den Hitler damit heraufbeschwört und den er doch vermeiden muss, wenn er nicht selbst sein Grab graben will. Ich spreche mit L., der, ein strebsamer Beamter des Aussenministeriums, mich mit meinen komplizierten Gedankengängen einfach auslacht und alles – mit einem plötzlichen Wutanfall Hitlers erklärt, der jetzt den Ataxerxes spielt, plötzlich zu brüllen beginnt, sich, wenn er nicht sofort seinen Willen bekommt, auf den Boden wirft und in den Teppich beisst.

Dies also wäre, wenn L. recht hätte, der Grund für all das Herzeleid und all die unermessliche Schande. Ich aber will zwei Fälle aufzeichnen, die sich sozusagen vor meinen Augen ereignet haben. Der eine betrifft eine Nichte des Schauspielers Sonnenthal, die von einem Unterschlupf zum anderen gehetzt wird, bis sie, todmüde und ohne einen Rest von Lebenswillen, in einer dieser ersten Frostnächte aufs Geratewohl ins Gebirge hinausmarschiert, wo wir nach langen Tagen des Suchens schliesslich ihre Leiche finden . . .

Der zweite Fall, dessen armes Opfer ich aus sehr persönlichen Gründen nicht beim Namen nennen will, ist noch erschütternder durch seine Einzelheiten, wie sie mir die Gattin unseres verewigten Leo von Zumbusch berichtet hat. Das ältliche Fräulein X. lebt sehr zurückgezogen in ihrer an der Münchener Maximilianstrasse gelegenen Zweizimmerwohnung. Ein sehr bekannter, inzwischen auch bei den Nazis zu hoher Gunst gelangter Schauspieler wirft auf diese Zweizimmerwohnung ein Auge, findet es unerhört, dass ein altes Judenweib sie bewohnt, und denunziert, um die Wohnung zu bekommen, die alte Dame, was innerhalb dieser glorreichen Zeit auf Deportation in ein Konzentrationslager und langsamen Hungertod hinauskommt. Das alte Fräulein X. weiss das sehr genau, fühlt sich für diesen Leidensweg zu alt und zu schwach, wendet sich mit der flehentlichen Bitte um ein rasch wirksames Gift an die Mutter einer ihrer Musikschülerinnen, und tatsächlich ist diese starke und charaktervolle Frau, nachdem sie vergeblich der Lebensmüden allen sonstigen Schutz und alle nur erdenkliche Hilfe angeboten hat, stark

genug, es zu verschaffen, indem sie sich mit dieser lugubren Bitte zu dem Münchener Pharmakologen, einem Kollegen ihres Mannes begibt. . .

Der Gelehrte, selbst alles andere als ein Hitleranhänger, ist zuerst entsetzt über das Ansinnen und weigert sich, gibt aber endlich, als man ihm die Hoffnungslosigkeit dieses Falles schildert, in tiefer Erschütterung den Bitten nach und drückt ihr ein Gemisch von Curarin und Zyankali in die Hand. Die Dame begibt sich mit dieser letzten Gabe zu Fräulein X., die ja nun eigentlich schon eine Sterbende ist, und nun begibt es sich, dass sie, die unter Tränen für das Gift dankt, noch eine weitere Bitte äussert: sie, die Freundin, die ja auch Sängerin ist, möge ihr Brahms' ernste Gesänge zum Abschied singen. Es geschieht. Die beiden Frauen trennen sich, und heute, beim Mittagessen, erhalten wir die Nachricht, dass man das alte Fräulein X. tot in ihrer Wohnung aufgefunden habe, vor der offenbar in seiner Ungeduld schon der Denunziant, eben dieser Schauspieler P., wartet. Dies also ist hier sozusagen vor meinen Augen geschehen. Ich nenne in beiden Fällen die Denunzianten nicht beim Namen. Im Falle Sonnenthal ist es eine neunundsiebzigjährige, in Wien lebende KorybantIn der Hitlerei. . . eine alte Vettel, die bald auf ihrem Sterbelager liegen, den Tod schmecken und das Gericht sehen wird . . . Und der andere?

Ich habe nun mehr als fünfzig Jahre gelebt, habe in manche Tiefe schauen müssen und jedenfalls die eine Weisheit gelernt, dass ich nie eine Freveltat begangen habe, die ich nicht, sei es nach Jahrzehnten, habe büssen müssen. So oder so, früher oder später, oft, wenn man alles schon fast vergessen hatte. Ob die Cocktails, die Herr P. in der also ergatterten Wohnung zu sich nimmt, nicht manchmal nach einem Gemisch von Curarin und Zyankali schmecken ... ob es nicht manchmal jene «ernsten Gesänge» sind, die ihm durch das Marschgeschmetter seines Radioapparates ins Ohr klingen?

April 1939

Ich bin nach diesem endlosen Winter, der sich dieser allgemeinen Devise des «Nordischen» angepasst zu haben scheint, wieder einmal in Berlin, wo man eben sich anschickt, Hitlers Geburtstag zu feiern, und wo dieser nationale Festtag im voraus sich dokumentiert durch die Überflutung sämtlicher Hotels mit sämtlichen Obersturm-, Sturm-, Tornado- und Orkanführern, über die Deutschland verfügt und deren ekelhafte Kanonentiefel man vor allen Hotelzimmern stehen sieht.

Vorerst treffe ich Hans Albers, bei dem ich Tee trinke; in seiner auf den Tiergarten hinausblickenden, wahrscheinlich

unfassbar teuren Wohnung, die er mit fragwürdigen, von ihm fraglos für echt gehaltenen Antiquitäten vollgestopft hat. Er ist ein guter und von der Angst vor dem Altwerden gepeinigter Junge, und es geht ihm, der sich nicht ohne Grund für einen der populärsten Männer dieses Erdteils halten darf, just wie Kaiser Wilhelm II., der unter vier Augen ebenfalls liebenswürdig und einfach war und ungeniessbar erst dann wurde, wenn er vor dem grossen Schallrezipienten der Öffentlichkeit stand und seinem Air eine andere Haltung schuldig zu sein glaubt. Hier wie dort: unter vier Augen ist dieser der einfache, liebenswürdige Hamburger, mit einem Schuss Sentimentalität im Blut, mit Tränen in den Augen, wenn er mir vom Todeskampf seiner jüngst verstorbenen Mutter erzählt, und wie sie, selbst eine Holsteinerin, in der Agonie noch das berühmte «Schleswig-Holstein meerumschlungen» zu singen versucht habe.

Im Übrigen riecht Berlin nach Krieg, und ich finde die Stadt so vor, wie ein Parvenü sich nicht zeigen darf: heruntergekommen, verpowert, liederlich. Die Speisekarten sind ärmlich, die Weine noch fragwürdiger als sonst, die Wäsche von zweifelhafter Sauberkeit. Der Kaffee ist miserabel, es gibt kein Benzin für die Autotaxis, und da man alle Handwerker zu Fortifikationsarbeiten abberufen hat und Reparaturen nicht ausgeführt werden, so zeigen die Hotels allenthalben unter dem plüschenen, gipsernen, bronzierten Plunder jene schäbige Dürftigkeit, die der Naturzustand Preussens ist. Nachts, von einem flüsternden und augenzwinkernden Schlepper geleitet, lande ich im alten Westen in einem halb im Souterrain gelegenen Lokal, das sich nach Auskunft meines Guiden der hohen Gunst des Herrn Göring erfreut, infolgedessen im altgewohnten Berliner Stil bis zum Morgengrauen und bis zur völligen Erschlaffung des Personals offenhält. Gegenwärtig ist es bis zum letzten Platz besetzt von jungen Leuten aus dem provinziellen Adel, die, alle in SS-Uniformen steckend, wohl wegen der bevorstehenden «Kaisergeburtstagsfeier» nach Berlin gekommen sind und nun dieses Lokal mit dem Gestank ihrer schlechten Zigaretten und dem Lärm ihrer noch schlechteren Manieren erfüllen.

Da also sitzen sie, befördern aus den Sektkühlern ins Dekollete ihrer Damen kleine Eisstückchen, holen sie unter allgemeinem Gegröle aus der grausigen Tiefe wieder ans Tageslicht, pöbeln einen verdatterten alten Herrn an, der sich mit seinem weissen Vollbart weiss Gott woher in diese Spelunke verirrt hat, unterhalten sich im Übrigen so, dass man auch auf dem Sirius jedes Wort verstehn müsste, in jenem im Weltkrieg und noch mehr in der Freikorpszeit entstandenen Zuhälterjargon, in den seit zwanzig Jahren die Sprache des Matthias

Claudius abgeglitten, ist. Aus meinem Versteck heraus sehe ich mir die Gesichter etwas genauer an. Oh, es sind die Träger alter blutbespritzter Namen, es sind die Söhne jener bierseligen Väter, die einst zum Erstaunen der Zeitgenossen als Botschaftsräte und Attachés den Teutonenbrauch und die Schmissee des Kösener SC in die grosse Welt hinausschleppten und in ihrer mangelnden Geschmeidigkeit und in der hilflosen Unzulänglichkeit ihrer Erscheinung beinahe rührend wirkten.

Diese hier beobachten heisst den ganzen unausfüllbaren Abgrund klaffen sehen, der uns alle von dem Gestern trennt. Der Bierbauch zwar und die Fettpolster unter den Augen sind samt den Schmissen verschwunden, die Gesichter sind hager und schmal, auf den ersten Blick könnte man sie für ein Gremium von Drachentöttern halten oder von Erzengeln, die für zwanzig Pfennige ihre Flügel in der Garderobe abgegeben haben ... Bis ein zweiter und schärferer Blick ... bis das Be-lauschen dieses Bordelljargons und die Roheit der Ausdrücke zu einer ganz anderen Erkenntnis verhilft.

Dieser zweite Blick enthüllt zunächst die erschreckende Leere der Gesichter und darüber, in den Augen, ein verräterisches, nur hier und da aufzuckendes Flimmern und Leuchten, das freilich mit Jugend nichts zu tun hat: es ist der typische, bei dieser Generation oft zu findende Blick, der *de facto* der Widerschein einer abgrundtiefen und durchaus hysterisch wirkenden Roheit ist. Ich kannte wahrhaftig jene alte, schon im ersten Jahre des Weltkriegs ins Grab gesunkene Kaiserliche Armee, ich weiss, dass die ihr zur Last gelegten belgischen Greuel entweder auf ein tragisches Missverstehen oder auf das Propagandabedürfnis des Gegners zurückzuführen waren: hätte man einer jener Einheiten eine bewusste Grausamkeit, das Niederknallen eines wehrlosen Gegners anbefohlen, sie hätte gemeutert! Wehe aber Europa, wenn je diese Hysterie hier sich entlädt. Sie werden, wenn dieser Führer Leonardosche Bilder für entartete Kunst erklären sollte, aus ihnen Scheiterhaufen sichten, sie werden, wenn es gerade in die gegebene Situation und in irgendeine gerade gültige Parole hineinpasst, ohne Zögern mit den Höllenkünsten der IG-Farben Kathedralen in die Luft sprengen . . . oh, sie werden noch viel Schlimmeres anrichten und dabei, als Schlimmstes, sich als unfähig. erweisen, die tiefe Verworfenheit ihres Zustandes auch nur zu *ahnen*.

Am nächsten Tag vor der Reichskanzlei, eingepfercht in die Menge, bedrängt von Tubaton und Paukenkrach der aufmarschierten Truppen, sehe ich diese Feier, höre ich dieses Gebrüll, sehe ich diese verzückten Gesichter der Weiber, sehe ich auch ihn, dem diese Begeisterung gilt. Da also, in der tief in die Stirn gezogenen Mütze, einem silbergestickten Strassen-

bahnschaffner nicht unähnlich, die Hände wie gewöhnlich vor dem Bauch, steht er, der Herrlichste von allen. Durchs Glas beobachte ich dieses Gesicht. Alles bebt dort von ungesunden Fettpolstern, alles hängt, alles ist erschlafft und ohne Anatomie – versulzt, verschlackt, krank. Kein Strahlen, kein Funkeln und Leuchten eines Gottgesandten . . . dafür im Gesicht das Stigma der sexuellen Insuffizienz, der Groll des Halbmannes, der seinen Grimm über seinen Zustand im Brutalisieren anderer abreagiert. Und dennoch dieses sture und auf die Dauer idiotisch wirkende Heilgebrüll. .. hysterische Weiber ringsum, Halbwüchsige in Trance, ein ganzes Volk im Geisteszustand heulender Derwische. Ich gehe mit Clemens von Franckenstein, den ich zufällig heute getroffen habe, ins Hotel zurück, wir sprechen über meine gestrige Beobachtung, er erinnert mich daran, dass die Familienanzeigen des Deutschen Adelsblattes voll sind von Arnims und Riedesels, von Kattes und von Kleists und Bülows, die als «Obergruppenführer», als «Gauamtsleiter» und sonstige Amtsträger dieses Verbrechers zeichnen . . . dies alles, ohne der Schmach zu gedenken, die sie ihren alten ruhmvollen Namen und ihren Vätern antun. Meine Gedanken weilen noch bei dieser sturen Menge und ihrem Papageiengebrüll, bei dem missratenen Moloch, dem sie huldigten, und bei dem Ozean von Schande, in dem wir alle versunken sind.

Nein, diese vielgeschmähte wilhelminische Generation hätte diese Proskynesis vor einem Gezeichneten niemals fertig bekommen, und wirklich ist es dieses Mal so, dass die Gestrigen besser waren als die Heutigen. Nein, dieser Kotau! es geht nicht mit rechten Dingen zu. Ein Satan kam von seiner Kette los, ein Heer von Dämonen ist über uns gekommen . . .

Dieses Volk ist geisteskrank. Es wird teuer bezahlen. Voll Schicksal ist die Luft dieses Sommers. Und Eisen und Feuer mag heilen, was kein Arzt mehr heilen könnte.

D.34, der im Münchener Zuge mitfährt, erzählt mir von jenen Zeiten, da er, im Weltkriege, Hitlers Kompaniechef war. Er berichtet von einem ewig geistesabwesenden Menschen, der als Gefechtsordonnanz tapfer alltätlich «in den Tod» marschiert sei, bei den Kameraden aber durchaus als Kompanietrottel gegolten habe. Übrigens erhält sich hartnäckig ein seltsames Gerücht über das Eiserne Kreuz, das er trägt, ein Gerücht, das ich nur verzeichne, ohne es mir *in absentia rei* zu eigen zu machen. Ein mit der Praxis der damaligen Ordensverleihungen vertrauter Offizier machte mich letzthin darauf aufmerksam, dass eine Auszeichnung mit der ersten Klasse ohne gleichzeitige Beförderung zum Unteroffizier einfach ausgeschlossen gewesen sei, und so sei er, der eben erwähnte

Gewährsmann, zu dem Schluss gekommen, dass hier eine «Selbstdekorierung» vorliege??.

Ich mag die hässliche Gewohnheit dieser letzten Jahre, die der kritiklosen üblen Nachrede, mir nicht zu eigen machen und verzeichne ohne Stellungnahme nur das, was ich hörte. Gelogen hat er freilich nicht nur in der Politik. Gelogen freilich hat er oft genug zur Erhöhung seines höchst persönlichen Renommees, zum Beispiel als er, der an jenem sagenhaften 9. November 1923 vor der Feldherrnhalle brav ausgerissen war?⁶, eine phantastische Geschichte erzählte von einem weinenden Kinde, das er damals aus dem Feuerstrudel gerettet haben wollte. Keiner der Augenzeugen hat dieses Kind gesehen, und sicherlich hat er damals, um seine schmähliche Flucht zu kaschieren, sozusagen den Mond angelogen. Übrigens erzählt D. mir noch etwas, was den Mann charakterisiert: vor dieser berühmten «Machtübernahme» nämlich hat er, der ehemalige Kompaniechef, seinen ehemaligen Gefechtsmeldegänger, der seinerzeit noch immer «Herr Hauptmann» und «Sie» sagte, bei jedem zufälligen Zusammentreffen *geduzt*. . .

So aus der Usance des Weltkrieges heraus. Bis 1932. Der einfache Münchener Anwalt den grossmächtigen Mann mit der silbergestickten Strassenbahnschaffnermütze . . . Den Moloch der Deutschen, den Herrn über Leben und Tod, den möblierten Zimmerherrn aus der Barerstrasse??, der jüngst die bodenlose Unverschämtheit besass, einem auswärtigen Souverän einen seiner (allerdings dankend abgelehnten) Gangsterorden?⁸ zu verleihen.

So aber geht es nun einmal mit den lieben Preussen und selbst mit diesem, der nur eine Imitation ist: den Muschkoten bekommen sie nie aus dem Blut – auch dann nicht, wenn eine Laune des Schicksals sie auf den Posten eines Souveräns verweht. Ich sehe, während D. erzählt, zum Fenster hinaus auf das vorübergleitende Band der Chaussee, auf einen Trupp junger Leute, der in den mürrischen Frühlingstag hinausmarschiert. Sie tragen nicht den bequemen Rucksack, sie tragen allesamt Tornister – es geht weniger hinein und drückt bestialisch, aber es hat den Vorzug, dass es an Kasernenhof und Kommiss erinnert. So sind sie. Im Tornister ruht wohlverpackt und jederzeit gebrauchsfertig jene Vizefeldwebelordnung, mit der sie Deutschland verdorben haben und mit der sie die ganze Welt beglücken wollen. Deutschland wird sehr bald vor einer Schicksalsfrage stehen: es wird sich von der preussischen Hegemonie befreien, oder es wird aufhören zu sein. Ein drittes wird es nicht geben.

Im Übrigen hat man die Berliner Kaisergeburtstagsfeier dazu benützt, Herrn Bruno Brehm zum Poeta laureatus zu machen??.

Herr Brehm, der sich bei mir als schwarz-gelber Monarchist

einführte und zwei Jahre später über seinen obersten Kriegsherrn jenes niederträchtige Buch schrieb . . . Herr Bruno Brehm, der noch 1930 bei den Wiener Literaturjuden antichambrierte, ihren ebenso jüdischen Frauen «in treuem Gedenken» seine Bücher widmete, um jetzt, ein paar Jahre später, einen antisemitischen Hetzartikel nach dem anderen zu schreiben. Oh, ich zweifele keineswegs, dass er für denjenigen Augenblick, in dem der Wind von heute umschlagen sollte, schon irgendeinen atrophischen Erzherzog für sein politisches Alibi bereithält, und jedenfalls wird er im Hinwegvoltigieren über alle Skrupel behender sein als jener unglückliche Benno von Mechow, der um 1933, als es so schien «als ob», katholisch wurde, dann, als «Katholizismus» nicht mehr getragen wurde, zur Partei hinübertoltigte, ohne freilich dort die rechte Wirkung zu erzielen. Sind sie aber nicht alle so? Steckengebliebene Fähnriche des Weltkrieges, haben sie nicht alle aus dem einmaligen starken Erlebnis heraus ein starkes Buch geschrieben, um dann in dem Augenblick, wo ein zweites Werk an ihre Phantasie und an ihre Fabuliergabe appellierte, mangels aller erzählerischen Substanz jämmerlich zu versagen? So haben sie denn den alten Tee, ohne dass der Absud von einem Buch zum anderen stärker wurde, ein drittes, viertes und fünftes Mal aufgegossen, schreiben seit Jahren unentwegt das gleiche Buch und posieren, das Fehlende zu ersetzen, mit ihrem Dichtertum.

Ewige Fähnriche im Divisionskommandeursalter¹, perfekte Hamsum- und Stifterimitatoren, Spezialisten für Blut, Boden, Erdgeruch und Pfeifengestank, präraffaelitische Jünglinge mit Tyrtäusblick, Erzengel und benjaminische Drachentöter mit geretteter Keuschheit und negativem Wassermann! Kein einziges vollsaftiges Mannsbild, kein einziger ohne das, was der alte Fontane in seiner Stine-Novelle ein «Untätchen» genannt hat – nicht einer, zu dem man Freund sagen könnte.

Das sagte ich schon, dass das bitterste Herzeleid in diesen Jahren uns Heimgebliebenen aus der wachsenden Vereinsamung, aus dem Fehlen der Kameraden, aus dem Absterben der Gegner sowohl wie der Gesinnungsgenossen entspringt.

Heute, aus dem Schlafwagen steigend, erfuhr ich, dass Max Mohr gestorben ist.

Emigriert 1934, verstorben als Arzt in Shanghai – schon vor einem vollen Jahr, und jetzt erst erreicht mich die Nachricht. Weltkriegsoffizier von hingehender Tapferkeit, Bergsteiger und Skiläufer, Arzt und Bauer.

Freund von David Herbert Lawrence, Verfasser von jenen unvergesslichen «Improvisationen im Juni», die von dem grossen Aufbruch aus den Schlössern erzählten, Verfasser auch von zwei womöglich noch stärkeren Romanen. Keiner so un-

sicher und schier verlegen auf dem Asphalt, keiner solch gestandener Mann im Fels und im Schnee. Aber gehörten sie nicht beide schon zu jener neuen Truppe, die die grosse Käuflichkeit bereits durchschaut hat und wachgerüttelt ist vom grossen Ekel? Gehören sie nicht beide zu jener neuen Truppe, die noch keine Fahne hat und noch zerstreut ist in allen Winden, die aber trotzdem nicht haltlos genug ist, um zu verzweifeln und sich zu verkaufen auf dieser sonnenbestrahlten Kugel der Erde? Und weiter, in der «Freundschaft von Ladiz»: «Das aber war zu jener Zeit, da die Menschen noch keinen Nabel hatten. Früher nämlich hatten sie gar keinen, und den Nabel haben erst die Preussen erfunden.» In ihrer angeborenen Ordnungsliebe vermutlich, auf dass der Mensch eine Denkmünze mit sich trage auf den Tag seiner Geburt! Keiner hat so unwiderstehlich gespottet, keiner mit so zorniger Liebe sein Heimatland umfassen, keiner mit solcher Anmut die Hosen stramm gezogen allem und jedem, was dir hassenswert schien: dem Kurfürstendamm und den IG-Farben, den berittenen Kaufleuten von der Ruhr und den Knickerbockerbubis des Silberspiegels und den alten Bridge- und Wohltätigkeits-huren der Berliner Faubourgs. «O Bayern, mein Bayern, schönstes Land der Erde, als die grosse Pause war zwischen dem vierten und dem fünften Akt der fernen Götter! Die Dorfstrasse war leer, es war die Stunde des Melkens, im Süden stieg, eine Fata Morgana aus Kalk, das Karwendel hoch. Weiter draussen schlich sich ein schwarzer Zug durchs Wiesenland, man trug einen alten Bauern aus seinem Hof heraus, nachdem er sich am Leben gesättigt hatte. Eine tiefe, lange Sättigung ohne Hast war's gewesen, jetzt trugen sie ihn aus dem Haus seiner Geburt und seiner Sättigung hinaus, die Nachbarn, hinüber zu der kleinen Kirche mit dem Zwiebelturm. Und wieder weiter andere Nachbarn, die fuhren gerade das Heu ein. Dicke Rösser vor den grünbetürmten Wagen, die letzten Bayernrösser, ehe die Traktoren kamen, die stählerne Drachen.» Welch Abendsonnenschein liegt über diesen Bildern und welche geheime, um die Heimat bangende Angst wird hier laut? Als du mir in jenem schon ahnungsvollen Juli 1931 die «Freundschaft von Ladiz» in die Hand drücktest, lag abendlicher Sonnenschein auf deiner wie auf meiner Jugend, und dein Haus, just wie das meine, umschlich schon der Tod.

Emigriert zwei Jahre später nach Shanghai, vom Herzschlag geholt fern von den heimatlichen Karwendelböden, eingeschert in der Fremde, in alle Winde verstreut vom Achterdeck eines heimkehrenden Schiffes ins Nordmeer, dicht bei Helgoland . . .
Aus anderm Holz geschnitten als diese Konjunkturdichter der unentwegten Kriegsromane, herrlich und gewaltig unter all den

ewigen Fähnrichen, mit dem unbändigen Leben bestimmt für «das Glück des raschen Todes, den wir alle uns doch wünschen».)
Nun also auch du. Ein Licht verlöscht nach dem anderen, dunkel wird's im Saal und leer auf der Bühne, die eben noch festlich und hell war, und manchmal, aus den lichtlosen Räumen, die hinter ihr liegen, weht ein eisiger Wind dich an. Mut und ein tägliches Aufgebot des Willens heischt das Weiterleben, das seit so viel Jahren schon vom Hasse sich nährt. Mut und Glauben an jene Idee, die nach der Wirklichkeit dürstet.

August 1939

Ich war am Wolfgangsee bei Jannings, dessen prachtvolle Villeggiatur nun überschattet ist von der Angst des Besitzers vor dem Krieg. Von der Angst, was aus seinen Wertpapieren und Kunstsammlungen werden soll, von der Angst, ob genügend Kohlen für die Zentralheizung vorhanden sind und ob im kommenden Jahre noch genügend viele Wurstsorten auf dem Tische liegen werden. Als Darsteller ist er nicht mehr und nicht weniger als ein Chargenspieler ersten Ranges, als Mensch ein dicker Bourgeois, der im heraufziehenden Weltgewitter im Wesentlichen eine Störung seiner mit Angel und Zigarre am Seeufer verbrachten Siesta sieht. Er erzählt mir übrigens allerlei von der berühmten Berliner Skandalgeschichte, nach der der Schauspieler Fröhlich Herrn Goebbels im Tête-à-tête mit seiner Gattin, der Baarova, ertappt und verprügelt haben sollte. Die Wirklichkeit ist, ich möchte sagen *leider*, etwas anderes, und da Jannings sich als Tatzeugen benennt, will ich sie mir in dieser Fassung hier zu eigen machen. Herr Fröhlich also, der mit Jannings zusammen von einer Festlichkeit heimkehren will, findet in seinem parkenden Auto seine Gattin und den Herrn Minister . . . im, sagen wir, Tête-à-tête. Er verabfolgt daraufhin nicht Herrn Goebbels, sondern lediglich seiner Gattin ein paar Backpfeifen und spricht dann dem mit dem Ordnen seiner Kleider beschäftigten *homme d'état* seine Dankbarkeit aus für die Entlarvung der ihm anvertrauten Kokotte. So und nicht anders. Zu einem anderen Verfahren hat die Zivilcourage nicht gelangt. Nur die Populace reagiert gegenwärtig, an der Version von dem verprügelten Minister festhaltend, ihre Phantasie und ihren Ingrim ab in dem schnell beliebt gewordenen Schlager «Ich möchte einmal fröhlich sein», wobei man es der politischen Einstellung des Sängers überlässt, ob er Fröhlich gross oder klein zu schreiben gewillt ist.

Dann, in den letzten Augusttagen bin ich am Chiemsee bei Herrn von K. der vor Jahren Minister war und als junger

Mensch noch bei Bismarck Vortrag gehalten hat. Wir sprechen von seinen Kriegserlebnissen und von jenen nun schon fünf- undzwanzig Jahre zurückliegenden ersten Kriegstagen an der ostpreussischen Grenze, wo in den Vollmondnächten kurz vor der Kriegserklärung hüben und drüben die Reiterpatrouillen, ein Mann hinter dem anderen, sorgfältig die Grenzraine der gewaltigen Weizenfelder einhielten und es nur schwer war, auch nach erfolgter Kriegserklärung die Bauernjungen dazu zu bewegen, eine alte heilige Scheu zu überwinden und in die auf dem Halm stehende Ernte hineinzureiten . . . Bilder aus einer zeitlich so nahen und doch schon schier legendär gewordenen Welt: Ein preussischer Kürassier, der beim ersten Zusammenprallen der beiderseitigen Kavallerien einem von ihm aus dem Sattel gestochenen russischen Sergeanten die Lanze nicht wieder aus dem Leib ziehen kann, beginnt angesichts seiner Bluttat bitterlich zu weinen – der Russe streichelt ihm die Hand und bittet seinen Gegner, es sich nicht zu Herzen zu nehmen *um Christi* willen. Ein kleiner Judenjunge, kriegsrechtlich zum Tode verurteilt wegen Feindbegünstigung, begreift, als man ihn zum Tode führt, keineswegs die Situation und fragt im Hinblick auf das ihm vorgehaltene Todesurteil: «Eigentlich .. . wossu ist das Soettelchen?» Ein gefangenes altes russisches Bäuerlein, ein armseliges und schon ganz zerbrochenes Männchen in der Uniform der russischen Reichswehr sagt aus, auf tausend Meter hätten sie wohl noch geschossen («man trifft ja doch nichts») und selbst auf fünfhundert Meter noch («wenigstens sieht man nicht, ob man trifft»). Als aber die Deutschen auf hundert Meter heran gewesen seien, da hätten sie alle die Gewehre fortgeworfen und keineswegs geschossen. «Denn wer, Herr, wird es wagen, zu sündigen auf so kurze Entfernung!» Dann, während zu unseren Füßen drüben auf der Salzburger Strecke die vollgepackten Militärzüge des Herrn Hitler ostwärts rollen, sprechen wir von Bismarck, dem K., wie gesagt, als jugendlicher Rat des Auswärtigen Amtes noch Vortrag gehalten hat. Da also lagen auf dem Schreibtisch neben einem Teller mit einem Klumpen Varziner oder Schönhausener Landbutter armdicke und meterlange Rauchwürste, und von Zeit zu Zeit, während die jungen Herren dem Gewaltigen ihr Sprüchlein aufsagten, schnitt sich der alte Vielfrass eine daumendicke Scheibe Wurst ab, belegte sie mit einer ebenso dicken Butter-scheibe und biss, ohne jede Brotzugabe, hinein . . .

Es ist mir nicht zweifelhaft, dass grosse Staatsmannschaft, wie das übrigens die Schicksalskurve des Napoleonischen Reiches erweist, zum grossen Teil von der körperlichen Durabilität des Staatschefs abhängt, und ich möchte es freilich wissen, was für eine Katastrophe es gäbe, wollte der gegenwärtig über

Deutschland gebietende Obereunuch sich auch nur zu einer dieser Bismarckschen Zwischenmahlzeiten niedersetzen.

Ich wäre übrigens ein Seelenkrüppel, wollte ich mich, jenseits dieser Episoden, der leidenschaftlichen Grösse Bismarcks versagen. Ich bin aber, wo jetzt eigentlich erst die von ihm gestreute Saat eines industriell überzüchteten Grosspreussen aufgeht, mehr denn je davon überzeugt, dass es, sein Werk, den tragischen Irrtum eines grossen Mannes in sich schliesst und dass er es ist, dem wir die industrielle Tolpatschigkeit des Staates und seine Überschwemmung mit kaninchenhaft sich vermehrenden, im Grunde gar nicht mehr zu beschäftigenden und dabei desto machtgerigeren Massen verdanken. Morgen also, in Auswirkung eben dieses Bismarckschen Staates, werden wir den zweiten gegen die Geographie geführten Weltkrieg haben, und ich zweifele nicht daran, dass er, von dem ewigen Schreihals Preussen wieder an den ganzen Erdball erklärt, verloren ist noch vor dem ersten Flintenschuss. Von Glück werden wir sprechen können, wenn die Katastrophe, die unvermeidliche, bald und nach einem kurzen Kriege und auf einem relativ noch niedrigen Trümmerhaufen, hereinbricht.

Die Luft dieses schon ein wenig herbstlichen letzten Friedentages ist glasklar. Unabänderlich, mit der gemessenen Präzision von Gestirnen, ziehn hügelab und hügelab die pflügenden Gespanne dieser Pinzgauer öchlein, deren frommes Geschau just so aussieht, als hätten sie schon über Christi Krippe gebrummt. Die reine und durchaus schuldlose Landschaft liegt offen und friedlich und einsam da wie die eines Bilderbuches.

Und doch zittert Verderben in dieser Luft. — Die Menschen wittern es und sind tief bekümmert — der Bauer, und gerade der bayerische Bauer, ist in Deutschland nachgerade noch der einzige, der von der allgemeinen hysterischen Besoffenheit und von all den erfolgreichen politischen Einbruchdiebstählen der letzten Zeit nicht um seine Instinkte und um seine Besonnenheit gebracht worden ist. Begeistert sind im Dorf nur diese in der Hitlerjugend zum Radau erzogenen jungen Rowdies, die sich den Krieg als eine Wiederholung der österreichischen und tschechischen *promenade militaire* vorstellen.

Am nächsten Morgen, als ich heimkehre, läuft mir der Dorfschmied entgegen. Nun also, der Pygmäe, der gegenwärtig Deutschlands Geschicke lenkt, hat den Sprung gewagt, und aus allen Lautsprechern krächzt gegenwärtig diese Stimme eines machtrunkenen Schizophrenen. Ich drücke dem Manne, der seit bald sieben Jahren nicht weniger als ich leidet und hasst, die Hand. Ich zweifele nicht an dem unfassbaren, dem nun unabwendbaren Leid. Ich zweifele aber auch nicht an dem, was

seit sechs Jahren und auch in den dunkelsten Stunden meines Lebens mich aufrecht hielt... an der Gewissheit, dass er, der grosse Verderber, heute sein eigenes Todesurteil unterschrieben hat. Ich habe dich gehasst in jeder seither verstrichenen Stunde, ich hasse dich so, dass ich mit Freuden mein Leben biete für dein Verderben und freudig zugrunde gehen will, wofern ich nur deinen Untergang noch sehe und dich in die Tiefe niederziehen kann mit meinem Hasse. Denke ich dieses Hasses, so überkommt mich wohl Grauen, und ich kann es doch nicht ändern und weiss nicht, wie sich anders dieses alles lösen soll. Zeihe mich niemand der Verneinung und täusche sich niemand hinweg über die Tragweite solches Hasses. Hass drängt zur Wirklichkeit, Hass ist der Urvater der Tat. Glaubt ihr, es gebe aus unserm verpesteten und entweihten Hause noch einen Ausgang, über dem nicht das Gebot stünde, den Satan zu hassen, um nach dem Weg der Liebe im Dunkeln suchen zu dürfen?

20. September 1939

Die Nazis also (denn von den Deutschen will ich in diesem Zusammenhänge nicht reden) ... die Nazis also siegen, und wie sollte es auch anders sein? Der Herbst, nach einem hoffnungslos verregneten Sommer, ist hell und sonnig und beständig, die Luft ist voll rauchigen Herbstparfüms, der fest und hart gewordene Boden wie geschaffen für ihre Tanks, mit denen sie alles in Grund und Boden stampfen, was sich ihnen widersetzt – die Kavalleriedivision Pomorska und die ganze polnische Armee . . . und wenn uns heute nur Polen gehört, so wird uns morgen doch die ganze Welt gehören.

Die Nazis also siegen innen so wie aussen, und innen vielleicht noch mehr als auf ihren Schlachtfeldern. Die Redakteure rasen blutrünstig über das schöne weisse Papier, in das der deutsche Wald sich verwandeln muss; die Redakteure haben eine ganz neue, der grossen Zeit angepasste konstruktive Sprache erfunden und proklamieren die «Erfassung des Jahrganges 1899» und «die Betreuung der Kriegerfrauen» und den «Einsatz der deutschen Frau» und reden vom uralten deutschen Boden Posens. Und wenn man sie' daran erinnert, dass dieser Boden noch zu Friedrichs Zeiten polnischer Boden war, und wenn man noch weiter zurück an die Danziger erinnert, die in der ersten Tannenberger Schlacht auf polnischer Seite gefochten haben, dann werden sie sehr böse und drohen mit Denunziation.

Die Nazis siegen und ihre «Kriegsberichter» verhelfen der deutschen Sprache zu neuer Blüte, indem sie «den Feind befunkeln, bis er zweimal Minna macht», und wenn sie ihm

«Sauerer gegeben und die ganze Blase umgelegt») haben, und wenn man ihr Deutsch dann als Abtritt- und Zuhälterdeutsch bezeichnet, dann werden sie sehr böse und sagen, sie seien doch Soldaten, und Soldaten redeten eben so, und wenn man es nicht glaube, könne man sehr bald mit dem «KZ» Bekanntschaft machen.

Die Nazis also siegen unentwegt, sie siegen genauso unaufhaltsam, wie anno 1914 die Wilhelminischen Armeen siegten, und an den Stammtischen annektieren sie wieder die ganze Welt, und in dem kleinen Dorfcaféhaus hat neulich der alte pensionierte Generalarzt, der wie ein idealisierter Oberst a. D. aussieht, im gewohnten Jargon, die Polen sowohl wie die Engländer «Schweine» genannt. Die Polen, mit denen uns gestern noch ewige Freundschaft und Bruderliebe verband, die Polen sowohl wie die Engländer, von denen er, der alte Doktor, nie ein Exemplar sozusagen in freier Wildbahn gesehen hat.

Als ich aufstehe und mir, schon im Hinblick auf die Anwesenheit meiner Damen, diese allzu bilderreiche Sprache verbitte, da sieht er mich an mit den Augen eines verwundeten Rehes und versteht die Welt nicht mehr und murmelt, dass er «mich bislang doch immer für einen *nationalen* Mann» gehalten habe ...

Nklk., den 22. September 1939

Lieber Reck,

im Frieden meiner Heimat schreibe ich Ihnen, nach meiner Heimkehr aus dem polnischen Kriege und kurz vor meinem Abgang an die Westfront dieses zweiten Weltkrieges. Ich bin nun Fliegerhauptmann und komme nun eben heim aus der Polenschlacht und von elf Feindflügen, darunter selten schöne Sachen wie Tiefangriffe auf Kolonnen und Truppentransportzüge und, aus purem Spass am Metier, ein Angriff als «Gast» im Sturzkampfbomber auf Warschau – einer von vielen, aber dieser senkrecht aus fünftausend auf siebenhundert Meter. Und ich bin heil geblieben, auch wenn die Kiste noch so verrotzt wurde. Und jetzt geht es gegen England. Aber davon später.

Sie irren sich wirklich nicht, ich lüge nicht, und wir sind dazu da, das Unmögliche zu begehren. Dann liebt uns das Schicksal und geht sehr gnädig mit uns um. *Begehren aber heisst «Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn».*

Lieber Reck, ich schrieb Ihnen so viele Jahre nicht. Wir Menschen haben so viel Zeit, wir brauchen uns nicht zu beeilen. Ich wollte klar sehn, ob meiner Vorliebe für den preussischen Osten etwas Übereiltes anhafte. Nun bin ich aus dem Norden

Ostpreussens quer über das ganze Land gegen den Feind geflogen, jedesmal mit 1600 Kilo Bomben, und ein paar Stunden später kam ich heil zurück und flog aus der polnischen Öde in die Herrlichkeit Masurens ein; manchmal hatten wir Tote an Bord, manche Maschine fehlte, manche Kiste war zu zerschossen, um noch anders gelandet zu werden als in einem dicken Bruch; denn wenn man am südlichen Rande der Rokitnosümpfe ein polnisches Infanteriebataillon auf dem Transport erwischt und verlässt es nach einer Viertelstunde als eine Stätte des Todes, dann fragt man nicht, was man dafür bezahlt hat, und findet die eigenen Opfer belanglos. Ich weiss nicht, Reck, bis zu welchem Grade Sie die Polakei kennen und bis zu welchem Grade Sie die hier geschaffene Ordnung als endgültig anerkennen. Ich weiss nur eins: diese Ordnung bleibt, es sei denn, dass Europa, einschliesslich England, in Schutt und Asche untergeht.

Als Angehöriger der Hitlerjugend, der als alter Nichtkämpfer immerhin eines mittleren Führerpostens gewürdigt wurde, bin ich natürlich nationalsozialistisch-fromm bis in die Knochen. Ja, Reck, ich kenne die ungeheuren Fehler, die begangen werden. Es gibt faule Stellen, die bis auf den Grund herabreichen. Ich weiss aber, dass die Fehler nicht schicksalsentscheidend sind. Sondern dass das Schicksal, ganz im Sinne meines grossen Freundes Reck-Malleczewen, mit den Geistern umgeht, und da stelle ich den Geist meines Dritten Reiches getrost in die Entscheidung. Wir beide, Sie und ich, bewegen uns natürlich in allem in vollkommenem Widerspruch. Österreich, Sudetenland, Böhmen, Memelland waren Weihnachtsgeschenke an mich zu jeder Jahreszeit, und die blossе Vorstellung, dass Wien eine reichsdeutsche, unpartikularische Stadt ist, verursacht mir noch jetzt im Kriege ein körperliches Vergnügen. Und der Krieg gegen Polen war mein Krieg, längst erwartet, herbeigewünscht und mit Lust ausgefochten. Ich war glücklich, ihn zu erleben. Elfmal nahm ich Abschied von dieser Ostpreussenherrlichkeit, über Zehntausende von abschiedwindenden Mädchen auf den Feldern; und kam elfmal überselig und überlebendig heimgefliegen. Jetzt muss, damit Ostpreussen befreit bleibt aus seiner Grenz- und Inselnot, Krieg mit England geführt werden. Ein schwerer Vorsatz. Ich glaube, England ist entweder ein Glaube oder ein Aberglaube. Es mag ein zähes Stück Leder sein. Dilettantisch aber ist in lächerlichem Grade eine Politik doch, die ein Neunzehnhundertachtzehn mit ungeheueren Opfern erringt und dann weder 1933 oder spätestens 1935 nochmals billig zuschlägt, sondern es zulässt, dass der Gegner erst wieder stark wird! Und dann, ausgerechnet dann, Krieg mit Deutschland? Nee, Reck, das ist einfach Nonsens, grober Unfug, parlamentarische Regen-

schirmpolitik, die alle günstigen Augenblicke verstreichen lässt und schliesslich den Gegner in einem Augenblick persönlichen Beleidigtseins annimmt.

Was nun wird, weiss ich nicht. Ich sitze seelenruhig in meiner Bombenkiste, schiesse jeden aus dem Weg, der meinen Kahn behindern will! Ich vermute aber, dass es schwer auf etwas anderes hinauskommen wird als auf das deutsche oder englische Gesamtdasein. Sie, Reck, mögen alle Pfeile mir aufzeigen, mit denen England angeblich unseren Himmel verdunkeln wird. Dass wir im Schatten zu fechten haben, ist uns nichts Ungewohntes. Nur haben wir, *dear Sir*, aus dem Polenkrieg eine ungeheuerere Erfahrung, wie man mit Menschen und Völkern umgeht, die nun einmal partout unsere Feinde sein wollen. Die Polen haben sich gewiss mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gewehrt. Trotzdem haben wir sie mit erbarmungsloser Kälte zusammengeschossen. Ich glaube, dass wir auch die Polen nicht gehasst haben – am wenigsten heute, ein gänzlich zusammengebrochenes, formloses Volk von Primitiven. Wo es fortfährt, aus dem Hinterhalt deutsche Landarbeiter niederzuznallen, da fahren wir mit einer ganz neuen deutschen Kälte fort, dafür x-mal polnische Intellektuelle an die Wand zu stellen. Und sicher ist, dass die wichtigsten Köpfe schon fort sind und dass im Notfall immer noch mehr deutsche Landarbeiter vorhanden sein werden als polnische Intelligenz. Ich weiss nicht, ob solche Methoden auf England anwendbar sind. Nur bin ich sicher, dass wir in unserem Grundsatz «Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein» langsam zur Übung kommen. Ich bin feierlich entschlossen, jeden Angehörigen jedes Volkes, das unsere neugeschaffene Ordnung im Osten antasten oder gar den Nationalsozialismus gefährden will, mit denkbarer Erbarmungslosigkeit niederzukämpfen. Sowenig England, das törichterweise ja wieder den Hungerkrieg gegen Frauen und Kinder proklamiert hat, ein Erbarmen und eine Menschlichkeit kennt, sowenig wünsche ich für Deutschland eine Schwäche des milden Herzens, bis dieser Kampf in unserem Tod oder unserem völkischen Leben endet.

Wahrscheinlich graust Ihnen vor mir, Reck? Ich habe aber weder Tschechen noch Polen gezwungen, unsere unversöhnlichen Todfeinde zu sein, und jetzt, nachdem England uns in einem so törichten Augenblick den Krieg erklärt hat, bin ich so logisch, jedes Grausen und Händeringen abzulehnen, da es kein Mittel zum Kampf ist. Dieser neue Weltkrieg geht gewiss vielen Leuten mächtig auf die Knochen, ich zweifle aber nicht, dass es einige Zehntausende von meiner Art geben wird, die auch das übrige Volk zwingen werden, tadellos mitzumachen.

Ich vermute, dass wir den Kampf gegen England mit der gleichen eiskalten Mathematik führen werden . . . vollkommen anders als das verschwommene Welt- und Kriegsbild Willems. Es ist gewiss ein wunderschönes Bild, dass ein noch von anno 1914 her so kriegsmüdes Volk von seinen Eisenmännern in die neue, wesentlich grausamere Kriegsentscheidung gepeitscht wird. Ich halte dabei die englische Bevölkerung für ziemlich städtisch entnervt, für wenig heroisch, für kulturell wertlos, abgesehen von einem alten Anstand. Der deutsche Mensch ist freilich ungefähr ebenso, und alten Anstand besitzt er nur noch wenig, dafür aber einen neuen Traum. Ein würdiges Gemetzel wird es auf alle Fälle, und wenn ich demnächst als Rakete vom Himmel herunterfallen sollte, so bekenne ich noch im letzten Augenblick: Wir haben etwas davon gehabt. So, ich habe gesprochen. Es grüsst Sie tausendmal

Ihr X. X.

Das schrieb mir ein Rowdy, ein entkommener Verbrecher? O nein, das schrieb mir ein im Zivilleben höchst harmloser, guter Junge mit strahlend blauen Augen und einem unverwüstlichen Knabenlachen . . . ein Mann aus guter rheinischer Bürgerfamilie mit mancherlei Überlieferung und mancherlei Kulturambitionen. So eben geht das mit den vielen mühelosen Siegen und der «nationalsozialistischen Frömmigkeit»: sei die «Kiste noch so verrotzt», man fliegt damit Gott dicht unter die Nase und sagt «ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn, sonst fahren wir nämlich mit einer ganz neuen deutschen Kälte drein und stellen sämtliche Erzengel an die Wand». Ja, so geht es mit den Siegen. In dieser Tonart, in diesem Zuhälterjargon quäkt es nun aus allen Lautsprechern, fließt es aus den Federn dieser uniformierten Pressebengel, und wer etwas dawider hat, den denunzieren wir bei der Gestapo, und Kinder denunzieren ihre Eltern, und der Bruder, wenn ein kleiner Gewinn dabei herausspringt, liefert die eigene Schwester ans Messer, und überhaupt ist Recht das, was Deutschland nützt...

Und der Endeffekt dieses anhebenden totalen Krieges ist die totale Überschwemmung des Erdballes mit dieser neudeutschen Generation, und wenn man keine Nachkommenschaft bekommt . . . oh, auch für diesen Fall hat deutsche Tüchtigkeit vorgesorgt: in München lebt ein junges Ehepaar, und da in der Familie des Mannes die Opticusatrophie erblich zu sein scheint, so hat er sich sterilisieren zu lassen. Da man aber nun einmal verpflichtet ist, Kinder zu bekommen, so schickt er seine Frau in den «Born der Jugend»⁴⁰. Dieser Born aber ist eine Organisation der SS, und ihr Büro ist am Lenbachplatz in einem Restgebäude der abgerissenen Synagoge untergebracht. Dort

also liegt ein Album aus mit den Photos von garantiert zahn-
bürstenblonden SS-Männern, und man kann à *discrétion* wäh-
len und braucht nur dem Büro das erwählte Bild und den
gewünschten Zuchtstier anzuzeichnen: sofort ist man in an-
deren, garantiert blonden Umständen und Mutter eines ger-
manischen Frühlingsgottes, der Heinz-Dieter oder Eike heisst
und späterhin mit einer ganz ungewohnten neudeutschen
Kälte alles niederkämpft, was die neudeutsche Ordnung oder gar
den Nationalsozialismus anzutasten wagt.

All dies also besorgt der «Born der Jugend», München, Len-
bachplatz Nr. 13, Telephon Nr. soundso. Deutschland voran in der
Welt, sei es auch im Puff gezeugt.

Soweit wären wir also gekommen, und so verhält es sich mit
dem Volk, das am laufenden Bande Siege erringt. Offen ge-
standen, ich glaube nicht, dass hinter all dem eine Ideologie
steht. Ich glaube weder an den Born der Jugend noch an ger-
manische Frühlingsgötter, weder an Drachentöteraugen noch
an Cherubsallüren, weder an die demonstrativ über den Schul-
tern getragenen pinselblonden Zöpfe des BDM («Seht mal,
wie prachtvoll naiv wir sind») noch an die Landsknechtstrom-
meln der Hitlerjugend. Ich glaube weder an eine neudeutsche
Ordnung noch inmitten eines zu sechzig Prozent slawisch ge-
mixten Volkes an die ganze Wotans- und Germanenwirt-
schaft . . . oh, ich befürchte stark, dass der Wotan, den sie
meinen, als Sohn eines teutonisch gesinnten Turnlehrers in
einem Leipziger Vorort zur Welt gekommen ist und dass ihre
Edda sich eines Tages noch als das Falsifikat eines sächsischen
Gymnasialprofessors aus Schkeuditz erweisen wird.

Nein, jenseits einer durch so viele Jahre angestauten und von
ihnen selbst herausgeforderten Ironie glaube ich, dass dies
alles hinauskommt auf einen grossen Selbstbetrug, hinter dem
all die trüben Wünsche der entfesselten Masse . . . Habgier
und soziales Ressentiment, Zuchtlosigkeit und Brunst und
sexuelle Libertinage und eine komplette Abnabelung nicht nur
von Gott, sondern auch von den Göttern zu finden sind. Man
erfindet, während man längst bei dem Zustand des spätrömi-
schen Grossstadtmobs angelangt ist, diesen Anspruch, als «jun-
ges Volk» zu gelten, man erhebt ein caracallisches Gebrüll;
man fordert damit die ganze Mitwelt heraus und beansprucht
unter der Beteuerung, dies alles sei nun einmal so bei jungen
Völkern, die Nachsicht der Nachbarschaft und präsentiert sich
doch damit nur als jene heillose und zukunftslose Masse,
deren Ideal das Amorphe, deren Ethos die Formlosigkeit ist
und die nichts so hasst wie Zucht, Form, Gliederung. Ich ent-
halte mich heute der Verlockung, den Ursachen nachzugehen
– es kann sehr wohl sein, dass all dies zum grossen Teil dem
Schuldkonto jener grossen und kleinen Wirtschaftsführer der

Jahrhundertwende und Nachkriegszeit aufzubürden ist, die in diesem gewaltsam entwurzelten Volk die Vermassung beschleunigten, weil ihnen im Augenblick das Vorhandensein grosser Negermassen am bequemsten schien und weil die Erfindung von Pseudoideologien und pappenen Symbolen – Wotanskult zwischen Dynamos, Landsknechtsttrommeln zwischen Lautsprechern, Born der Jugend zwischen Tripperkliniken und den Inseraten der Verjüngungsdoktoren – auf das Bequemste ablenkte von der eigentlichen sozialen und wirtschaftlichen Problematik der Zeit.

In jedem Falle lebt Deutschland dahin in einem schauerlichen Selbstbetrug ... in einer verlogenen Betrunktheit, auf die ein in der Geschichte noch nie beobachteter Katzenjammer folgen wird.

Und sicher gilt auch in diesem Zusammenhang der Satz, dass man es im Augenblick wirklich und bitterlich hassen muss, wenn man es, sei es um seiner grandiosen Vergangenheit willen, mit seiner ganzen Liebe, mit der Liebe zu einem irregeleiteten und missratenen Kinde umfassen will.

November 1939

Ich bin in München, das ganz unter dem Eindruck des Attentates im Bürgerbräukeller steht*¹. Die Zeitungen weinen Krokodilstränen über den «feigen Mordbubenanschlag auf den grössten Deutschen aller Zeiten», aber es gibt, denke ich, in dieser «Hauptstadt der Bewegung», die im Volksmunde längst «Hauptstadt der Gegenbewegung» heisst, keine tausend Eingeborene, die sich nicht über das Misslingen die Haare raufen: die nämlichen Journalisten, die gestern noch bis zum Halse in ihren Salbadereien wateten, machen, sowie man sie auf der Strasse anspricht, über ihren eigenen Byzantinismus zynische Witze. Die offizielle Darstellung, wonach der Intelligence Service im Bunde mit Otto Strasser diese perfide Höllmaschine gelegt habe, erregt allenthalben Hohngelächter, und kein Mensch zweifelt daran, dass das ganze Feuerwerk, das immerhin fast einem Dutzend Menschen das Leben kostete, von den Nazis selbst angezündet worden ist – um den Englandhass zu schüren und Herrn Hitler mit der Gloriole des Märtyrers zu umgeben. Otto Strasser, der sich seiner bayerischen Herkunft zum Trotz in den Wirren des Jahres 1932 als «preussischer Jakobiner» bezeichnete und mich durch einen ganzen Sommer mit unsittlichen politischen Anträgen verfolgte, habe ich nur aus seinen Briefen gekannt. Sein im Röhmputsch ermordeter Bruder Gregor hörte sich gern reden, war ein wenig der Typ des *vieux radoteur*, war aber im Übrigen eine ehrliche Haut. Im Spätherbst 1932, als sein Stern aufzugehen

schien, hat er mich des Öfteren besucht, ihm verdanke ich meine Kenntnis der internen Vorgänge an der Jahreswende von 1932 auf 1933, und nie werde ich eine Äusserung vergessen, die er im November machte – damals, als die damaligen Wahlen der Partei nach allen ihren Triumphen den ersten katastrophalen Stimmverlust eingebracht hatten . . .

«Er kokettiert jetzt vor seinen Getreuen mit dem Selbstmord. Er ist solch ein Hysteriker, dass sie derlei nicht ernst zu nehmen brauchen, und so wird er leider auch nicht Ernst machen. Immerhin liegt sein Schicksal jetzt auf des Messers Schneide. Wie ich ihn kenne, wird er jetzt, um an die Macht zu kommen, einen Desperadostreich versuchen. Misslingt auch der und bekommt er seinen Willen nicht, so ist er, der Psychopath, ein für allemal fertig und wird unter ungeheuerem Gestank zerplatzen wie ein aufgeblasener Frosch.» Man weiss, dass Gregor Strasser im Röhmputsch seine Opposition mit dem Leben hat bezahlen müssen – man hat, wenn ich einer mir gewordenen Information Glauben schenken darf, seine verstümmelte und verwesene Leiche in einem Kornfeld gefunden. Es ist dabei kennzeichnend für den Geisteszustand des deutschen Volkes, wie seine Kinder auf den Tod des Vaters reagierten. «(Er (Hitler) hat den Vater erschossen lassen, aber er ist doch unser Führer.») So und nicht anders. Die Gattin von Strassers Freund Glaser*², der in der gleichen Stunde in seiner Wohnung an der Münchner Amalienstrasse abgeschlachtet wurde, hat sich über den Tod ihres Mannes ganz ähnlich geäussert. Eine Woche bin ich in Hechendorf am Pilsensee Gast meines Freundes Clemens zu Franckenstein, der noch zwei Wochen vor Kriegsausbruch in London ein Konzert dirigiert hat und Gast von Winston Churchill gewesen ist. Ich geniesse diese Tage, hoch über dem herbstlich-melancholischen See, im Hause des alten Freundes. Wir sprechen über die kürzlich veröffentlichten, in ihrer Arroganz wirklich masslosen Briefe, die Stefan George an Hugo von Hofmannsthal geschrieben hat, und zu Clés Erheiterung erzähle ich ihm die Einzelheiten jener Audienz, die ich bei George hatte, als er mich, auf erhöhtem Sitz zwischen zwei silbernen Armleuchtern thronend, nach meiner Einstellung zu Aristoteles fragte, und zwei Stunden später sah ich dann den Dichturfürsten auf dem Heidelberger Bahnhof, wie er im Wartesaal II. Klasse fettspritzend und mit einem geradezu pöbelhaften Appetit ein Kasseler Rippenspeer mit Sauerkraut verschlang.

Wir sprechen auch über das kuriose und schier unglaubliche Rundschreiben, in dem Herr Hans Pfitzner bei allen deutschen Bühnenleitungen und natürlich auch bei allen einschlägigen Nazibehörden Klage darüber führt, dass man ihn, den germanischen Meister, vernachlässige, während man doch Verdi,

Hause den Mann der brutalen und bluttriefenden Textbücher, ständig auf dem Spielplan halte . . .

Eine ganz nette Angelegenheit, bei der Pfitzner, dieser mühevoll zusammenbastler der amüsichsten mir bekannten Musik, es wagt, sich mit diesem Riesen Verdi . . . mit diesem letzten uns gewordenen, mühelos sich verströmenden Wunder, in einem Atemzuge und auf dem gleichen Papier zu nennen! Lange sprechen wir über ihn, über seine Minneleiden und über die rosa Papierblumen, die er in der «Rose vom Liebesgarten» aus dem Schnürboden regnen lässt, und über das Veronal des zweiten Palestrinaaktes. Es war kurz vor dessen Uraufführung im heissen Sommer 1917, als ich, während der endlosen Proben im halbverdunkelten Zuschauerraum des Münchner Hoftheaters neben Paul Gräner sitzend, Pfitzner mit seinem bösen Schulmeistergesicht zwischen all den dort sitzenden Korrepetitoren, Choristen etc. herumstreichen sah und Paul Gräner bemerkte: «Da läuft er nun herum und notiert alle, die gelacht haben.» Er pflegte nach den Proben seiner Werke die Orchesterstimmen auf etwaige an die Noten herangeschmierte Bemerkungen zu revidieren, er kam, als er einmal in einer Oboestimme das Wörtchen «Krampf» vermerkt fand, wutschnaubend auf die Intendanz, verlangte wegen Pfitznerbeleidigung die sofortige und fristlose Entlassung des Sünders und war ausser sich, als man den Schuldigen mit «fünf Mark zugunsten des Pensionsfonds» bestrafte. Ihn kennzeichnet eine lustige Geschichte aus dem Sommer 1918, als ich mit dem Sängerehepaar Plaschke-Eva von der Osten von der Dresdener Hofoper und dem verstorbenen Pianisten Schenich Ferientage auf der Fraueninsel im Chiemsee verlebte. Allabendlich fuhren wir in kleinen Holzkanus auf den See und alberten uns Improvisationen über die Grossen dieser Welt zusammen: wie ein italienischer Heldentenor Audienz bei der damals noch lebenden Cosima Wagner hatte und – im Jahre 1918! – sich nach dem «Befinden des Herrn Gemahls» bei der Olympierin erkundigte, wie Possart, eben verstorben, den Himmelssaal betritt und vor dem lieben Gott erscheint, «der, nebenbei gesagt, meinem Allerhöchsten Herrn, dem Prinzregenten, ausserordentlich ähnlich sieht». Endlich also Herrn Pfitzner. Er, der «müde alte Mann am Ende einer grossen Zeit» macht eine Südamerikatournee, wird bei einem Ausflug in der Nähe von Rio von einer Giftschlange gebissen, und es erscheint daraufhin in den Zeitungen, nach Schilderung des Vorfalles, das Bulletin: «Das Befinden der Schlange ist den Umständen gemäss ernst.» So verhält es sich mit dem germanischen Meister. Letztthin, wie mir ein Geiger des Deutschen Opernhauses von Berlin erzählte, unterbrach er, nachdem er in einem Konzert eben eine Verdi-Arie dirigiert hatte,

den spontanen Beifall des Publikums mit den Worten «(Nicht lachen, es ist nur Leierkastenmusik!)), und freilich, es ist ganz konsequent, dass er, der mühselig sich quälende musikalische Uhrmacher, den anderen, den ewigen Verschwender, hasst mit dem Alberichhass der Verkümmerten.

Übrigens hat Clé, bei dem ich unter solchen medisanten Gesprächen ein paar schöne und heitere Tage verbringe, der berühmten Unity Mitford, der man ihn auf dem Abend bei Churchill präsentieren wollte, demonstrativ den Rücken gedreht, was freilich die einzig richtige Reaktion gewesen ist. Ich kenne ihn nun seit fast dreissig Jahren . . . aus jenen glanzvollen Zeiten, da er, noch unter dem alten Regenten, Chef der Königlichen Hoftheater wurde. Die Art, wie die Nazis ihn im Jahre 1934 aus dem Amt entfernten, ist immerhin lehrreich. Eines Tages, im Münchener Stadtrat, erhebt sich Herr Christian Weber)), und stellt fest, dass die Münchener Oper in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht mehr als Kulturinstitut gewertet werden könne und mithin des Revirements bedürfe. Einen Vergleich beider Männer, des Kritikers wie des also Kritisierten, diene folgende Tabelle, die immerhin etwas mit dem Geisteszustand des deutschen Volkes zu tun hat. . .

Herr Clemens zu Franckenstein

war

als er daraufhin aus dem Amte schied, Komponist mehrerer viel gespielter Opern und ein weit über die Grenzen Europas hinaus bekannter Dirigent,

er ist

entmachtet,

er wohnt

in einer bescheidenen kleinen Villa am Westpol Münchens.

Herr Christian Weber

war

ehe er sein Urteil über die Münchener Oper abgab, Herausgeber in dem Münchener Luckilohal «Blauer Bock», wegen Zuhälterei mehrfach vorbestraft,

er ist

enfant gâté bei Herrn Hitler, Präsident der Münchener Rennvereine, ausserdem Besitzer eines gutgehenden Hurtenhauses in der Senefelderstrasse,

er wohnt

in der Münchener Residenz in jenen Prachträumen, die im Jahre 1782 der Papst Pius VI. bewohnte.

So verhält es sich mit dem Dritten Reich. *Ad notam*: Es ist durch «Führererlass») verboten:

I. das Vor- und Privatleben der hohen Hitlerschen Funktionäre zu erörtern,

II. vor Gericht bei etwaigen Strafprozessen einen Wahrheitsbeweis anzutreten, der zu Lasten dieser Halbgötter ginge. In den «öffentlichen Verleumdern» aber lese ich den Vers:

Hoch schießt empor die Saat,
Verwandelt sind die Lande,
Die Menge *lebt in Schande*
Und *lacht der Schofeltat*.
Hier hat sich auch bewahrt
Was erstens ward gefunden:
Die *Guten sind geschwunden*,
Die schlechten stehn geschart.
Wenn einstens diese Not
Lang wie das Eis gebrochen,
Dann wird davon gesprochen
Wie von dem schwarzen Tod.
Und einen Strohmann baun
Die Kinder auf der Heide,
Zu brennen Lust aus Leide
Und Licht aus altem Graun.

Man kann *nota bene* behaupten, dass dieses Gedicht, das der alte Keller in gespenstischer Vorausahnung geschrieben haben muss, gegenwärtig das populärste aller Kellergedichte innerhalb Deutschlands ist. Jeder kennt es, einer liest es dem anderen vor – ja, ich habe es letzthin in dem Steinickeschen Lokal in Schwabing erlebt, dass der alte Steinicke es seinen erstaunten Gästen vorlas. Die Gestapo rast vor Wut über diese Verse, die sie doch nun einmal nicht aus der Welt schaffen und nicht einmal hindern kann: schliesslich sind selbst wir noch nicht soweit, dass man uns die Lektüre eines Kellerschen Gedichtes verbieten könnte . . .

Januar 1940

Unity Mitford, von der ich letzthin sprach, hat sich also entleibt. Sie hat es zuerst, in einem Münchener Hotel, vergeblich mit der Schusswaffe versucht, und dann, durch den unglücklichen Schuss gelähmt und nach London gebracht, mit besserem Erfolg Gift genommen und damit das Vernünftigste getan, was sie, die sich als Kaiserin von Deutschland träumte, an Seite dieses Adonis träumte, tun konnte. Im Ernst und bei aller Ehrfurcht, die man dem Sterben jedes Menschen schuldet: Hysteriker männlichen Geschlechts richten schon genug Unfug an, wenn sie in die Bezirke der Geschichte einbrechen. Die

Weiber aber, wenn sie erst einmal auf Touren kommen, sind noch viel schlimmer und am allerschlimmsten dann, wenn sie, wie diese, vom Typ des behinderten Erzengels sind. Wir haben in Deutschland nachgerade genug von dieser Gattung, die der Volksmund «Nazissen» nennt. Und England hat, soviel ich weiss, schon ein anderes Exemplar, das Herrn Gandhi auf der weissen Hemdschleppe sitzt. Es sollte sich freuen, wenigstens die eine los zu sein.

Inzwischen ereignet sich in München eine neue und sehr amüsante Skandalgeschichte. Herr Fischer, «Intendant» des Staatlichen, von Herrn Hitler allerhöchsteigehändig protegierten, Operettenhauses am Gärtnerplatz und *enfant gâté* des Gauleiters Wagner[^] und als solcher dem mit Wagner arg verfeindeten Polizeipräsidenten Eberstein^{“*6}, verhasst . . . Herr Fischer^{*2} also soupiert letzthin im Reginahotel mit einem blutjungen Mädchen. Er soupiert mit ihr etwas intensiv, lässt insgeheim für sie und sich, als ihre Blicke verheissungsvoll geworden sind, ein Doppelzimmer reservieren und begibt sich mit ihr nach Mitternacht nach oben. Kurz darauf hört man aus diesem Doppelzimmer ein gellendes Hilferufen, das die ganze obere Etage, die Gäste, die Zimmermädchen, vor allem aber zwei junge Herren alarmiert, die die Zimmer zur Rechten und zur Linken des Fischerschen Freudengemaches innehaben und nun hilfsbereit bei Herrn Fischer eindringen. Dort nun kommt ihnen in einem etwas derangierten Pyjama das besagte junge Mädchen entgegen, beteuert, Herr Fischer habe sie, «(die noch nicht ganz fünfzehn sei)», *vergewaltigen* wollen, und ergiesst über ihren Gefährten, der, nur mit einem Fingerling bekleidet, daneben steht, einen Kübel von Scheltworten, wie die Giesinger Vorstadt sie in solchen Fällen bereithält. Auf ihr Geschrei und ihre «fünfzehn Jahre» hin verhaften die beiden jungen Herren, die sich als Gestapobeamte legitimieren, den armen Herrn Fischer, und wenige Tage später erzählt mir die Besitzerin des Reginahotels die näheren Zusammenhänge. Das Mädchen ebenso wie die beiden Beamten handelten im Auftrag Ebersteins, der seinem Erzfeinde Wagner durch Kompromittierung eines Wagnerschützlings eins auswischen wollte – das ganze Arrangement war eine geschickt aufgebaute Falle, in die dieser Esel prompt hineinspazierte. Er soll vor den Staatsanwalt kommen und verschwindet, wird wohl aber, ein Kork auf dieser Brühe von Unrat, Blut und Tränen, bald wieder auftauchen – verjüngt und von Sünden rein. So rasch wie der Leiter des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps Oldenbourg^{“*8}, den man letzthin wegen einer Kognakschiebung zu Gefängnis verurteilte, so rasch auch wie Herr Julius Streicher, den neulich ein «Standesgericht» sämtlicher Gauleiter aburteilte, weil er, der grosse antisemitische Heldentenor des

Dritten Reiches, von reichen Nürnberger Juden Schmiergelder genommen hatten. Im Publikum behauptet man zwar, er sei erschossen worden, ich war aber von vornherein sicher, dass ihm, der ein paar Jahre vor dieser Machtübernahme für Herrn Hitler einen lieben kleinen Kavaliersmeineid geschworen hatte, kein Haar würde gekrümmt werden. In der Tat sitzt er ruhig und unbehelligt auf seinem, weiss Gott wie ergaunerten Gut, das er freilich nicht mehr verlassen darf.

Übrigens ist er, der Herrlichste von allen, neuerdings im Besitz einer *Maitresse*, die freilich, den bekannten Umständen gemäss, nur eine *maitresse en titre* sein dürfte und Eva Braun heisst. Immerhin bewohnt sie in stets erreichbarer Nähe auf dem Obersalzberg eine ihr von ihrem Seladon eingerichtete Luxusvilla und spielt durchaus, wo nicht die Kaiserin, so jedenfalls doch die *lady Patroness* des Dritten Reiches, verteilt Gnaden und Ungnaden und wird von allen, denen das Konzentrationslager droht, um ihre Fürsprache angefleht. Ein spitzbübischer Postmeister, der sich jüngst unerlaubterweise in ein zwischen ihm und ihr geführtes Ferngespräch eingeschlichen hatte, wurde Ohrenzeuge, wie er sich, gewissermassen an ihrem blonden Busen, über die vielen ihm applizierten Hormon- und Vitaminspritzen ausweinte. *Nota bene* gibt es auf dem Obersalzberg einen kompletten Harem von jungen Mädchen, die ganz nach dem Muster des Bockelsonschen und ganz im Stil jenes kleinen David, der Saul bei etwaigen Depressionen auf der Leier vorspielen musste, vor dem grossen Manitu tanzen, wenn er, der möblierte Zimmerherr aus der Münchener Barerstrasse, von seinen staatsmännischen Sorgen heimgesucht wird. Diese jungen Mädchen entstammen, ganz wie bei Bockelson, durchwegs dem preussischen Adel, die Zuhälterin, die sie auswählt und dem *Caesar divus augustus* zuführt, ist eine Frau von D., die im Übrigen als Sekretärin des nun umgetauften Herrenklubs fungiert. Wie aber wäre es nun, wenn wir bei der unausbleiblichen Reinigung dieses als «Deutschland» firmierenden Augiasstalles alles, was diesem Harem angehört hat, seiner letzten und ursprünglichen Bestimmung, nämlich den südamerikanischen Bordellen zuführen würden ... ja, und wie wäre es wohl, wenn man, was nicht minder not tut, alle Adelsnamen, deren Träger durch Dienste in der SS, in der Gestapo, in der SA ihren Schild beschmutzt haben, für ewige Zeiten aus den Matrikeln tilgte? In der kommenden Revolution hat Deutschland, was ich als konservativer Mann erkläre, eine allerletzte Gelegenheit zu einer Selbstreinigung.

Versäumt es auch diese Gelegenheit, so wird es für immer das bleiben, was es gegenwärtig und in seinen bourgeoisen Schichten (zu denen ich mit löblichen, aber seltenen Ausnahmen

den gesamten preussischen Adel rechne) schon lange ist: eine Kloake.

Übrigens gibt es, um dieses trübe Kapitel zu beschliessen, in der Umgebung dieses deutschen Perikies noch eine sehr dunkle Affäre, die der Aufklärung bedarf. Ich meine die seiner Nichte, die sich kurz vor dem Weihnachtsfest 1930 in seinem Absteigequartier an der Äusseren Prinzregentenstrasse das Leben genommen hat*0.

Es gibt Leute, die behaupten, das junge Ding habe ein Liebesverhältnis mit einem Juden unterhalten und sich zur Sühne und aus Angst vor ihrem Oheim erschossen ... Es gibt aber noch andere, abgründigere Deutungen. Es will scheinen, dass schon damals mancherlei vertuscht worden ist und dass er schon damals, inmitten der Weimarer Republik, bei Polizei und Staatsanwaltschaft bereitwillige Helfer gehabt hat, die den alles deckenden Mantel der Nächstenliebe jederzeit für den kommenden Mann bereithielten.

Oktober 1940

Diesen Herbst also erlebe ich, täglich zu den Villacher Heilquellen pilgernd, am Fusse der Karawanken am Faaker See, inmitten einer Landschaft, deren slawisches *Je ne sais quoi* und deren herbstliche Schwermut mich, rechnet man die im Süden dräuende Gebirgsmauer fort, an die melancholische Verlassenheit masurischer Grenzbezirke erinnert. In allem. Die anilinfarbenen Kopftücher dieser vollbusigen Bauernmädchen brennen dort wie hier Löcher in die Landschaft, die kleinen Gasthäuser, in denen man jetzt im Krieg einen mit Maschinenöl angerichteten Salat verabreicht, starren vor Schmutz, es liegt über allem und jedem, obschon doch das behäbige Osttirol ganz nahe ist, die rührende Armut und Unzulänglichkeit der Grenze. Selbst in Villach. Das Hotelzimmer, in dem ich nächtige, wenn das Wetter mich dort festhält, hat schon das penetrante Stigma des Balkans; mit einem gut geschnittenen Anzug fällt man hier so auf, dass schier die Strassenbahn stehnbleibt. Das grosse Badebassin, in dem direkt aus dem Kies die segensvolle Quelle sprudelt, ist vollgestopft mit Herren, denen die Locke des Wiener Hausmeisters . . . diese nämliche Locke, die auch unseren allergnädigsten Zigeunerprimas ziert ... in die Stirn fällt, die Gespräche, die man aus den benachbarten Ankleidekabinen hört, haften am Balkan: Schweinepreise, Maisgeschäfte, Weiber. Manchmal ein Hitlerwitz. Aber das ist die Ausnahme. Man nimmt nicht gar viel Notiz von ihm, hier in diesem Grenzbezirk.

Und hier erst überfallen sie mich, die Erinnerungen an diesen apokalyptischen Sommer. An jene Frühsommertage, da mit

ihren von Habgier und Schadenfreude funkelnden Augen seehundsartige Hausbesitzer die Siegesbulletins umstanden, nicht ahnend, dass ein definitiver Sieg Hitlers ihre Welt der mittelmässigen Rente und der zahlungsfähigen Moral bis zur Unkenntlichkeit verändern würde. Ich sehe es wieder vor mir, ein ganzes, vom Erfolg der politischen Einbruchdiebstähle trunkenes Volk, den vor den blutrünstigen Wochenschauen vor Wonne grölenden Kinopöbel, der Beifall klatscht, wenn als lebende Fackeln aus explodierenden Tanks lichterloh brennende Menschen springen. Alles ist wieder da – bierduftende Tarockbrüder, die am Stammtisch halbe Kontinente verteilen, Postassistenten, die hinter ihrem Schalter mit den Augen rollen, wenn man nicht mit «Heil Hitler» grüsst, Stenotypistinnen, die mit den in Frankreich von ihren Beischläfern gestohlenen Seidenkleidern paradieren, Urlauber, die bramarbasierend erzählen, wie sie sich in Frankreich den Rasiers'eifenschaum aus Champagner geschlagen hätten.

Die berühmte Begeisterung von 1914 war ein Kinderspiel dagegen – jene ältlichen Pastorenfrauen von damals, die auf den Bahnsteigen den Truppen dürftige Sandwiches präsentierten, sie waren ja doch nur der Ausdruck einer höchst verständlichen Angst, die von allen Seiten auf Deutschland das Verderben zukriechen sah und nun im Aspekt der tadellos funktionierenden Mobilmachung und der rollenden Truppenzüge sich in Rausch und Jubel äusserte. Das, was dieses Mal geschieht, ist anders – es ist böse, arglistig, banditenhaft. In dem bürgerlichen Deutschland von 1914, das ja nichts ahnte von dem frivolen Vabanque der Generalstäbler und der industriellen Spekulanten, war noch etwas von dem alten vertrauensseligen Anstand seiner bürgerlichen Vergangenheit. . . irgend etwas von der heute unter Schutt, Morast und Blut verschütteten Seele, an die ich glaube und um deren Auferstehung ich Gott täglich bitte. Dieses ist etwas anderes, und die gänzliche Abwesenheit von innerem Miterleben, dieses Sichbeschränken auf das materielle Ergebnis und auf die aus einem gigantischen Raubzug heimgebrachte Beute, es ist wohl das schaurigste Symptom. Die Metzger Reiterschlagen von 1870, sie hatten innerhalb weniger Tage ihre Legende, Sedan muss, dem Anton von Werner und seiner Stiefelmalerei zum Trotz, seelisch sich wie ein gewaltiges Drama ausgewirkt haben, und eine Legende ist selbst 1914 noch aus den Seen von Tannenberg und aus den gespenstischen Nebelnächten von Brzeziny aufgestiegen . . .

Hier, wo keine funkelnden Kürassiergeschwader anritten und der Krieg zu einem nicht geringen Teil hüben und drüben von uniformierten Maschinisten bestritten wird, mag die restlose Mechanisierung des Krieges mitgewirkt haben an der

restlosen Verblödung auch der Zuschauer. Man drückt am Radioapparat auf einen Knopf und bekommt gigantische Umgehungsschlachten serviert, man vergisst gänzlich den Wagemut und die Sprungbereitschaft der Planenden, man hört eben nur das Geplärr der Lautsprecher und behält, wenn nicht gerade der Tod eines Angehörigen auf eine bestimmte Episode verweist, vom Kriege nur, dass die Seide, die der Hiesel der Theres geschickt hat, aus Tourcoing stammt und dass der französische Kognak, den sie in den Gassenschenken sozusagen aus Kaffeetöpfen trinken, von diesem oder jenem Zahlmeister verschoben worden ist. Von Waterloo blieb immerhin durch hundert Jahre das bekannte Wellingtonwort der preussischen Legende, von Sedan, dessen fünfundzwanzigste Jahresfeier ich als Knabe erlebte, das Bild eines unglücklichen Kaisers, der auf dem Schlachtfelde vergeblich den Tod gesucht hatte und nun *à son cher cousin* seinen Degen überreichte . . .

Was aber blieb eigentlich haften von dem diesjährigen Durchbruch, der bei dem diesmaligen Sedan die französische Tragödie eröffnete, was von der Forcierung der Sommelinie? Nichts ... Ich bin sicher, dass schon nach drei Wochen von den achthundert Menschen, die solchen Kinosaal füllten, keine drei eine Vorstellung mit diesen Namen verbanden. Es ist meine alte Theorie, dass das Benzin zur Verblödung der Menschheit weit mehr beigetragen hat als der vielgeschmähte Alkohol, und ich bin überzeugt, dass dies alles an einer englischen oder amerikanischen Masse genauso unvermerkt vorüber gezogen wäre. Aber es wirkt niederschmetternd, das eigene Volk in diesem Zustande der Verniggerung zu sehn. Man registriert die Ereignisse wie am sonntäglichen Radio die Ergebnisse eines Fussball-Länderkampfes, man hat das, was man eben noch mit Gegröle begrüßte, morgen schon vergessen und nimmt die holde freundliche Gewohnheit des Siegens als Selbstverständlichkeit hin und lebt sich tief hinein in eine Brutalität und in eine Verrohung der Wünsche, hinter der ich das Grollen eines furchtbaren Gewitters zu hören vermeine. Es ist mit den Deutschen wirklich so, wie ich's neulich sagte – die Keller und Grüfte und unterirdischen Verliese, in denen jede grosse Nation ihre Dämonen, ihre Alpträume und ihre trüben Wünsche eingesperrt hält, sie haben sich entleert. Der Inhalt ist entwichen wie die Winde der Pandorabüchse. Sturm rast über die alte geduldige Erde. Deutschland, trunken von seinen Siegen, ist geisteskrank. Die öffentliche Diktion, die Sprache der Kriegsberichte, die Sprache der Caféhäuser, sie ist, samt dem Soldatendeutsch, bei einem Gassenbubenjargon angelangt, der das Blut gefrieren macht. Zeitungen rechten zornig mit dem verbannten Kaiser, weil er 1916, so will es die Legende, die radikale Austilgung von London durch einen Monstre-

angriff der Zeppeline verhindert habe, kleine Büromädchen schreien nach Blut, alte Damen, die im täglichen Leben noch das Od alter besserer Begriffe um sich haben, bedienen sich, von den feindlichen Staatsmännern sprechend, eines Slangs, bei dem ein Hamburger Kneipenwirt erröten könnte. Im Hintergründe schiebt man. Man handelt mit gestohlenen Bildern und Bronzen, mit W'einlagern, von denen man nicht weiss, ob sie existieren . . . mit Aktien, Seidenstrümpfen, verlassenen französischen Fabriken, mit geraubten Maschinen, mit Suppenwürfeln, Toilettenseife und Gummiartikeln. In Berlin wenigstens, das ich neulich besuchte, schob alles . . . schoben die Damen des preussischen Adels, schoben Tippmädchen, Drogerielehrlinge und Gymnasiasten ... ja, man verlachte mich und fand es gewissenlos, dass ich, verantwortlich für den Wohlstand und die Zukunft einer Familie, in den Tälern des Chiemgaut hockte und die grosse Gelegenheit nicht wahrhähme. So verhält es sich gegenwärtig mit Deutschland. Es ist wahr, dass der Süden, skeptisch gegen das preussische Siegesgeschrei, sauberer geblieben ist, es ist wahr, dass der Bauer, seinen alten unabänderlichen Lebensgesetzen und Weisheiten verhaftet, über die Siege die Achseln zuckt und «stimmungsmässig» nicht mitmacht, es ist wahr, dass die grosse Masse der Arbeiterschaft und nahezu die ganze Intelligenz in erbitterter Opposition stehn. Aber was will das bedeuten? Die grossen Drahtzieher, Industrie und der seit Ludendorff ihr verhaftete Generalstab, halten das Instrument des Terrors fest in der Hand, sie besitzen das Monopol auf die öffentliche Meinung und haben damit die grosse unproduktive Masse . . . Gehaltsempfänger, Büroangestellte, den grossen Teil der kleinen Beamtenschaft verdummt bis zur Idiotie. Der Rest, verschmolzen aus Geschäftswelt und depossediertem Adel, aus neukreierten Offizieren und Gelegenheitsmachern, ist eingeschmolzen zu einer heillosen Bourgeoisie, die, materialistischer als das verschriene Russland, nur vom Heute lebt und nicht ahnt, welches grausige Spiel hier begonnen hat. Ein Wort lässt mich nicht los, das mich seit dem Ende des Weltkrieges verfolgt. . . ein Wort, das ich, aus ganz anderen denn aus proletarischen Motiven, mit einer grimmigen Hoffnung begrüsse. Ein Wort aus Balzacs («César Biotteau»): «*Et c'est la bourgeoisie elle-même, qui écouterà chanter sa Noce du Figaro.*» Und es ist zu bemerken, dass Balzacs Haltung, wie die meine, die des konservativen Mannes gewesen ist, und es ist des Weiteren zu bemerken, dass zwischen dieser Haltung und dem Nationalismus ein Abgrund klafft. Konservativ sein heisst, an die unabänderlichen Gesetze der alten Erde glauben. An die alte Erde, die zu beben beginnt, wenn sie eines Tages sich von allem Unrat säubern will.

Und hier beginnt er, jener schmerzliche Riss, der heute durch mein Herz geht. . . durch das Herz eines jeden Mannes, für den Deutschland nicht identisch ist mit der Deutschen Bank oder dem Deutschen Stahlverein. Im Bestreben, auch die kümmerlichen Reste der deutschen Intelligenz in jene so bequeme amorphe Masse willfähriger Gemüsekrämer herabzudrücken, verlangt man aus «nationalen Gründen» von mir die «Gleichschaltung». Die nämliche Vergottung dieses Staates und des möblierten Zimmerherrn, der sich zu seinem Tyrannen gemacht hat. Die nämliche Anbetung von Betrug, Mord und Vertragsbruch also, das nämliche Geschrei, das nämliche Gejohl über niedergekämpfte Feinde, die als brennende Fackeln aus explodierenden Flugzeugen fallen.

Ja, man verlangt, und das ist wahrlich der Gipfel der Unverschämtheit, dass man alle auf Reisen und im Verkehr mit repräsentativen Männern der Umwelt gesammelten Erfahrungen vergisst und sich über die grosse Welt die offiziellen Parolen des Propagandaministeriums zu eigen macht – jene Meinungen, welche die heute als Diplomaten und Auslandsjournalisten getarnten Kommis und Volksschulmeister nach Hause berichtet haben. Ich soll mich, um meine Auseinandersetzung mit Gott mich bemühend, mir diesen niederträchtigen, durchaus gottesleugnerischen Satz zu eigen machen, wonach Recht das sei, was Deutschland nütze, ich soll mich, um einige Gesetze des Geschichtsablaufes und der Geopolitik wissend, dazu erniedrigen, mit der Kanaille und dem Abschaum dieses Volkes an die Beständigkeit eines Staates zu glauben, dessen Magna Charta der Vertragsbruch und das Verbrechen ist und dessen Fundamente im Wesentlichen aus Propaganda bestehen? Letzthin in einem Berliner Kino habe ich jene Wochenschau gesehen . . . jene schauerliche Szene, wo Hitler, vor dem historischen Waggon im Walde von Compiègne die Nachricht von der französischen Kapitulation empfangend, wie ein Indianer auf einem Beine zu tanzen begann – ein den Bubi spielender alter Unflat, würdeloser als jener verbannte und heute still seine Sünden büssende Kaiser, da er, in seiner Sünden Maienblüte, bei Potsdamer Liebesmählem Gardeorchester dirigierte und in Gegenwart des alten Franz Joseph dem über eine överkarte sich neigenden Zaren Ferdinand von Bulgarien ?n hellblau behosten Hintern klatschte.

Mein Gedächtnis reicht immerhin zurück bis zu jenem kalten Märzorgen, da einer unserer Gutsknechte aus der Stadt mit der Kunde vom Tode des alten Kaisers zurückkehrte, ich weiss, dass Monarchen in erster Linie dazu da sind, als Mantel um ihre Schultern die Würde ihrer Völker zu tragen. Und ich weiss, wie es das eigene bescheidene Leben adelt, einem treuen Herrn ein getreuer Knecht zu sein. Ich, unter diesen Voraus-

setzungen eines in Pflicht und Zucht aufgewachsenen Mannes ... ich habe mich, umheult von dem Jubel des Kinopöbels, nie so meines Volkes geschämt wie hier vor dem Bilde des herumhopsenden Führers. Ich stand auf und ging. Da man meine Opposition merkte, so gab es rechts und links giftiges Schelten . . . man verlangte eben von mir für den hüpfenden Unflut den nämlichen Zoll des Beifalls. Hätte ich meinen Gefühlen noch deutlicher Ausdruck gegeben, ich wäre gelyncht worden.

Oh, ich vergesse ihn nicht, diesen glutheissen, im sommerlichen Rosenheim erlebten Julinachmittag, da die öffentlichen Lautsprecher Hitlers Triumphrede mit dem «letzten Friedensangebot an England» in den glühenden Abend brüllten und auf Deutschland ein sanfter Landregen von neukreierten Marschällen niederging. Eine stickige Luft, vollgestopft mit der geilen Begehrlichkeit einer erfolgherausuchten Menge . . . alte Spiesser, die da drohten, «man werde demnächst die Engländer mit dem Staubsauger einkassieren», am Arm der obligaten Büromamsell der bramarbasierende Etappenurlauber, der hier als strategischer Experte galt und, England zu besiegen, nur mehr «höchstens vierzehn Tage» benötigte . . .

Ich, eingeklemt in diese geistesranke Menge, wusste, dass an diesem glühenden Abend schon der Geist einer furchtbaren Nemesis umging, ich war, inmitten von Tausenden, in dieser Stunde mit meinem Wissen um das unausbleibliche englische «Nein» einsamer, als ich's am Nordpol hätte sein können. Ich hier, des unausbleiblichen Ausganges sicher, kann mir sehr wohl die Stunde vorstellen, da am ersten Tage einer englischen Okkupation ein englischer Subalterner, weil er sonst nichts Besseres zu tun hat, mich über den Haufen schießt... ich kann mir sehr wohl denken, dass ein Sieg der anderen unfassbare, politische Dummheiten nach sich ziehen könnte, und bin weit entfernt von dem Fehler, hüben die Teufel und drüben die Erzengel zu sehen.

Unmöglich aber kann ich verkennen, dass mit diesem Totentanz eine europäische Psychose zu Ende geht, dass es der Nationalismus ist, der in ihm sich überschlägt, und dass Europa vor der Wahl steht, ihn über Bord zu werfen oder selbst zugrunde zu gehen.

Soll ich etwa für einen in der Weltenschöpfung vorgesehenen Urtrieb *das* halten, was die Dombauer der deutschen Hochperiode nicht kannten, was erst seit 1789 existiert und was die Nazis, die sich sonst immer als die grossen Liquidatoren der Französischen Revolution vorkommen, aus verstaubten Konventsreden sich zusammengelesen haben?

Ich soll für einen geprägten menschlichen Urtrieb gleich Lieben und Hassen *das* halten, was unter dem Mantel des Hel-

dischen allenthalben den Merkantilismus und den bourgeoisen Machtanspruch verrät und heute just so ranzig und abgestanden wirkt wie der ganze Rousseausche Kontrakt. . . Brüchig und verstaubt wie jenes Marschbanner des Girondismus, das der grosse Carlyle das «schlechteste Marschbanner aller Zeiten» genannt hat – denkbar nur in einer Zeit des allgemeinen Atheismus und des Glaubens an nichts denn an Sinnlichkeit und rohe Gewalt? Gewiss konnte es den IG-Farben nur willkommen sein, dass Hitler kam und ihrer Giftküche den Mantel einer Weltanschauung umhing – die berittenen Kaufleute von der Ruhr wussten sehr genau, was sie taten, als sie sich diesen trüben Gonfaloniere kauften. Ich aber soll, damit ja nicht diese Ideologie des Merkantilismus in Fetzen gehe, mich einem deutschen Müllkutscher enger verbunden fühlen als jenem französischen Historiker, mit dem ich seit Jahrzehnten korrespondiere ... ich soll es widerspruchslos geschehen lassen, dass der Nationalismus, der sich als der berufene Schützer aller nationalen Kronjuwelen ausgibt, mit nichts so zynisch, so roh, so hottentottenhaft umspringt wie gerade mit ihnen? Oder was gilt schon ein Eichendorffscher Wald, wenn eine Zellulosefabrik «nationale» Interessen geltend macht..

was ein deutscher Dom, der es wagt, einer Reichsautobahn in den Weg zu kommen . . . oh, was galt ihnen allen dieses Restehen deutscher Seele, als man, um einen bewaffneten Raubzug vorzubereiten, dieses ganze Volk systematisch troglodytisierte . . . seine metaphysischen Zentren zerstörte und aus Menschen jene amorphe Masse machte, deren einzige Form die Formlosigkeit ist? Gemach, der Gegner triumphiert, wenn man in Zungen redet, und gerade dieser, so scheint mir, will mit anderen Waffen bekämpft werden als mit denen des Zornes und der Verachtung! Also nochmals: wenn der Nationalismus, wie seine Apologeten behaupten, wirklich zu den elementaren Angelegenheiten eines Volkes gehört – weswegen entdeckte man ihn dann erst in jenen Spätzeiten, zu denen man doch die Französische Revolution zählen muss? Wie kam es, dass er in jenen Zeiten, da das Nibelungenlied entstand, noch nicht vorhanden war – ja, wie will man sich das ungeheuerliche Faktum erklären, dass es um 1400 zwar eine deutsche Nation, wohl aber keinen Nationalismus gab, während wir heute, wo er in Blüte steht, schon den Goebbels bemühen müssten für die schamlose Behauptung, es sei dieses Konglomerat von Gehaltsempfängern, wild gewordenen Feldwebeln und tippenden Jungfern als Nation anzusprechen? Wenn der Nationalismus wirklich der Ausdruck eines in Saft und Kraft stehenden Volkes ist, wie kommt es, dass unter seiner Ägide die Sitten verfallen, alte Bräuche aussterben, die Menschen entwurzelt, die Treugebliebenen verlacht, die Nachdenklichen gebrandmarkt,

die Flüsse vergiftet, die Wälder gemordet werden? Wie kommt es in einer nationalen Hochperiode zu dieser beispiellosen Verpöbelung der Sprache, zu einem Verfall aller menschlichen Umgangsformen .. . wie zu diesem Umspringen mit Vertrag und gegebenem Wort, wie zu diesem Zuhälterdeutsch, das heute, bei ängstlicher Vermeidung jedes Fremdwortes, das ganze offizielle Deutschland, vom Generalstab hinunter bis zu den Kriegsberichtern, schreibt und spricht? Wie ist das möglich?

Versuche es doch, in diesen vorgeblichen Hochzeiten der Nation einen Dom zu bauen, und du wirst bei steingewordenen Gotteslästerungen anlangen, höre im Radio eine «Rundfunksprecherin» ein deutsches Märchen vorlesen, und es wird Bordellatmosphäre dich anhauchen. Oh, nimm nur in diesen Zeiten, da die Nation auf den *Dwinger* und auf den *Steguweit*, auf den *Thorak* und auf den *Speer* und auf den *Herms Niel* gekommen ist: nimm da nur das alte heilige Wort «Deutschland» in den Mund, und es wird die Lüge dich erwürgen . . . stelle dich nur unter die Menge, wenn sie Haydns grosse Melodie plärrt, und es wird wie Biergartenkonzert klingen, mit Restaurationsbetrieb und obligatem Geruch nach Herrentoilette im Hintergrund . . .

All dies im Zeichen des Nationalismus, den Friedrich von Preussen nicht kannte, als er, der erste Machiavellist seiner Zeit, den Degen zog, um einem tief gebrochenen Leben den Ruhm zu erzwingen! Und da wir nicht 1848 und Paulskirche, sondern eben 1940 schreiben und «Deutsche Bank» und «Deutschen Stahlverein» meinen, wenn wir «Deutschland» sagen, so wird mit dem Nationalismus das folgende Rechenexempel angestellt: Er, der heute sich technokratisch gebärdet, wird es nicht leugnen können, dass die geopolitische Bedeutung von Ländern abhängig ist von derjenigen Geschwindigkeit, mit der wir sie durchmessen. Da nun die nämliche Technik, die heute eine sodomitische Verbindung mit Hermann dem Cherusker eingegangen ist, von Jahr zu Jahr diese Geschwindigkeit steigert, da ich den Weg von Memel bis Lindau, für den ich gestern vierundzwanzig Stunden benötigte, heute in zweien zurücklegen kann, so drückt zwar einerseits die Technik die geopolitische Bedeutung des deutschen Areals auf die Bedeutung des gestrigen Grossherzogtums Sachsen-Weimar herab, verlangt aber, ihre Diesseitigkeit und ihren Materialismus verhüllend, dass man diesem geopolitischen Atom just so huldige wie in jenen Zeiten, da geduldige Ochsespanne die deutschen Fürsten zur Wahl nach Frankfurt beförderten. Diese Technik, sonst so auf Konsequenz bedacht, handelt nirgend so paradox wie auf diesem ihrem eigenen Feld. Ist denn überhaupt eine Symbiose von Technik und

Autarkie denkbar, ist es nicht die Technik selbst, die die Rassen vermischt, die Bedürfnisse der Völker einebnet, ihre Genüsse standardisiert ... ja, hat es einen Sinn, ein Auto von zweihundert Stundenkilometern zu bauen, wenn es, nach einstäündigem Lauf auf eine Grenze stossend, dort einen vollbärtigen Teutonen vorfindet, der ihm mit drohend gehobenem Finger «aus nationalen Gründen» die Weiterfahrt verbietet? Mir soll es recht sein, wenn die Technik eines Tages so zum Teufel fährt, wie noch alle überwertigen Ideen der Menschheit eines Tages ins Dunkel der Menschheitsgeschichte zurückkehrten ... ich sehe Zeiten kommen, wo sie zwar nicht verschwinden, wohl aber an die Peripherie unseres Lebensgefühls gleiten und anderen, ganz anderen Zentren Platz machen wird. Da sie aber gegenwärtig nun einmal da ist: glaubt man da wirklich, einen perversen Zustand verewigen zu können, bei dem zwischen einem Ort mit Zitronenüberfluss und einem anderen mit Zitronenmangel rasche, hochgezüchtete Verkehrsmittel pendeln, ohne doch die gebotene Frucht laden zu dürfen? Bleibt, wenn man diesen Zustand erzwingt, der Technik noch eine andere Mission als die Erfüllung des Lebens mit Gestank, Lärm, Staub und dem Geschrei heruntergekommener Massen? Der Nationalismus, so laut er heute sich noch gebärdet, liegt in Agonie, und es ist dieser pöbelhafteste aller Kriege, in dem er sich überschlägt, und er wird morgen hinter uns liegen als ein hässlicher schweissiger Traum. Ich bin früher vorübergegangen an dem Gedanken einer europäischen Unität und weiss doch, dass wir uns heute den Luxus, auch weiterhin an ihr vorüberzugehen, nicht mehr leisten können. Europa, die Wiege der grossen Gedanken, steht vor der Wahl, entweder die Möglichkeit weiterer Bürgerkriege auszuschalten oder seine Dome zu pulverisieren, seine Landschaft zu versteppen . . . schliesslich nebst der letzten Geige auch die letzte Mozartpartitur zu verbrennen, um zum Schluss den Persern zu begebenen.

Ich habe heute, von Villach heimkehrend, an dem von der Herbstsonne durchglühten Steinbruch haltgemacht, ich habe einer der dort hausenden Sandvipern zugeschaut, als sie im vollen Mittagsglast zu dem Quellgeriesel der Felsen kroch. Lange habe ich sie betrachtet, und mit wissenden Augen, schicksalsgezeichnet und in stummer Trauer gab der bunte Giftwurm meinen Blick zurück. In meiner Heimat sagt man, sie seien geschaffen, aus der alten und ewig sich verjüngenden Erde alle die trüben Säfte und Gifte zu saugen, die dort versickern aus den Taten menschlicher Roheit und aus all unseren Sünden.

So blieb ich lange. Ich kam heim an den melancholischen See, ich spürte, sowie die Sonne hinter den Karawanken versunken

war, den kalten Herbsthauch und auch die Trauer um ein neues versinkendes Jahr und all das Leben, um das man uns betrog, weil Herr Krupp mehr verdienen wollte und die Generäle von ihrem Geltungsbedürfnis nicht lassen konnten.

Da sie nun auch dieses stille Tal verpestet haben mit ihrem Geschrei, so zog unter mir auf der Strasse eine Kompanie vorüber mit einem Leutnant, der auf seiner Schindmähre wie ein auf einen Staketenzaun aufgespießter Hund sass .. mit einem jener neuen, von der Hitlerei eingeführten Gesänge, die die alten Soldatenlieder als «sentimental» verdrängt haben und auf eine notdürftig veredelte Schankmusik hinauskommen.

So war das. Auf dem Bretterzaun aber, auf den tags zuvor der gesinnungstüchtige Ortsgruppenleiter zwischen all die masslos vergrösserten Unzüchtigkeiten in Riesenbuchstaben «Gott strafe England» gemalt hatte: dort war etwas Furchtbares und beinahe Gottloses geschehn, und ich war vielleicht der erste, der es entdeckte.

«Gott strafe England» hatte gestern dort gestanden, nun aber hatte ein Unbekannter das Wort «England» getilgt und ersetzt durch einen anderen geographischen Begriff. . .

Ja, und nun war es wahr und wahrhaftig *Preussen*, auf das, hier am äussersten Rande des alten Heiligen Reiches, Gottes Zorn herabgefleht wurde.

9. November 1940

Dr. Strauss, der als «Heerespsycholog» die sich meldenden Offiziersanwärter auf ihren geistigen Status zu begutachten hat, erzählt mir von seinen Erfahrungen mit den sich meldenden jungen Leuten. Einer von diesen jungen weissen Niggern also, über das Ergebnis und den Niederschlag seiner Faustlektüre befragt, antwortete: «Ja, er war schon ein *Pfundskerl*, dieser Faust, aber wissen Sie, Herr Doktor, das mit dem Gretchen hätte er doch lieber nicht machen sollen.»

So verhält es sich nun mit dem Vermächtnis, das der grosse Goethe seinem Volke hinterlassen hat. Da eben der Tag zum zweiundzwanzigsten Male sich jährt, plaudern wir über die Münchner Revolution von 1918, die ich, als *camelot du roi*, ja, sozusagen in der Rolle des Gegenspielers erlebt habe. Und so erscheinen sie mir denn wieder, alle die alten Bilder. Die rheinische Artillerieabteilung, die am Vorabend des Königtums zur Bekämpfung des Aufstandes mit ihren abgemagerten Kleppern, ihren geflickten Kummeten und verhungerten Kanonieren dicht vor meiner Pasinger Wohnung ausparierte und sofort entwaffnet wurde ... die prasselnden Maschinengewehrgarben, die Toten, die so winzig und flach, als

gehörten sie schon der Erde an, auf dem bereiften Boden lagen...

Dann der erste Aufzug der neugeborenen Republik! ... so bieder, so gut bürgerlich, wie nur die liebe alte Stadt sein kann! Bannerträger, die (dies ist keine Legende!) für ihre rote Fahne tags vorher sich um den vorgeschriebenen Bezugschein bemüht hatten, dahinter als Veteranen des Mehrheitssozialismus alte und schon ganz zerbrochene Männlein in speckigen Bratenröcken .. oh, ich erinnere mich deutlich, im Zuge der aufbegehrenden Massen ein paar Gestalten mit furchtbaren stichelhaarigen Zylindern gesehen zu haben, die altmodisch-gerade und kläglich, dünn wie abgehackte alte Ofenrohre die Revolution überragten.

Dann, auf Bockleitern stehend, ein paar aufgeregte Greise, die mit Hämmern auf die bunten Gipswappen der Hoflieferantenschilder einhieben, und dann eine durchaus unvergessliche Szene! Auf einem der Fabeltiere des Lenbachbrunnens steht, mit seinem braunbierfarbenen Vollbart einem altassyrischen Flügelochsen nicht unähnlich, der gute alte Mühsam, hält zu Häupten einer begeisterten Menge eine noch begeistertere Ansprache . . .

So war die Revolution in München.

In München erschienen zu der Verkehrs- und Fahrprüfung, die noch in den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende die angehenden Radfahrer abzulegen hatten, die prüfenden Magistratsfunktionäre im Zylinder... ich erinnere mich, dass am Abend des zweiten Revolutionstages inmitten einer Volkerhebung, die doch die Dynastie stürzen sollte, in den Menschenmassen des Karlsplatzes eine ungeheure jubelnde Bewegung entstand, weil, Gott weiss wie, das schier geisterhaft wirkende Gerücht sich verbreitet hatte, dass *König Ludwig komme* ...

König Ludwig, der vor mehr als dreissig Jahren im Starnberger See ertrunken, in der Vorstellung seines Volkes aber nie gestorben war . . . König Ludwig, der Schlösser gebaut und für Richard Wagner sich ruiniert hatte und hinter bezopften und gepuderten Piqueuren in achtspännigen Schlitten einsam durch das winterliche Gebirge gesaust war.

So aber ist München. Unpolitisch im höchsten Masse, ausgestattet mit einem barocken, verspielten Seelchen, das die Preussen nie verstehen werden . . . der natürliche Gegenspieler Berlins.

Die Nazis, mit Leib und Seele ihren blöden technokratischen Zielen verschworen, sie werden, selbst wenn sie ihre Okkupation noch zehn Jahre fortsetzen sollten, nie mit Bayern fertig werden ... sie würden, selbst wenn sie siegen sollten, an beidem zugrunde gehn: an dem Mangel einer Seele und noch

viel mehr an dem gänzlichen Mangel an Humor, den sie, die Hasser des Menschenlachens, mehr fürchten als eine neue Kriegserklärung.

Um zurückzukommen auf München: ich war neulich dort. Das Hotel war ungeheizt, die Bedienung unwillig, die Wäsche zweifelhaft. Ins Restaurant, wo man nur zu bestimmten Stunden serviert bekommt, stürzte sich im Augenblick, wo die Tür geöffnet wurde, eine ausgehungerte und rabiate Horde, die den Nachbarn mit dem Ellenbogen fortstieß und gewissermassen mit gefletschten Zähnen und blutunterlaufenen Augen sich hermachte über einen Frass, in dem das Mohnblättchen eines zweifelhaften Fleisches in einer noch zweifelhafteren Fettbrühe schwamm: wie die Affenherde eines zoologischen Gartens, wenn zur bestimmten Stunde der Wärter die Tür des Futterraumes aufsperrt.

Aber nicht das war es, was sich mir mit diesem Besuch in der ehemals so eleganten, von den Preussen ruinierten Stadt verbindet. Das Unvergessliche, das war eine lange Menschen Schlange, die in der Nähe des Hauptbahnhofes sich aufgestellt hatte – in der unendlich öden und traurigen Senefelderstrasse, die so düster sich öffnete im trüben Novemberlicht, als sähe man in den Schlund einer Kanone.

Als ich fragte, belehrte man mich, dass man vor einem hier liegenden Bordell anstehe, und so, am helllichten Tage noch, bildete man eine Queue, die bis zum Bahnhofplatz reichte und den Verkehr behinderte: Urlauber, Rüstungsarbeiter und selbst einige Weiber, die natürlich aus Versehen, in ihrem Herdentrieb und durchaus in Unkenntnis des eigentlichen Zwecks in die lange Reihe hineingeraten waren und Veranlassung gaben für zynische halblaute Witze und für das hämische Kichern der Männer.

So war das.

Ich erfuhr übrigens, dass heute nur normaler Betrieb herrsche, dass aber beim Eintreffen grosser Urlauberstransporte die Polizei die anstehende Reihe überwachen und auf jeweils hundert limitieren müsse und dass man an solchen Tagen die Dienstmädchen der umliegenden Häuserblocks zum «Aushelfen» heranhole.

Gewiss, so verhält es sich heute mit München. Das diskrete Etablissement gehört jenem nämlichen Christian Weber, der, ehemals Hausknecht im Blauen Bock und nun *enfant gâté* des Herrn Hitler, jüngst einen Künstler wie Clemens von Frankenstein kritisierte und in den Päpstlichen Kammern der alten Königsresidenz wohnt. Der Münchner Witz hat letzthin, als es Feldmarschälle und andere Titulaturen vom Himmel regnete, ein lustiges Bonmot gefunden. Göring, in seiner unersättlichen Gier nach klingenden Titeln, wird zum Weltmar-

schall ernannt, Goebbels, angesichts seiner sinnenfrohen Veranlagung, zum Halbweltmarschall . . .

Christian Weber aber zum Senefeldmarschall.

Dies mit Rücksicht auf das diskrete Etablisement, das ganz vorzüglich geht, dem Tafelgenossen des Welterneuerers ansehnliche Summen einbringt und, wie gesagt, in der Senefelderstrasse gelegen ist.

Juni 1941

Ich habe es gewusst. Von der Deutschen Botschaft in Moskau führt ein dünner Strang zu mir. Da wusste ich also, was kommen musste und nun gekommen ist.

Es war das Schaurige, dass niemand in diesem dahindämmernen Volk es ahnte . . . dass die Menge dahinlebte in ihren törichten Illusionen: «Jetzt also verhandelt er mit Russland.» Und die Augen, die die halbe Welt verschlingen wollten, glänzten noch begehrllicher als sonst. «Russland gestattet uns den Durchmarsch nach Indien, deutsche Divisionen stehen bereits am Kaukasus!» Dies in Zeiten, wo die Wolken, geladen mit Blut und Brand, im Osten schon die Sonne verfinsterten! «Morgen also werden wir in Indien sein.» Und über Indien wird nicht mehr solch hochmütiger britischer Aristokrat gebieten, sondern Vizekönig wird der Obersturmbannführer Semmelbei sein. Der Hass gegen England, dieser durchaus aus Pöbelinstinkten und Ressentiment geborne, seit dem Burenkrieg von 1899 künstlich aufgepeitschte Hass gegen eine Oligarchie ist momentan die Dominante der deutschen Massen ... der deutschen Volksschulmeister, die die öffentliche Meinung bestimmen und sich durch die bloße Existenz einer irgendwo noch vorhandenen ständischen Prägung beleidigt fühlen, der schlecht bezahlten deutschen Ausländskorrespondenten und somit der Frau Irene Seligo etwa, die es, als Vertreterin der «Frankfurter Zeitung», England keineswegs vergeben kann, dass sie dort nicht im Range einer Botschafterin behandelt und nicht sofort nach ihrer Ankunft in Buckingham Palace empfangen wurde.

Eine Etage tiefer rumoren alle trüben Wünsche der Masse. Der eine will auswandern und freut sich auf eine enteignete englische Kaffeefarm, der zweite will englische Stoffe und englischen Tabak heimschicken, die gepflegte Stenotypistin, diese nun typisch gewordene Repräsentantin der deutschen Weiblichkeit, hofft, dass ihr SS-Mann ihr einige Chippendale-Möbel zur Komplettierung ihrer erhofften Vierzimmerwohnung heimschickt.

Und die Nazis selbst haben, wie mir Kostja Leuchtenberg erzählt, durch ihre Wirtschaftsplanung bereits jetzt alle an-

fallenden Posten in Übersee, in den Randminen, in Nigeria, in Kimberley, in Südwestafrika, auf dem Papier mit deutschen Ingenieuren besetzt. Ich sah neulich den Janningschen Ohm-Krüger-Film, diese billigste aller billigen Geschichtsklitterungen. Nicht bei den Bildern der berüchtigten Frauenlager und nicht im Aspekt der dort behaupteten, an den Burenfrauen verübten Greuel geriet dieser Pöbel in Weissglut, sondern dort, wo er eine höfische Szene, eine Audienz bei der Königin Viktoria, einen mit dem *garter* zu Hofe gehenden Minister sah. Es ist der Hass des Termitenhaufens gegen alles noch nicht Termitisierte . . . des Termitenhaufens, den die deutsche Industrialisierung geschaffen hat und der das soziologische Ideal der Herren Krupp, Thyssen, Röchling und Hösch darstellt. Oh, es gibt Reste, die abseits stehn: die Intelligenz, die einmal das deutsche Antlitz prägte und heute kaum drei Prozent der Bevölkerung ausmacht; der Bauer, der zu allen Zeiten soziologisches Urgestein bleibt und sich durch keine Propaganda irremachen lässt und der sich heute durch die von Herrn Röchling empfohlene «industrielle Durchdringung des platten Landes» bedroht fühlt. Bayern, das einst als «Wiege der Bewegung» galt und längst vor der ganzen Hitlerei den eisernen Vorhang niedergelassen hat und sich so ablehnend verhält wie in der Französischen Revolution die Vendée. In den letzten Märztagen, als Serbien bestraft werden sollte und auf der grossen Wiener Chaussee die deutschen Panzerkolonnen südostwärts zur Niederzwingung eines kleinen Landes rollten, sah ich dort einen alten Austragsbauern stehn und vor jedem vorüberdonnernden Wagen kräftig ausspeien. Als Hess letzthin nach England flog, war im Dorf allseitiger Jubel, weil ja nun, in der Vorstellung der Leute, «der Kronprinz ausgerissen war» und die von ihm im Stich gelassene Sache mithin verloren sein musste. Das alles, Intelligenz, Bauern- und Bayernschaft, ist freilich nur ein Restbestand des alten Deutschland. Die Majorität, der grosse Termitenhaufen träumt von einem deutsch-russischen Arrangement, während schon im Osten die ersten Schüsse fallen. Kein Mensch ahnt die Wirklichkeit. Nie ist ein Volk blöder, hilfloser in eine Katastrophe getaumelt.

Noch nie wurde eines schlechter und dilettantenhafter geführt! Schulenburg*¹, als Kavalier alter Schule in Moskau ausserordentlich beliebt, ist im Winter, als er nach Molotows Besuch in Berlin warnen wollte, von Hitler nicht einmal empfangen worden, der Militärattaché Köstring, der dringlichst um eine richtige Einschätzung der Roten Armee bat, wurde allerhöchst-eigenmäulig angebrüllt, er sei russophil. Das Barometer wurde an die Wand geworfen, weil es partout nicht «Gut Wetter» anzeigen wollte. Ich entsinne mich aus den Tagen meiner Kindheit, mit welcher Behutsamkeit die in meinem Elternhause

verkehrenden Generalstäbler der alten Moltkeschen Schule das Problem «Russland» angingen. Die heutigen aus Ludendorffs Schule stammenden, an den Vorstellungen des Ersten Weltkrieges haftenden Generalstäbler begegnen allen Ostproblemen mit der Arroganz ihres verstorbenen Lehrmeisters und rechnen mit einer *promenade militaire*. Die deutsche Industrie, in ihrer Engstirnigkeit den russischen Menschen dem westdeutschen gleichsetzend, glaubt, durch eine versprochene Elektrifizierung, durch die Überschwemmung Russlands mit Volksempfängern und billigen standardisierten Genussmitteln den Mann der Wolgaebenen bestechen zu können, diesen rätselvollen, dem Verständnis des Westdeutschen ewig unverständlichen Russen, der eben eine russische Ordnung will und alles daransetzt, «(nicht so zu werden wie der Westen)»! Diese dumme und arrogante Art, den Russen als einen mit Tombak-schmuck und abgelegten Zylindern zu bestechenden Neger zu betrachten, ist der erste grundlegende Fehler. Der zweite ist die verheerende Unterschätzung der gewaltigen Räume, kraft deren es möglich war, dass es vor zehn Jahren, als ich Sowjet-russland bereiste, im nördlichen Ural und im Stromgebiet der Petschora Dorfgemeinden gab, die, vierzehn Jahre nach der Novemberrevolution, noch nichts vom Zarensturz . . . ja, sogar nichts vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges wussten . . .

Das Schlimmste ist die Unterschätzung der rätselvollen, erst im Erwachen begriffenen und eben von schlimmen Visionen gepeinigten Slawenseele. Ich werde nie jenen in die Stadt gekommenen Bauern vergessen, der im Jahre 1912 in Petersburg, angesichts des ersten vor seinen Augen aufgestiegenen Flugzeuges achselzuckend sagte: «Allenfalls verdient er 30Rubel im Monat und bestenfalls 35. Fünfunddreissig Rubel Monatsverdienst und wagt, nicht an Gott zu glauben!» Die deutschen Technokraten, die diese Äusserung mitleidig lächelnd als die eines Primitiven missverstehen, werden in den weiten hyperboreischen Ebenen diesem Bauern und damit dem begegnen, was sie nicht einkalkulieren können: der Dämonenwelt eines nicht nur in der Propagandaphrase jungen, von seinen Göttern trotz allem nicht losgelösten Volkes.

Ich habe am vergangenen Pfingstsonntag mit Kostja Leuchtenberg zusammen über diese Dinge gesprochen. Er, vor zwei Jahren erst aus den Randminen zurückgekehrt, kennt als gebürtiger Russe diese Dinge so gut wie die Westwelt . . . wir beide sind einig in der Erkenntnis, dass wir mit diesem anhebenden Kriege dicht vor dem Zeitpunkt stehn, in dem die Slawenwelt erstmalig dem Westen ihre Visitenkarte überreichen wird. Bei Licht betrachtet, ist dieses Deutschland, das durch Hitlers Mund bei jeder Gelegenheit vom «Allmächtigen» und der «Vorsehung» redet, so skeptisch, wie es heute ein

angealtertes Westvolk nur sein kann ... bei Licht betrachtet, gleicht dieses Russland, das vor vierundzwanzig Jahren sein Kreuz auf sich genommen hat und ferner Ziele wegen hungert, friert und leidet, dem Falle jenes von mir schon erwähnten Gottesleugners, der nach einem Dostojewskijwort Gott näher ist als der Skeptiker. Es geschah gestern, an einem glutheissen Tage, dass ich im Morgengrauen das Empfangsgerät aufdrehte und zu meiner Überraschung Herrn Goebbels hörte, der gerade dem Verbündeten von gestern den Krieg erklärte. Tief betroffen drehte ich ab. Es ist durchaus möglich, dass dieser nun anhebende neue Krieg auch mich, meine Habe, mein physisches Leben, meine Kinder verschlingt, es ist durchaus möglich, dass ich in den Strudel dieses letzten Hitlerschen Geniestreiches hinabgezogen werde .. .

Trotzdem war meine erste Reaktion ein wilder Jubel. Dieses Volk, an dessen innersten, tief verborgenen und kaum mehr sichtbaren Kem ich unentwegt glaube, geht einer gigantischen und heilsamen Subtraktionskur entgegen, die es von ekelhaften Schwären befreien und es, sei es durch unsägliches Leiden, lehren wird, an andere Götter zu glauben denn an die unheilige Deutsche Dreieinigkeit von Krupp, Röchling und Volksempfänger.

Der Satan, der sich seiner bemächtigt hat, ist in seinem ungeheueren Übermut in die Schlinge gegangen, und nie wird er aus ihr sich befreien können. Dies ist das Fazit, und es macht, dass mein Herz jubelt. Ich hasse dich ... ich hasse dich im Schlafen und im Wachen, ich hasse dich als den Verderber der Seelen, ich hasse dich als den Verderber des Lebens, ich hasse dich als den geschworenen Feind des Menschenlachsens . . . oh, es ist der Todfeind Gottes, den ich in dir hasse.

In jeder deiner Reden verhöhnst du den Geist, den du mundtot gemacht hast, und vergisst, dass der einsam gedachte . . . in aller Leidenschaft gedachte Gedanke tödlicher wirken kann als alle deine Folterapparaturen . Du bedrohst jeden Widersacher mit dem Tod, aber du vergisst, dass unser Hass als tödliches Gift in dein Blut schleicht und dass wir jauchzend sterben, wofern wir nur dich mit uns in die Tiefe ziehn können durch unseren Hass. Mag das Leben sich erfüllen in diesem Zeichen, mag es untergehn in dieser Aufgabe. Im Schoss des Volkes, das du heute überfällst, wurde ein Wort geboren, und ich schreibe es auf in dieser Stunde, da es dir so gilt wie uns: Wenn sie Gott von der Erde verbannen, so werden wir unter der Erde ihm begegnen. Und dann werden wir, die unterirdischen Menschen, einen Trauergesang anstimmen zu Gott, der die Freude ist...

September 1941

Letztin, die kleine Umsteigestation Garching in Oberbayern passierend, habe ich den ersten Transport russischer Gefangener gesehen . . .

Will sagen, ich sah sie nicht, sondern roch sie nur. Von einem Zug festgeschlossener Güterwagen nämlich, der auf einem Nebengleis stand, wehte der sommerliche Wind einen pestilenzialischen Gestank von Urin und menschlichen Exkrementen herüber, und als ich mich näherte, bemerkte ich denn auch die entsprechenden Spuren, die aus den Wagen durch die Dielenritzen und Spalten auf den Bahnkörper hinuntertropften. «Sie sind dort zusammengepfercht wie Vieh.» Der Landsturmann, der es mir sagte, war keineswegs einverstanden mit dieser Behandlung Wehrloser – er schien vielmehr ehrlich entrüstet. «In den Lagern lässt man sie so hungern, dass sie aus dem Boden das Gras raufen und es hinunterschlingen.» In der Nachbarschaft hat Folgendes sich ereignet. Zu einem bettelarmen und durchaus unbescholtenen Gütlerehepaar kehrt, nach abenteuerlicher Odyssee aus Amerika gekommen, der vor Jahren ausgewanderte Sohn heim, lässt die Eltern, die ihn jubelnd begrüßen, ein paar Hundertdollarnoten sehn und legt sich nach reichlichem Begrüßungsmahl schlafen. In der Nacht, während er schlummert, hocken die Eltern lange beisammen, dann, nach eingehender Beratung, nimmt die Mutter ein langes Küchenmesser und schneidet im Hinblick auf das schöne Geld dem arglosen Sohn den Hals durch. Brave und ehrliche Leute sonst. Wenn ich meine alte Hypothese entwickle, wonach hinter all diesen Greueln und dieser beispiellosen Loslösung eines an sich gutartigen Volkes von aller Sitte ein kosmischer Prozess, eine gigantische Psychose und das Freiwerden einer sonst gefesselt gehaltenen Dämonenhorde stecke – wenn ich je diese Hypothese äussere, lacht man mich aus, schilt mich einen Phantasten und verweist auf die gewissermassen physiologische Verrohung, die in jedem Kriege zu beobachten ist. Und dennoch wird sich, sei es nach vielen Jahrzehnten, erweisen, dass ich recht hatte.

Und nachgerade scheint es, als gehöre das Sterben der übriggebliebenen Guten ebenfalls zu dieser Symptomatologie . . . als vollzöge dieses Sterben sich planmässig, in einer schaurigen Systematik. Clemens von Franckenstein erkrankte im Winter, als er eben für ein paar Tage mich besuchen wollte, an einer heftig einsetzenden Grippe, die man zuerst nur für eine solche gehalten hatte und die dann, da sie keiner Behandlung wich, eine klinische Therapie notwendig machte. Jüngst, als ich ihn besuchte, erschrak ich über die furchtbare Veränderung seines abgemagerten Gesichtes – heute schickt mir ein ärztlicher Bekannter das Exemplar einer Münchener klinischen Wochen-

schrift, in der ich eine Kasuistik des Lungenkrebses vorfinde. Der erste Fall, in einer recht peinlich wirkenden Indiskretion durch Clés Namensschiffren bezeichnet, betrifft ihn, den Guten, den Reinen . . . ihn, der in Haltung und Gesinnung mir immer als ein letzter deutscher Edelmann erschienen ist! Als wolle mir aber das Schicksal nun wirklich alle Freunde nehmen, als gehöre zu den Martern dieser Zeit auch diese wachsende Vereinsamung, erreicht mich am gleichen Tage die Nachricht von der schweren Erkrankung, die Clés Vetter, den Grafen Erwein Schönborn befallen hat. Besitzer der gewaltigen Wiesentheidschen Standesherrschaft, Enkel des alten Reichskanzlers Hohenlohe, hatte er, ein Mann von echter humanistischer Geisteshaltung, die übliche Juristen- und Diplomatenlaufbahn mit einem medizinischen Studium und einer gründlichen Fachausbildung als Chirurg vertauscht – nach dem Frühstück in einem Prachtraum, dessen Tapeten von Raffael entworfen waren, pflegte der schwerreiche Standesherr sich von seinen Gästen zu beurlauben, um auf einem Leichtmotorrad zu seinen, natürlich unentgeltlich behandelten Patienten zu fahren. Nun scheint auch ihn, den grossartigen Gelehrten und Menschenfreund, die jahrelange Überanstrengung zu fällen. Wir waren . . . Franckenstein, er und ich, ein Gremium von Freunden, die durch mancherlei sportliches und persönliches Erleben, vor allem aber durch die gemeinsame Haltung und durch die Hoffnung auf lichtvollere Zeiten zusammengehalten wurden. In dem Gedanken, auch ihn verlieren zu müssen, von dem ich gemeinsames Wirken für die zukünftige Gestaltung des Landes mir versprach: in diesem Gedanken erschauere ich. Im Saal die Lichter brennen dunkler, die Bühne leert sich, und aus ihren unsichtbaren Hinterräumen weht ein eisiger Hauch mich an. Es sind die Larven nur, die im Parkett sitzen bleiben, und in tödlicher Einsamkeit, vor einer Troglodytenhorde, wird man's vollenden müssen.

Berlin freilich, das ich jüngst besuchte, ist weitab von solcher Melancholie! Berlin, angekurbelt durch diesen Siegeskatarakt, zuversichtlich und laut tönend wie in den fettesten Tagen des Wilhelminismus, verteilt unter den Seinen die Güter dieses von Herrn Hitler unterworfenen Erdballes . . . schiebt, frühstückt in abseitigen, für die Halbgötter des Regimes bestimmten Lokalen noch immer leidlich gut und befindet sich im Gemütszustande eines Mannes, der sozusagen alle Tage Geburtstag hat. In jenem unterirdischen Lokal, in dem ich vor Jahren mich so an dem Treiben des preussischen Jungadels erfreute, treffe ich Frau v. K., die in ihren Mädchenjahren meine Tänzerin gewesen ist und mir nun entgegenkommt im Format eines eichenen Speisezimmerbüfetts, mit einem zwei Pud schweren Monstrebussen und jener erwerbsfreudigen Phy-

siognomie, auf die man bei ihren Standesgemässen so oft stösst, wenn sie erst die Schattenlinie der Vierzigerjahre passiert haben. Sie also, die Sylphe von ehemdem, stellt mir, als Hors d'œuvre gewissermassen, vor die Nase ein paar prachtvolle Bronzeleuchter, die sie aus ihrer Handtasche holt und die, laut vorgelegter Bescheinigung, ehemdem, in dem längst niedergebrannten St. Cloud den Schreibtisch des grossen Napoleon geziert haben . . .

Geraubt, sichergestellt ... es ist Krieg, was wollen Sie? Als ich die mir vergiftet erscheinende Speise mit einem Hinweis auf meine bescheidenen Mittel ablehne, bekomme ich einen volkswirtschaftlichen Vortrag über die Kreditfreudigkeit der Banken, über das automatische Versacken der Währung und über die Konjunktur serviert, die ein Vater von zwei Kindern doch ausnützen müsse. Auf die Leuchter folgt dann ein Angebot von französischem Kognak, von Pariser Damenwäsche und schliesslich sogar von einem Zuchtpaar von Silighamterriern, die ein Bekannter von ihr auf einem Gute bei Rennes («sichergestellt») habe und die freilich nicht, wie vorhin die Leuchter in der Handtasche, mitgeführt werden. Als aber alle diese Versuchungen an mir abprallen, wird die Atmosphäre eisig, und Madame, mich für einen Idioten haltend, entfernt sich, mit ihrem meterbreiten Gesäss, hinter sich eine unsichtbare Spur tiefer Verachtung lassend.

Paul Wiegler übrigens, der als letzter Mann der Ullsteinzeit im Verlagshause an der Kochstrasse verblieben ist, erzählt mir von einem alten Portier des Hauses, der durch etwelche unterirdische Kanäle noch immer mit seinen nach New York ausgewanderten früheren Herren korrespondiert und von einem von ihnen jüngst die Nachricht erhalten habe, wonach er, der ehemalige Multimillionär, nun doch auf seine alten Tage mit dem Hunger Bekanntschaft mache. Ich habe keinen von diesen unnahbaren Ullsteinbrüdern gekannt, konnte nur hier und da ihren Bienenfleiss und ihre puritanischen Grundsätze beobachten. Nun also hungern sie. In Berlin hat man inzwischen mit Telephonnummer, Kartothek und Bürofräuleins ein . . . nein, dies ist Wirklichkeit und keineswegs Legende . . . *Reichsamt für Wirtschaftsmoral* aufgetan*2.

Meine Aufwartung mache ich bei dieser Gelegenheit der meinen Schwiegereltern nahestehenden Prinzessin Friedrich Leopold, Schwester der verstorbenen deutschen Kaiserin, Schwägerin des nun ebenfalls und sozusagen «unter Ausschluss der Öffentlichkeit» dahingegangenen Kaisers und Schwiegertochter jenes Prinzen Friedrich Karl, der einst bei Mars-la-Tour kommandierte. Die alte, trotz ihrer achtzig Jahre noch immer sehr frische und elastische Dame erinnert in keiner Hinsicht an ihre kaiserliche Schwester: vorurteilsfrei, vorzüglich konser-

viert, benützt sie das Fahrrad, wenn sie von Gliencke aus meine in Strausberg wohnenden Schwiegereltern besucht, durchmisst auf diese Weise die riesige Stadt gewissermassen vom West- bis zum Ostpol und verleugnet in keiner Weise die Kritik, mit der sie sich ihres kaiserlichen Schwagers und seiner Hofhaltung erinnert. Von dem Glanz freilich, mit dem ihr Schwiegervater Gliencke ausstattete, ist wirklich nur noch ein kümmerlicher Rest ihr verblieben. Der Grossteil des Schlosses ist an Kempinski verkauft, der Grossteil ihres Vermögens auf eine wahrhaft tragische Art zusammengeschmolzen. Da von ihren drei Söhnen der eine in den ersten Tagen des Krieges gefallen, der zweite bei einem Reitturnier verunglückt ist, hat das Leben ihr nur den dritten belassen, der der Mutter aus diesem Grunde doppelt ans Herz gewachsen und dabei doch, kraft einer unglücklichen Veranlagung, ihr Schmerzenskind geworden ist. Die Nazis nämlich, mit ihrer guten Witterung für derartige Gelegenheiten, benützen die abwegigen Neigungen des Prinzen, den sie sehr bald nach ihrer Machtübernahme verhafteten, zu Erpressungen, die sie an der Mutter verüben: sitzt der Prinz in Haft, so wird der alten Dame ein entsprechendes Lösegeld abgenommen, ist er wieder frei, so wird er nach ein paar Wochen von Neuem verhaftet. Worauf denn das Spiel von frischem beginnen kann. Herr Göring, bei dem sie jüngst vorsprach, hat sie zwei Stunden in seinem Vorzimmer antichambrieren lassen zwischen den dort herum-sitzenden Tippmädchen und den Lümmeln von der SS. Nach zwei Stunden erscheint er, der Königlich Preussische Infanterie-hauptmann a. D. und angemasste Marschall . . . erscheint mit der obligaten Zigarre im Maul und mit den Händen in den Taschen und begrüsst die Schwiegertochter des Siegers von Metz mit den Worten «Sie wünschen?» So verhält es sich mit Herrn Göring, der, als Verfechter des modernen *enriches-vous*, das Ideal und die stille Hoffnung der deutschen Bourgeoisie ist.

Wir sprechen viel über den verstorbenen Kaiser, dem die alte Prinzessin freilich seine Reaktion auf den Soldatentod ihres ältesten Sohnes nicht vergessen kann: Wilhelm II. hat damals dieses Ereignis mit einem an die trauernden Eltern gerichteten Telegramm quittiert, dessen ganzer Text «*Noblesse oblige*» lautete. Ich gestehe, dass ich heute, wo mir durch das Doorner Exil alle Schuld abgebusst erscheint, über den verlassenen und vergessenen Toten wesentlich milder denke. Ich habe ihn nur dienstlich gesehen, wenn er, unzufrieden mit etwelchen militärischen Details, lauter schrie und mit der etwas feist und kurzfingerig geratenen Hand lebhafter agierte, als es einem König sonst wohl zukommt – der Hohenzollernorden, mit dem man mir angesichts meiner monarchistischen Haltung

gewinkt hatte, hat sich zu meiner Erheiterung in ein allerhöchsteigenhändig gesägtes Doorner Holzstück in dem Augenblick verwandelt, in dem man erfuhr, dass meine Dienste dem Hause Wittelsbach und nicht dem Hause Preussen galten.

Wenn ich nun über den Toten doch mehr auszusagen vermag als ein Durchschnittsdeutscher, so liegt das wohl an der Verbundenheit meiner sozialen Schicht mit dem Hof – an den alten Herren, die als Deputierte und Träger von Hofämtern über alle internen Vorgänge unterrichtet waren und sie dann auf masurischen Jagddinners zum Besten gaben. Von den Skandalen um Krupp und um den Eulenburgkreis erfuhr man auf diese Weise um ein Jahrfüntf früher als die Presse, und ich entsinne mich, dass mir eine wahrhaft hamletische Episode, die sich hinter den Kulissen des Kaiserreiches abspielte, schon im Jahre 1896 oder 1897 begegnet war. Mein Onkel Marcell, der Deutschen Botschaft in Petersburg attachiert, benützte gern bei seinen zwischen Berlin und Petersburg hin- und herpendelnden Dienstreisen mein elterliches Gut als Ruhequartier, und die Folge war, dass wir alle Berliner Einzelheiten, wie sie im Petersburger Hofklatsch sich widerspiegelten, auf kürzestem Wege erfuhren. So erinnere ich mich denn eines Julitages, an dem ich mich, nach beendetem Frühstück, zeitungsliegend in das Arbeitszimmer meines Vaters zurückgezogen hatte und die beiden alten Herren, mein Onkel und mein Vater, am Tisch des nebenan liegenden Speisezimmers sitzen geblieben waren. Damals, so muss ich heute vorausschicken, hatten die Zeitungen gerade die Nachricht von einem Unfall gebracht, bei dem der nordlandreisende Kaiser bei einer Deckpromenade auf der «Hohenzollern» durch ein von oben kommandes, vom Mast losgelöstes Rauchsegel am Auge zwar leicht, aber doch recht schmerzhaft verletzt worden war: der unglückliche, für den Unfall verantwortliche Wachhabende, ein Leutnant von Hahncke, war wenige Tage nach dieser Liliputkatastrophe auf einem Landausflug tödlich verunglückt und samt seinem Fahrrad aus einem norwegischen Wasserfall geborgen worden.

Nun aber erfuhr ich das, was freilich in keiner Zeitung stand und was sozusagen auf der Hinterbühne sich abgespielt hatte. Es war die goldene Jugendzeit des Radsportes, und der Leutnant von Hahncke war ein passionierter Cyclist – der Kaiser, der ihn mehrfach auf Deck herumfahrend angetroffen hatte und den neuen Sport hasste, hatte ihn dieserhalb in Stubenarrest geschickt und seither gegen den jungen Mann eine gewisse Antipathie zurückbehalten. Just dieser Unglückliche aber musste die Wache haben, als das vermaledeite Rauchsegel, wahrscheinlich ohne seine Schuld, sich löste und mit

einem seiner Tauenden dem friedlich an Deck promenierenden Monarchen fast das Auge ausschlug . . .

Und nun geschah etwas Entsetzliches . . . etwas, was selbst dem Zwölfjährigen, der ich damals war, Eis in die Adern schickte: der Kaiser stellt den herbeigerufenen Wachhabenden zur Rede und schlägt ihm, vor Schmerz halb rasend, ins Gesicht . . . Hahncke, so vor soundso viel Offizieren gehrfeigt, vergisst sich ebenfalls, erinnert sich nur an das, was wir schliesslich alle im Blut hatten, und schlägt zurück. Nach einer Pause allseitiger Erstarrung begibt er sich in seine Kammer, nach vierundzwanzig Stunden wird ihm ein erbetener Landurlaub gern erteilt, am Abend zieht man ihn nebst seinem Rade tot aus einem Wasserfall. Nach einem sich selbst zudiktieren Freitod natürlich und keineswegs nach einem Mord . . . nach einem tödlichen Entschluss, mit dem er dem beleidigten Monarchen Genugtuung geben wollte. Zweiundzwanzig Jahre später haben mir Vettern des Toten diesen Sachverhalt bestätigt.

Gleichwohl täte man dem Kaiser unrecht, wollte man ihn aburteilen nach einer Episode, die seinem notorischen Mangel an Selbstbeherrschung entsprungen war. Persönlich ein friedlicher und im Grunde tief unsicherer Mann, wurde er schlimmen Dämonen untertan in jenem Augenblick, wo er vor dem Schallrezipienten der Öffentlichkeit stand und wo er, um in den eigenen Augen «sich zu bewähren», die eigene Unsicherheit durch das übertönen wollte, was der damalige Leutnantsjargon die «Forscheté» nannte. Ein Bekannter, dessen Manövergast der Kaiser war und der ihn an einem der Ruhetage in seiner Landwirtschaft herumführte, hat diesen schaurigen Wechsel aus nächster Nähe erlebt und drastisch genug geschildert. Der nämliche Kaiser, der eben noch, unter vier Augen, natürlich, liebenswürdig und von echter menschlicher Wärme gewesen war, verwandelte sich in dem Moment, wo einer der diensthabenden Adjutanten sich anschloss, in den verkrampften, lauten und in jeder Hinsicht peinlich wirkenden «Imperator», der in so verheerender Weise die Aufmerksamkeit der Welt auf sich lenkte. Erheiternd und tragikomisch wirkte es dabei, dass er, der Meister der Staffage und theatralischer Uniformeffekte, es eigentlich nie fertigbrachte, in einem in allen Einzelheiten korrekten Anzug zu erscheinen, und dass es, an Feldbinde, Portepee und sonstiger Adjustierung, immer etwas gab, was «nicht stimmte». Ein englischer Seeoffizier hat mir von jener peinlichen Stunde erzählt, wo der im Mittelmeer kreuzende Kaiser, der ja unter anderem auch britischer Ehrenadmiral war, auf den verheerenden Gedanken verfiel, das mit Schiessübungen beschäftigte und auf Monarchenbesuche keineswegs eingerichtete englische Mittelmeergeschwader zu «inspi-

zieren)» – er hat mir berichtet, wie erheiternd es wirkte, als Wilhelm II. das Fallreep des Flaggschiffes erklimmte, in grosser Admiralsuniform und mit höchst unzeremoniellen weissen Bordschuhen an den Füssen. In der allerersten Zeit seines Exils, als er noch in Amerongen wohnte, hat ihn eine englische Dame als Ehrengast bei der Hochzeit irgendeines holländischen hochadeligen Brautpaares vor dem Altar stehen sehen – in grosser Generalsuniform, mit dem Kordon des Schwarzen Adlers, und an den Beinen mit jenen scheusslichen Ledergamaschen, die man zu meiner Zeit in der Armee «Röllchen um die Beene» nannte. Vor kurzem noch zeigte mir ein Onkel meiner Frau, der vor zehn Jahren in Doorn das domenvolle Amt eines Hofmarschalls versah, eine seiner letzten Aufnahmen. Da also sass friedlich auf einer Parkbank der Kaiser, trug einen schönen weichen Zivilanzug, hatte die Hände auf den Stockgriff und die Beine bequem übereinander gelegt . . . war auf diese Weise ein gepflegter alter Herr und hatte leider nur über den gut sichtbaren Füssen die wärmenden Gamaschen verkehrt angeknöpft. So verkehrt, dass man es wirklich nicht gut übersehen konnte. Ich will keineswegs behaupten, dass es anstössig gewirkt hätte – eher wirkte es komisch und rührend durch eine gutmütige Ironie, als habe eine unsichtbare Hand die übergrosse Penibilität in diesen Dingen korrigieren und in einer gewissen Bonhomie ihn auf das Vergebliche aller menschlichen Bemühungen verweisen wollen. «Sieh her, Kaiser, der Du doch ein Meister bist gerade in diesen Dingen – auch Du bringst es nicht zuwege, vollkommen zu sein.» So ungefähr. Ich glaube nicht, dass es bei solchen Dingen sich um Zufälligkeiten ... ich glaube durchaus, dass es sich um gutmütige Gottesurteile handelt. Wie bei Druckfehlern, wenn im politischen oder lyrischen Gefühlsüberschwang das Barock zum Tarock, das Sausen zum Saufen und der Litauer zum Liptauer wird.

Ich glaube nicht an jene einst so oft gerühmte Verschwendung, mit der die Natur ihn für seine Herrschermission ausgestattet hatte, ich glaube an eine höchst grausame Schicksalsironie, die ihn, den scheuen, unzulänglichen und im Grunde tief unsicheren Mann auf die grosse Bühne berief. Auf den Thron jüst dieses Bismarckschen Reiches, über dem, fast seit dem ersten Tage seines Bestehens, mit Gründerkrach, verlorenem Kulturkampf, Arnimskandal, sozialen Krisen und doppeltem Kaisersterben ein Katarakt von Schicksalsschlägen niederging. Ich glaube nicht einmal, dass es einer tieferen historischen Betrachtung gelingen kann, ihn allein oder auch nur in erster Linie verantwortlich zu machen für Bismarcks Entlassung, ich glaube, dass zu solchem Schluss nur der kommt, dem ein tieferer Blick in das Getriebe der Geschichtsmaschinerie versagt

ist. War denn in diesem über Nacht und keineswegs zu seinem Segen industrialisierten Reich noch Platz für einen konservativen Autokraten . . . kann man allen Ernstes sich eine Symbiose vorstellen zwischen Bismarck auf der einen und der AEG und der IG-Farben auf der anderen Seite?

Ich glaube, dass die deutsche Öffentlichkeit hier ihr böses Gewissen auf einen Mann überbürdet, ich glaube, dass es dieses über Nacht aus alten Bindungen gerissene Deutschland war, das, seiner alten Götter und Ideale überdrüssig, Bismarck an jenem Märztage aus seinen Ämtern entliess. Ich glaube, dass der unglückliche Kaiser dabei ureigentlich nur als Exekutive und als letzter Ausdruck einer Zeit wirkte, in der nahezu jeder Deutsche insgeheim ein kleiner Kaiser Wilhelm II. war. So fortschrittsfroh, so laut, so losgelöst von alten Spielregeln. So provozierend, so taktlos, so berauscht von der eigenen Unwiderstehlichkeit und bei allem – so unsicher und so harmlos im Grunde. Es war, glaube ich, im Jahre 1905, als ich in Torbole am Gardasee ein Massenaufgebot deutscher Drogenhändler erlebte, die dort eine Art Tagung abhielten, nachts mit gemieteten Dampfern einen Ausflug mit ihren Damen machten, «Still ruht der See» sangen und mit dieser Melodie die feierlichen und monderfüllten Felssäle des grossen *Lacus Benacus* erfüllten. Da fuhren sie also und waren überzeugt, dass an ihrem Treiben die ganze Umwelt just so viel Freude hatte wie sie selbst. Da fuhren sie und waren in diesem schier tragischen Dilemma zwischen Traum und Wirklichkeit eigentlich tief bemitleidenswert. Symbolisch für jenes so ganz und gar versunkene, im Grunde herzlich harmlose Deutschland. Ich bin wirklich, wie man wohl gemerkt haben wird, kein Anbeter und Apologet des Hauses Hohenzollern, ich bin kein diensttuender Kammerherr und kein Byzantiner, glaube aber, dass die Art, wie in den Tagen der Katastrophe von 1918 die Söhne jener singenden Drogenhändler ihren eigenen Protagonisten verleugnet haben, als Schandfleck auf Deutschland haftenbleiben wird. Ich habe es in Berlin in jenen schicksalsschweren Julitagen des Jahres 1914 erlebt, wie vor dem Schloss eine unabsehbare Menge stand und im Sprechchor zu den kaiserlichen Fenstern hinaufbrüllte . . .

Wir wollen unsern Kaiser sehn!

Wir wollen unsern lieben Kaiser sehen!

Wortwörtlich so und nicht anders. Wohlskandiert und ordentlich wie nur ein wohlgedrilltes Volk, das im Handumdrehen auch seine Begeisterung zu organisieren versteht. Das war Ende Juli 1914. Zweihundertundzwanzig Wochen gleich fünfzehnhundertundvierzig Tage später war keine Zuchtlosigkeit

und kein Zynismus zynisch und zuchtlos genug, um das Idol von gestern zu beschimpfen. Nach sechsundzwanzig Regierungsjahren, in denen dieses Volk wahrhaftig Gelegenheit genug gehabt hatte, Korrekturen an seiner Geschäftsleitung vorzunehmen und mit den unzulänglichen Eigenschaften seines Monarchen sich vertraut zu machen. Was aber hatte der alte und ergraute Mann, den man zweihundertundzwanzig Wochen nach diesem denkwürdigen Sprechchor mit Schimpf und Schande fallenliess, in den fünfzehnhundertundvierzig seither verstrichenen Tagen Krieg Übleres getan als in den sechsundzwanzig vorher verstrichenen Jahren? Ich weiss, dass der Umsturz unvermeidlich war, glaube aber, dass er in anderer Form gerade dort sich hätte vollziehen müssen, wo ein ganzes Volk mitverantwortlich sich fühlen musste. Ich glaube nicht, dass dieses Volk ein Recht hat zu diesen überlegen-ironischen Artikeln, mit denen die Goebbels-Presse des Toten sich erinnert. Ich glaube, dass es alle Ursache hat, in der Erinnerung an eigene Sünden und eigene Würdelosigkeit tief sich zu schämen. Ich glaube, dass dieser Vorwurf in erster Linie an die Tür der Generalität, an die Tür der damaligen norddeutschen Oligarchie, an die Tür des preussischen Adels pochen muss. Wo war er, der so viele tönende Worte gesprochen, in der Schicksalsstunde seines Königs, wo waren diese Generäle vom Schlage Ludendorff, die zusammen mit der industriellen Oligarchie diesen unzulänglichen Mann in ihr Hasardspiel verwickelt hatten ... wo war in jener Stunde auch nur jener gewiss in Ehren ergraute Konnetabel der preussischen Krone, wenn er seinem königlichen Herrn, dessen Schwäche er doch wohl kannte, keine andere Hilfe zu leisten wusste denn eine ratlose Handbewegung und jene für die ganze Generalität eminent bequeme Empfehlung, gefälligst ins Ausland sich zu flüchten. Leicht ist es, mit lapidarer Handschrift den lapidaren Satz «Die Treue ist das Mark der Ehre» niederzuschreiben, schwer ist die Erkenntnis, dass man Treue nur einmal im Leben schwören kann . . .

Dass es keinen Treueid gibt, den man zurückempfängt wie einen bezahlten Schuldschein, dass es schwer ist, treu zu sein bis in den Tod und so die Krone des Lebens zu empfangen. Just wie jene armen Schweizer Bauern, die am 10. August 1792 um ihres Eides willen noch das leere Schloss eines geflüchteten Königs mit ihren Leibern deckten. Oh, und wenn es mit dieser Siegerei in Russland ins Endlose fortgeht und wenn wirklich einst die Kriegsgeschichte (was ich keineswegs glauben mag!) sie rühmen sollte: keiner dieser heutigen Generäle, die einst über die Groenersche Definition des Fahneneides sich so erregten und hinterher selbst jeden beliebigen und gerade gewünschten Eid einem Gremium von politischen Verbrechern

schworen – keiner wird auf seinem Grabe, wie diese Bauern, jenen verwundeten Marmorlöwen finden, der im Tode noch mit der Pranke das Symbol seiner Treue deckt.

Herzeleid und Seelennot und jene unerträgliche Schande, in der wir seit acht Jahren leben, weiten den Blick. Eine zweite Schicksalswolke zieht herauf über Deutschland, noch einmal und zum letztenmal wird uns Gelegenheit werden, an unsere Brust zu schlagen und bei uns selbst jene Einkehr zu halten, um die wir 1918 feig uns herumdrückten.

«Es ist nicht und es wird auch nimmer gut!», heisst es im «Hamlet!», und heisst es für uns. Es kann nicht gutgehen mit diesem Siegesnebel, der nach Verbrechen stinkt, es kann nicht gutgehen mit einem Staate, dessen Fundamente aus Verrat und Propaganda gemacht sind, es kann nicht gut ausgehen mit einem Volke, das selbstgerecht und pharisäisch die eigenen Sünden auf seine alten Symbole überbürdet und auf Verbrecher schwört und bereit ist zu jedem Eide und zu jedem Vertrag mit dem Satan, wofern der Satan nur die Aktienkurse erhöht.

Eine Wetterwolke zieht auf über der allgemeinen Siegesbesoffenheit eines blinden Volkes, und wer sie sieht, ist heute in Deutschland einsamer als der legendäre Mann von Salas y Gomez. Man ist allein mit seinen Gesichtern und man sieht die Stunde kommen, wo man selbst alle grossen einst gesprochenen und geschriebenen Worte wird einlösen müssen. Von allen Lebenswünschen ist der eine geblieben, dass man in der unausbleiblichen Stunde des Martyriums, in das die Zeit alles nicht zur Masse Gehörige schickt, die Kraft der Treue und des Bekenntnisses aufbringt.

Aber ist es denn nicht wirklich so, dass im Grunde alle wirklich grossen Menschenwünsche in Erfüllung gehen?

September 1941

So aber leben wir eben in Deutschland . . .

Es werden heute gigantische Siege gemeldet, von denen morgen kein Mensch mehr etwas weiss, wir hören von unfassbaren Gefangenzahlen, an die niemand glaubt, wir hören tagtäglich die Heroldstrompeten der Sondermeldungen, und jeder dreht, sowie er erst diese Fanfaren schmettern hört, indigniert den Apparat ab. Ich weiss nicht, wie es zugeht, dass von diesen «gigantischsten Zangenbewegungen aller Zeiten» und von diesen den von Sedan um ein Vielfaches übertreffenden «Kesseln» nichts oder doch weniger haftenbleibt als von der Erinnerung an eine Maul- und Klauenseuche des Rindviehs oder an einen vorzeitigen Bodenfrost. Manchmal denke ich wohl an jene allgemeine Vermigerung, die des Perzipierens grosser

Ereignisse nicht mehr fähig ist . . . denke daran und verwerfe sofort wieder diesen Gedanken. Hier spielt sich etwas anderes und Komplizierteres ab, ein höchst unheimliches Ding, das sich nicht fassen lässt. Hier stimmt etwas nicht. Ich weiss nicht, was es ist, fühle nur eben mit den anderen, dass es vorhanden ist und unsichtbar in unserer Mitte umgeht . . . fühle es, dass alle diese Dinge, selbst wenn sie wider Erwarten sich decken sollten mit den Behauptungen des deutschen Propagandaapparates, *abprallen an der Geschichte*.

Und so leben wir denn unser geschichtsloses Niggerleben. Herr Bruno Brehm, der noch vor ein paar Jahren bei jüdischen Literaten antichambrierte, schreibt vor den in Lemberg vorgefundenen und der Tscheka überbürdeten Kadavern stehend?}, blutrünstige Artikel, die alle Schuld auf die Juden abwälzen. Und so vegetieren wir denn in Deutschland dahin ohne Würde, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Der Pöbel, zu dem in diesem Sinne alles gehört, was das Hakenkreuz nicht trägt, hungert . . . Die Bonzokratie, die sich aus ehemaligen Schneidergesellen, unbrauchbaren Banklehrlingen und fortgelaufenen Theologiestudenten und Seminaristen zusammensetzt, predigt den Geist des Feldlagers und lebt auf «Diplomatenmarken», die die dreifachen Bezüge sichern: letzthin als Herr Gauleiter Wagner meine kleine Kreisstadt beehrte, wurden nahezu sämtliche Hühner des Ortes geschlachtet, um den Bedarf dieses aus Säufern und Zuchthauskandidaten bestehenden hohen Stabes zu decken. Herr Hitler hat in Solln bei München seinen von SS-Leuten bewachten und von elektrisch geladenen Hochspannungsdrähten umhegten Garten, in dessen Wärmehäusern man das Gemüse für die Tafel des vegetarischen Tamerlan züchtet. An der Plebs lässt inzwischen der chemische Teufel der deutschen Nahrungsmittelindustrie seine Wut aus. Zucker ist aus Tannenholz, die Blutwurst (dies ist keine Legende!) aus pulverisiertem Buchenholzmehl, das Bier eine stinkende Brühe aus Molke. Die Nährhefe macht man aus Kuhurin, die Marmelade ist, echte Früchte vorzutäuschen, «handelsüblich gefärbt»). Die Butter ist es ebenfalls, nur dass sie ausserdem irgendein schweres und übles Lebergift enthält, das für alle die heute so zahlreichen Gallenkrämpfe verantwortlich zu machen ist. Alles läuft mit gelben Augen herum, die Krebsstatistik hat sich, wenn ich meinen ärztlichen Freunden glauben darf, seit vier Jahren verdoppelt. Der preussische Mensch, von jeher an das «behelfsmässige Leben», das Leben aus dem Mülleimer gewöhnt, triumphiert bei diesem Lebenszuschnitt, indem er den fruchtbareren Strichen des Reiches das in Hülle und Fülle zu Gebote stehende Naturprodukt fortnimmt und den Ersatz, die Verfälschung zurückerstattet. Handelsüblich gefärbt wird auch das Konservengemüse; der Wein, soweit er

nicht von den jungen Offizieren versoffen, von den Zahlmeistern verschoben wird, ist ein heillooses Klapperschlangengift. Die Seife stinkt fast ebenso stark wie die neudeutsche Korruption, die Schuhsohlen der Skischuhe, die ich im vorigen Winter nach langer Balgerei um den Bezugschein kaufte, lösten sich nach halbstündigem Lauf in eine schmierige Masse auf, weil sie aus Pappe bestanden . . . Man erzählt von einem Manne, der, von einem Bekannten auf die Schulter seines aus Holzfasern gefertigten Anzugs geklopft, versehentlich mit «Herein» antwortete.

Die Folgen sind heute schon übersehbar. Kraft der Gärungen und Gase, die das schmierige Kleibrot treibt, ist die Luft der Lokale verpestet. Niemand legt sich bei der Erledigung seiner Blähungen irgendeine Zurückhaltung auf. Die Menschen laufen bei dieser systematischen Vergiftung des Blutes mit Furunkeln und Nackenabszessen herum, sie verfallen bei dieser Korruption der Säfte, bei der Jagd um den täglichen Bedarf und den Neid auf den lieben Nachbarn einer Boshaftigkeit und einer Lockerung der Sitten, die gestern noch unmöglich gewesen wäre. Auf dem nahen See befindet sich die sehr teure und infolgedessen von den Töchtern der Industrie bevorzugte Segelschule, eine hochsnobistische Angelegenheit nach aussen, *de facto* ein allerliebstes Freudenhaus, in dem die Sylphidenhaften Schülerinnen bei ihren urwüchsigen und, ach, so herrlich brutalen Lehrern schlafen ... im Caféhaus des kleinen Seedorfes war ich, als unfreiwilliger Nachbar, Zeuge eines Gespräches, bei dem die dickliche Gattin des Göringschen Leibarztes *in extenso* erzählte, wie es bei der künstlichen Befruchtung der Frau Göring zugegangen sei.

Die Abwesenheit der Männer äussert sich in grotesken Zuständen. Da die französischen Kriegsgefangenen eine hervorragende, leider auch verbotene Delikatesse bedeuten, so kommt es in Norddeutschland vor, dass Bauernweiber sie unter ihren Kartoffelfuhren verstecken und sie so sich ins Haus karren lassen . . . hier, in einem benachbarten Dorf, hat die dreissigjährige Strohwitwe des in Russland kämpfenden Bauern die zwei Kinder, die sie von ihrem fünfundsechzigjährigen Schwiegervater empfangen hatte, im Moor erstickt. In meinem an sich sittenstrengen Dorf sind es die von der Parteiorganisation «Mutter und Kind» hergeschickten norddeutschen Weiber, die hier das Prinzip des «leichten Boulevardlebens» einschleppen und damit leider auch einen Teil der einheimischen Bevölkerung infizieren. Es sind die Wächter der Kriegsgefangenen, mit denen sie hier so etwas wie eine «Insel der Seligen» aufgetan haben, und letztthin, den Weg zum Dorf passierend, werde ich durch laute Hilferufe alarmiert. Eine von diesen nun hier residierenden Kieler Bombenweibern hat auf ihr

dreijähriges Knäblein nicht Obacht gegeben, und während Madame gerade bei ihrem Seladon weilte, ist das arme Kind in die Alz gefallen und ertrunken. Eine Stunde mache ich Wiederbelebungsversuche, die freilich zu nichts führen. Das Kind ist tot. Die Gnädige, die endlich zu erscheinen geruht, führt zwar eine grosse tragische Szene auf, wird aber noch am gleichen Abend von mir gesehn, wie sie mit ihrem Freunde vor den Fenstern promeniert, hinter denen das tote Kindlein liegt. Dem Dorf wird's zuviel, und es bringt der also Kompromittierten in der darauffolgenden Nacht eine regelrechte Katzenmusik mit alten Giesskannen, Feuerhörnem und sonstigen Löschinstrumenten. Fast im Stile des alten «Haberns», das bis vor fünfzig Jahren auf die einfachste und wirksamste Weise für gute Sitte in den Dörfern sorgte und das leider durch die Intervention bornierter Pfaffen verfermt worden ist.

Nun scheint es aufzuerstehen, wie nun so manches aufersteht, was man überwunden glaubte: Gutes und Böses, Götter und böse Nachtalben der Gier und der Roheit. Ich weiss nicht, ob Dostojewskij wirklich recht hatte, als er «das Ende der Welt nahe» sah. Das aber weiss ich, dass diese Jahre eine nie wieder rückwärts zu biegende Wendung bedeuten und dass die Tyrannei einer arroganten Zivilisation zu Ende ist.

Januar 1942

Wie ein Apache hat uns dieser Winter überfallen ... es ist scheinbar dieses in den letzten Jahren bei uns bis zum Überdruß wiederholte Wort «nordisch», das so lange beschworen wurde, bis es uns diese Serie hyperboreischer Winter bescherte. Seit acht Wochen schon, Sinnbild dieser seit vielen Jahren den deutschen Geist überlagernden Trostlosigkeit, deckt diese bornierte weisse Ölfarbe die Konturen der Erde, seit zwei Monaten liegt auf meinem einsamen Hof ein Eiswall, dass ich vom Wohnhaus zu den Wirtschaftsgebäuden mannstiefe Tunnel graben lassen muss und, auf dem Gipfel dieser Spitzbergischen Eisschichten stehend, auf einem Niveau mit den Dielen des Obergeschosses mich befinde. Seit zwei Monaten also bin ich von der Welt so gut wie abgeschnitten, und es bedarf einer zweistündigen Skiwanderung, um ein Pfund Fleisch herbeizuschaffen, einer vierundzwanzigstündigen Nordpolarexpedition, um die nächste Bank oder den nächsten Zahnarzt zu erreichen, einer zweitägigen Reise in den ekelhaft verschmutzten und bis zum Dach mit unsauberen und übelriechenden Menschen vollgestopften Zügen, um nach München zu gelangen, das man früher in neunzig Minuten Motorradfahrt erreichte. Diese Zeitvergeudung, uns auferlegt von einem Staat, der alles verlangt und selbst nichts leistet, verhindert fast völlig

jede geistige Arbeit, man ist, um den Status des Hauses aufrechtzuerhalten, bei dem Fehlen von allen Handwerkern Elektromechaniker, Dachdecker und Installateur in einer Person, der eingefrorene Leitungen und Kanäle auftaut und von ihren Obstipationen befreit.

Neulich, auf einem Gang durch den vereisten Wald, fand ich ein verhungertes, von einem Strassenkötter zerrissenes Rehkitz, das ich wohl noch heimbrachte, das aber dann, tödlich verwundet, wie es war, in meinem Arm verendete – mit Tränen in den Augen und einem unendlich traurigen Blick, der den Schöpfer verklagte ob des Jammers seiner Kreatur. Ich habe einmal, im Südatlantik, einen Walfänger gesehen, der eifrig bemüht war, einen grossen Wal, ein von seinem Jungen begleitetes Muttertier, zu harpunieren. Der Harpunier, ein rotbärtiger Ire, schoss immer von Neuem. Aus dem zerfetzten Leib des gewaltigen Tieres hingen die Därme heraus, und gleichwohl, immer herumschwimmend in dem von seinem Blut weithin geröteten Wasser, war die Mutter bemüht, mit ihrem todwunden Leibe das Kind zu decken. Seit dieser Szene, seit dem Hohnlachen dieser sommersprossigen Visage und der Agonie der armen, bis in den Tod getreuen Kreatur glaube ich an die Existenz Satans, wie ich an Gott glaube.

Inzwischen hat der Winter dem Krieg ein anderes Gesicht verliehen, aus den russischen Schneewüsten steigt das Gespenst des Schicksals und der Vergeltung auf, und in der keimenden Angst nehmen die Herren Landsleute ihre Zuflucht zum Glauben an dramatisch einsetzende Wunder, an ein furchtbares, von den deutschen Chemikern erfundenes Gas, das in zehn Sekunden das Leben einer Grossmacht tötet, an phantastische «Atombomben», deren drei genügen werden, die ganze britische Insel in den Ozean zu versenken, ja, sogar an einen noch phantastischeren Tunnel, den man insgeheim von Calais nach Dover gräbt und aus dem man eines Tages munter herausspazieren wird, um alle Feinde Brandenburgs in den Staub zu werfen. An dieses Geraune über den Kanaltunnel knüpft eine ziemlich seltsame Episode an, die mir letzthin im Salzburger Zug ein Hamburger Herr erzählte. Der Kapitän Theodor Koch von der Hapag war einer jener Gentlemankapitäne, die kraft ihres guten Aussehens und ihrer tadellosen Manieren auf eine ganz grosse Karriere rechnen können und denen man die grossen Monstreschiffe auf der New Yorker Route anvertraut: ich glaube, dass sich nicht wenige Engländer dieses eleganten und gut sich haltenden Mannes noch erinnern werden. Koch also, ehemals Korvettenkapitän der Kaiserlichen Marine, ist bis zu diesem Spätherbst Höchstkommmandierender auf einer der von uns besetzten britischen Kanalinseln – er ist es, bis jüngst bei ihm ein höherer

Gestapofunktionär erscheint, mit dem er hinter verschlossenen Türen ein langes, zuletzt mit starkem Stimmaufwand geführtes Palaver hat, nach dessen Beendigung er die Armeepistole nimmt und sich erschießt. Das Seltsame ist, dass Ordonnanzen, die imVorzimmer Bruchstücke dieser Unterredung hören mussten, immer wieder etwas von einem Tunnel gehört haben wollen und dass mein Hamburger Fahrtgenosse, von dem ich gern mehr wissen wollte, wohl mehr zu wissen schien, keineswegs aber mehr erzählen wollte. Ich für mein Teil will eher an die Quadratur des Zirkels als an diesen Tunnel glauben. Was aber von höchster Realität ist, das ist ja wohl die Schicksalsangst dieser nazistischen Desperados, die schliesslich, ihrem Schicksal zu entgehen, auch die Erkletterung des Mondes versuchen werden.

Dies wären die spärlichen Erlebnisse meiner einsamen, vom Winter eingeengten Tage. Sonst noch? Ich sitze letzthin im Regina Tisch an Tisch mit dem ehemaligen Reichsbankpräsidenten Schacht, der, in Ungnade gefallen und nun eine giftgeschwollene Kobra, ziemlich laut und jedenfalls so, dass ich's hören konnte, über die deutsche Finanzwirtschaft sich dahin äusserte, dass er, solle eine Inflation vermieden werden, getrost auch an die Erfindung des Perpetuum mobile glauben wolle. Am nächsten Tage sitze ich im Café Helbig an einem Stammtisch, der von katholischen Theologen bestritten wird, die ihrerseits sich mit der Technik der Bestrafung beschäftigen und für den Flern Propagandaminister ein nacktes Ausstellen im Hellabrunner Affenkäfig zu hohen Eintrittspreisen, aber auch mit «billigen Volkstagen»), für den Herrlichsten von allen aber eine Tournee im Käfig, auf allen Jahrmärkten der Welt und in allen Tingeltangeln, vorsehn. Dies alles vor der endgültigen Justifikation natürlich, ganz im Stil jener spätmittelalterlichen Kirchenfürsten, die sich ja auch, vor seiner endgültigen Hinrichtung, den gefangenen Wiedertäuferkönig Bockelson gegenseitig ausliehen, ihn wie einen Kanarienvogel in seinem Käfig neben ihren Kaffeetisch stellten, damit er Kurfürstliche Gnaden mit seinem Galgenhumor und mit verwegenen Bonmots unterhielte. Ich hörte mit einigem Amusement zu. Die Aussicht, Herrn Hitler zu sehn, wie er in Bälde von der Bühne von Webster und Forster am Broadway das Horst-Wessel-Lied singt – dies alles hat jenseits aller persönlichen Genugtuung einen tiefen und, wie mir scheint, auch einen politisch-praktischen Sinn. Es ist kein unkluger Gedanke, bei der ja doch unvermeidlichen deutschen Revolution diesem Volk, das seit fast einem Jahrzehnt nicht mehr lachen durfte, endlich zu einem befreienden Gelächter und so zu einem Sicherheitsventil zu verhelfen, durch das wenigstens teilweise das aufgestaute Ressentiment entweicht. Verstopft man dieses

Sicherheitsventil mit der berühmten Parole von 1919, die da «Ruhe und Ordnung» hiess, so dürfte die Ladung nach hinten sich entleeren und dem politischen Feuerwerker ins Gesicht fliegen. Ich weiss nicht, ob dieses Martyrium der Hitlerei uns nicht erspart worden wäre, wenn man sich damals, sei es aus sehr konservativen Wünschen heraus, zu einer gründlichen Revolution und zu einem gründlichen Sich-austoben der schliesslich von selbst ermüdenden Masse entschlossen hätte.

Inzwischen habe ich mit M., den die Nazis seit Jahr und Tag an der Ausübung seines Lehrauftrages für Sozialgeschichte hindern, ein langes Gespräch über das, was ich die «Physiologie und Pathologie des Massenmenschen» nennen möchte. Ich entsinne mich wohl, dass ich mich über den gleichen Gegenstand, über die seit einhundertvierzig Jahren auf das Zwei-undeinhalbfache vermehrte Bevölkerungsziffer Europas oft mit Spengler unterhalten habe, der freilich mit seinem monomanen Eigensinn die Legitimierung der unehelichen Geburten und die Heirat der früher als Soldaten oder Kleriker unbeweibt gebliebenen zweiten und dritten Bauernsöhne dort verantwortlich machte, wo ich, damals schon wie heute, an andere und schrecklichere Ursachen denken musste.

Was M. anbetrifft, so denkt er seinerseits an das nahe Beieinanderleben, wie es die Technik mit sich gebracht hat. Auch damit kann ich mich nicht begnügen . . . schon deswegen nicht, weil der Massenmensch heute ja keineswegs auf die Arbeiterschaft sich beschränkt, ja, in ihren Reihen vielleicht sogar seltener anzutreffen ist als in gewissen keineswegs auf enges Zusammenleben angewiesenen Bezirken der Bourgeoisie. Darüber hinaus stelle ich fest, dass in den beiden uns bekanntgewordenen Präzedenzfällen, im kaiserlichen Rom und im präkolumbianischen Inkastaat, diese plötzlich und explosiv einsetzende Massenbildung keineswegs als Symptom überschwenglicher Gesundheit, sondern durchaus als Spät- und Verfalls-symptom aufgetreten ist, gebunden an die Zeiten des Caracalla-schen Abstieges, an die Abnabelung von der Plazenta des Magischen, an die greifbare sittliche und drohende politische Destruktion . . .

Anmassend und doch schon morbid, explosiv einsetzend und doch kurz befristet und morgen schon abgelöst von jenem Zustand einer gespenstischen Entvölkerung, dem um 400 nach Christus ein griechischer Journalist begegnet, als er Rom, die Millionenstadt von vorgestern, als bescheidenes Landstädtchen von ein paar tausend Einwohnern vorfindet, mit einem Forum, das man zum Weizenfeld umgestaltet hat und aus dessen Gewoge seltsam genug die alten Götterbilder ragen.

Gibt es heute noch jemanden, der es wagen könnte, die Ursache dieser explosiven, vom alten «Seid fruchtbar und meh-

ret euch) durch den Abgrund des Hektischen getrennten Erscheinung auf einen simplen Nenner zu bringen und heute wirklich nur die enge Symbiose der Grossstädte für die Entstehung verantwortlich zu machen? Die Massenbildung hat nämlich, wie eine Weltpest, längst auch die Exotik ergriffen, und selbst mein stilles Bauerndorf hat, wie ich aus den Pfarrakten feststelle, in hundert Jahren seine Kopfzahl gar auf das Vierfache gesteigert. Die Technik aber? Ich glaube weit eher, dass in ihrem heutigen Umfang und Machtanspruch die Technik mit ihrer Neigung, das teuere Naturprodukt durch den Werkstoff und den chemischen Unrat zu ersetzen, ein *Produkt* des Massenmenschen ist und dass ihr Bestreben, das erlesene und edle Genussmittel von gestern durch das billige und standardisierte des Radios, des «Volkswagens» und des Bembergstrumpfes zu verdrängen, den nämlichen Beweis für das hier obwaltende Verhältnis von Ursache und Wirkung führt.

Die «grössere Gesundheit» aber, das Ausrotten der Seuchen, die Erhöhung der durchschnittlichen Lebensdauer, das Verschwinden der Spitzbäuche und Wespentaillen und das Auftauchen des neudeutschen «konstruktiven Gesichtes»? Oh, hätten wir sie nur wieder, die Zeiten, wo über ... in Gottes Namen selbst unzulänglichen Leibern die alten unbeholfenen deutschen Züge zu erkennen und hin und wieder doch Menschengesichter zu sehn waren . . . erlöste ein gnädiger Zugriff der Geschichte uns doch von dieser Visage hysterischer Leerheit, die heute, in Deutschland wenigstens, das repräsentative Antlitz der Hitlerei ist! Um auf die eben genannten Dinge zurückzukommen: das Aufschnellen des durchschnittlichen Lebensalters wird zum grossen Teil durch das Aufpäppeln von an sich lebensunfähigen Kindern und das Ausschalten der früher üblichen Examina auf Lebenstauglichkeit bedingt. Die von den Sportärzten beklagten Ausfallerscheinungen des männlichen und des weiblichen Sexus erwähnte ich schon – als warnendes Menetekel, dass die Natur selbst es ist, die die Fortpflanzung dieses einseitig ins Somatische gezüchteten Typs nicht wünscht. Gleichzeitig nämlich mit der Bildung dieser sich blähenden Massen verkümmern die von der Natur vorgesehenen Triebe zum Metaphysischen, es gibt kein Hohespriestertum, kein Königtum, es gibt auch den priesterlichen Schwung des Gesetzgebers und des Richters nicht mehr, und da es metaphysische Kristallisationspunkte sind, um die alle Varianten des menschlichen Erkennens sich bilden ... da es mithin heute keine spekulative Philosophie gibt und da es sie augenblicklich nicht geben kann, so gleichen die mit dieser Disziplin betrauten Universitätsgrössen augenblicklich einem Gremium hochachtbarer Nachtwächter, die sich auf Formulierungen beschränken und mit den alten abgegriffenen For-

mulierungen einen nicht eben kurzweiligen Altherrentarock spielen.

Zerbrochen und entweiht durch Betasten ist der Formenschatz der Kunst. Die Flucht der deutschen Architekten in die «Neue Sachlichkeit» endet in einem Zustand, sentimentaler als der repräsentative Vollbart von gestern. Der Versuch, eine Kirche zu bauen, verklingt in der steingewordenen Gotteslästerung, der, ein Streichquartett zu schreiben, in jener anspruchsvollen und aufgeregten Langeweile, die vor einem einzigen Mozartschen Septimakkord in nichts zerstiebt. Obwohl der Trieb zur Gestaltung selbst dem Korallenstock eignet, obwohl die Natur, wie ich nochmals sagen will, das Amorphe als das ureigentlich Unsittliche hasst, wälzt die Menschheit inbrünstig sich im Unrat der Formlosigkeit und im Hassen jeder Form . . . erhebt sie jenen durchaus viehischen Zustand zum Ideal, in dem Standes- und Berufsphysiognomien verpönt sind und der Gelehrte wie ein Sportsmann, der Kellner wie ein Aristokrat, der Aristokrat wie ein Oberkellner aussieht, der Kommerzienrat Vollblut züchtet und der Reiteroffizier in Randminenbonds spekuliert, und wo schliesslich nur noch die Strassendime und vielleicht auch der Fassadenkletterer den einzigen Stand repräsentieren, der so etwas wie Berufsphysiognomie besitzt. Dazu: welch schweissiges Befingern und Betasten von Dingen, die man früher nur mit Scheu und Ehrfurcht aussprach, welch Profanieren von grossen Worten und erlesenen Titeln, die früher nur dem Unvergesslichen, dem Heros und dem grossen Denker vorbehalten waren! In Deutschland genügt es momentan, als ausgedienter Oberleutnant in einer Hofbräusaal-schlacht kommandiert zu haben, um jenen Titel zu erlangen, den der grosse Moltke für den Tag von Sedan erhielt ... es genügt, mit der Physiognomie des Pferdehändlers eine Partei-zugehörigkeit zu verbinden, um sich als «Staatsmann» feiern zu lassen. Der grosse Goethe hätte sein Werk verbrannt, hätte er jene Zeit gehaut, da man auch den Herybert Menzel und den Joseph Magnus Wehner als Dichter feiern würde, Friedrich hätte bei Kunersdorf den Tod nicht nur gesucht, sondern ihn auch ganz bestimmt gefunden, hätte er jene schamlose und als deutsches Schandmal zu erhaltende Plakette vorausgesehen, die ihn Seite an Seite mit einem möblierten Zimmerherrn aus der Münchner Barerstrasse zeigt. Die Deutschen, die in ihren grossen Zeiten die unvergesslichen Bilder der Gottesmutter und des ritterlichen Drachentöters schufen, sind nun kraft der Hitlerjugend und des BDM gesegnet mit einer Inflation von Madonnen- und Sankt-Georg-Karikaturen, die dem angestrebten Ideal so nahekommen wie der Goebbels dem Bildnis des Dorian Gray und der Otto Gebühr dem Fridericus. Ich bin, wie man nach diesen meinen Sätzen fälschlich an-

nehmen könnte, weit davon entfernt, mit dieser Verschlamung und Verschlackung hoher Begriffe nur an die Nazis und den deutschen Termitenhaufen zu denken. Ich sehe, wie fast in allen Ländern der Troglodytismus die letzten Inseln einer Kultur bedroht und wie fast allenthalben, England in seiner stoischen Haltung vielleicht ausgenommen, die Bedrohten, als stünden sie vor einem unabwendbaren Fatum, zur Kapitulation bereit sind, die sie doch durch Bekenntnis und Martyrium jederzeit abwenden könnten! Wo es sich doch nicht mehr, wie einst im Jahre 1789, um eine notwendige Evolution . . . wo es sich doch schliesslich nur um einen Aufstand der Entarteten handelt und wo eigene Härte und Festhalten am Geist . . . wo nötigenfalls selbst das Martyrium den Ansturm der Bakterien aufhalten könnte.

Denn nie werde ich meine Erkenntnis aufgeben, dass der Massenmensch mit dem Proletariat keineswegs identisch ist . . . dass er heute in den Direktionskanzleien der grossen Syndikate und in der industriellen Jeunesse dorée weit häufiger angetroffen werden kann als in der Arbeiterklasse . . . nie werde ich von der Erkenntnis lassen, dass es sich um einen unbenennbaren dialytischen Prozess und um eine Seuche handelt, die in den oberen Schichten der modernen Soziologie ihren Anfang genommen haben. Es ist die biologische Labilität des Massenmenschen, seine immer nur kurzfristige geschichtliche Existenz, die mich zu dieser Diagnose, dieser Prognose und zum Aufruf zu Widerstand und Neinsagen berechtigt. Ich sprach schon von dem geheimnisvollen Zusammenhang, der für meine Erkenntnis zwischen der soziologischen und der somatischen Massenbildung, zwischen dem modernen Termitenhaufen und der über ihn als schaurige Gottesgeissel verhängten Neigung zur Bildung bössartiger Tumoren besteht. Krebszelle und Massenmensch, die nämliche zweifelhafte Biologie, die nämliche Neigung zum baldigen Absterben und zum Zerfall, die gleiche explosive Vermehrung und das nämliche anarchische Durchwuchern vorgefundener Formen – sollte das Hochschnellen dieser Krankheit, die heute nachgerade wie der Schwarze Tod über die Menschheit gekommen ist, nicht tief verborgene Beziehungen haben zu dem, was nun die gesamte Kultur der Menschheit bedroht?

Ich bin optimistisch genug zu glauben, dass morgen, sei es nach Jahren voll apokalyptischer Schrecken, diese vom 19. Jahrhundert zusammengeballte Wetterwolke hinter uns liegen wird. Ich brauche nicht auf die wirtschaftlichen Probleme, nicht auf die morgen sich ja doch erneuernde Übersättigung des Erdballes mit industrieller Produktion zu verweisen, die diese sinnlose Kopfbild überflüssig und damit hinfällig machen wird – so hinfällig und antiquiert, wie am Ende des 18. Jahr-

hunderts, nach Erfüllung seiner geschichtlichen Mission, der Feudalismus es war. Ich brauche nur auf die Hinfälligkeit dieses Wesens zu verweisen, das da Massenmensch heisst, und auf seine Empfindlichkeit gegen alle jene irrationalen Entwicklungen, die als Wetterwolken rings um unsere Gehege sich zusammenschliessen. Es ist durchaus denkbar, dass vorher, vor dem Ausbruch dieser Gewitter, jene schaurige Spenglersche Vision sich erfüllt, in der er die letzte Geige zerbrochen und die letzte Mozart-Partitur verbrannt sah. Es ist aber unmöglich, dass der von der Ratio gezeugte und unter ihrer Tyrannis hochgezüchtete Massenmensch einen erneuten Einbruch der Irrationalen oder des Antirationalen überdauert, wie er von dem ungeheuren seelischen Vakuum unserer Tage fast automatisch angesaugt wird. Das Gefüge dieser rätselhaften Welt duldet kein einseitiges somatisches Leben, es bestraft die gestörte Harmonie von leiblichen und seelischen Funktionen mit dem Tod, der bislang ja immer noch als unveränderliche Konstante in diesem von der Masse errichteten Bordell verblieben ist. Mag dieser von dem allseitigen Aufstand der Massen heraufbeschworene Krieg die gotischen Dome zerstören, mögen die tönenden Säulen der Bachschen Giacomini morgen für immer verklungen sein: eine Horde von entarteten Fussballniggern wird ihren Brand nicht überdauern.

Und Aussicht auf Zukunft, sei es in den allerprimitivsten Lebensumständen, hat alles, was abseitig lebt und in der Abseitigkeit und sei es in der Armut nicht verlernt, vor den grossen Rätseln zu erschauern und an die Unzerstörbarkeit göttlicher Gesetze zu glauben.

Februar 1942

Nationalistische Geschichtsschreibung: in Deutschland Umlügen der Geschichte in Blond.

Nationalismus: eine Gemütsverfassung, bei der man nicht so sehr das eigene Land liebt, als im Schlafen und im Wachen davon brennt, im Anhasen des fremden Landes sich die Hosen zu nässen.

Der Massenmensch verfügt über diese eine schier unbrechbare Waffe, dass er für alles und jedes und selbst für Erscheinungen von tiefster Problematik eine handfeste, allen zugängliche und höchst plausible Erklärung bereithält. Das «Schwarze Korps»^{*2*} wenigstens hat letzthin behauptet, es gebe im menschlichen Leben so etwas wie Tragik überhaupt nicht und zumindest existiere sie nicht für die SS, und überhaupt (wortwörtlich so) sei «(die Tragik ein Ding, das, zur Bändigung der Menschheit erst vom Papst erfunden worden sei)».

Das aber ist schon das Provokante: dass diese Techniker, um uns mit der von ihnen heraufgeführten Barbarei auszusöhnen, ihr eigenes negerhaftes Unterscheidungsvermögen uns unterstellen und uns darüber hinwegzulügen versuchen, dass ihr ganzer «technischer Komfort» *de facto* auf einen Riesentrug und auf ein schäbiges Leben von Ersatzmitteln hinauskommt und das die von ihnen der Menschheit dargereichten Genusskonserven zu den alten Originalgenüssen sich genauso verhalten wie der Axminster zum Kelim und die Anilinfarben zum Regenbogen.

Oder ist man wirklich unverschämt genug, von uns zu verlangen, dass wir den Unterschied nicht merken und beides auf eine Stufe stellen: eine Breughelsche Fressorgie von ehemals und ein von Konserven bestrittenes modernes Diner, den Ertrag einer Autotour und den einer Fusswanderung über die gleiche Strecke, den kostbaren und seltenen, fast nur der Königin vorbehaltenen Seidenstrumpf von früher und die offenbar auf Erregung von Misogynie berechneten Bembergbeine der heutigen Tippmädchen? Japanische Holzschnitte vor und nach Erfindung der Anilinfarben, Grossvaters auf zwei Jahre berechnete und ein ganzes Leben befruchtende Italienfahrt einerseits und andererseits die Italienreise jenes unseligen Zeitgenossen, der in vierwöchiger D-Zugreise zwischen Verona und Tarent alles sah und hinterher in einem Sanatorium von seiner Erholung sich erholen musste . . . sexuelles Erwachen, wie es früher *brevi manu* der Heuboden vermittelte, und sexuelles Erwachen im Sinne moderner, vermutlich von der Reichsfrauenführerin Scholtz-Klinck «betreuter» Aufklärungskurse . . . mit oder ohne praktische Demonstrationen?

Von Standes- und Berufsmerkmalen sprechend, erkannte ich dem ehrenwerten Stande der Strassendirnen als dem letzten so etwas wie eine Berufsphysiognomie zu und beeile mich heute, alles wieder zurückzunehmen – feststellend, dass im Zeichen des menschlichen Fortschrittes nun auch das Laster auf den Hund gekommen ist. Denn inzwischen ist es so weit gediehen, dass wir im nationalsozialistischen Deutschland dicht vor der Gründung einer «Reichshurenkammer» mit Kammerbeiträgen, Standesehrengericht und technischen Fortbildungskursen stehen und mit einem Protektorat, das am zweckmässigsten doch wohl vom Herrn Reichspropagandaminister übernommen werden könnte. Es fehlt nichts, was zu einer modernen Gewerkschaft gehört, und es ist eigentlich alles da.

Und nur Sie . . . nur noch Sie werden gesucht, Herr Syndikus.

Lesefrüchte aus Schopenhauer:

Um mich über den intellektuellen Charakter der Deutschen und die auf ihn zu gründenden Erwartungen zu orientieren, habe ich mir einige Punkte gemerkt, auf die ich vorkommenden Falles allemal zurücksehe:

1. Dass *Fichte*, dieser überbietende *Hanswurst Kants*, selbst vierzig Jahre nach seinem Auftreten noch immer neben Kant genannt wird, als wäre er eben auch so einer.

2. Dass Lichtenbergs vermischte Schriften nicht nur keine zweite Auflage erlebten, sondern zweiunddreissig Jahre nach ihrem Erscheinen für einen Spottpreis feilgeboten wurden, dagegen die *Schriften der Herren Krug, Hegel* usw. mehrere Auflagen erlebten. Ich weiss nicht, warum es mir eben einfällt, dass der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wissenschaft auftreten will, ein schmutziger Geselle ist, den man beim Kragen packen und hinauswerfen soll.

Man will zwar behaupten, die Deutschen hätten das Pulver erfunden. Aber ich kann dieser Meinung nicht beitreten.

Lesefrucht aus Heines Schrift über Deutschland («Von Kant bis Hegel»):

Das Christentum hat jene brutale germanische Kampfeslust einigermassen besänftigt, konnte sie jedoch keineswegs zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter so viel sagen und singen . . . Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome . . . Lächelt nicht über meinen Rat, der Euch vor Kantianern, Fichteatern und Naturphilosophen warnt, lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Reiche des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein deutscher und ist nicht sehr gelenkig und kommt langsam herangerollt. Aber kommen wird er, und wenn Ihr es endlich krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusch werden die Adler aus der Luft tot niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihre königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die Französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte.

Man klagt also um Lübeck und Rostock, und niemand kann diese beiden gotischen Kleinodien bitterlicher beweinen, als ich selbst es tue.

Was aber ist hier geschehn? Beide Städte, von denen Rostock noch vor drei Jahrzehnten der friedliche, in sich ruhende Vormarkt eines saturierten Bauernlandes war, hat man vollgestopft mit dieser pestigen Rüstungsindustrie, die man ebensogut in irgendwelchen langweiligen und architektonisch wertlosen Nestern hätte unterbringen können, die man aber hier ansiedelte, weil die Herren Ingenieure nicht in Kleinstädten sich langweilen wollten und weil etwelche Bürgermeister den Ehrgeiz besaßen, die ihnen anvertrauten Gemeinwesen «vorwärts» zu bringen. Just so, wie München, das heitere elegante München von vorgestern, sein Schicksal und seinen Abstieg Herrn Krupp zu verdanken hat, der uns im Ersten Weltkrieg mit der ersten grösseren industriellen Anlage beglückte und andere nach sich zog.

Nun also weint man auf den Trümmern der Dome, die nicht wiederkehren und von denen zwei Säulenkapitälé die ganze deutsche industrielle Monomanie, diesen Urquell von Deutschlands Verelendung, aufwiegen . . . man weint, ohne sich an die eigene Brust zu schlagen. Bewahrt man etwa seine häuslichen Werkzeuge, seine Kistenöffner und seine Baumsägen in kostbaren Barockkommoden auf . . . benützt man unersetzliche Kristallschalen zum Aufstapeln seiner Jagdpatronen? Wird man nach dem Kriege diese Ingenieure, diese Generäle des Wehrwirtschaftsamtes, diese Bürgermeister und Kommunalfunktionäre zur Verantwortung ziehn für die bodenlose Frivolität, mit der sie die ihnen anvertrauten Kleinodien dem Kriegsrisiko aussetzen?

Es sieht kaum so aus. Seit Jahren frisst sich diese pestige norddeutsche Industrie auch in mein stilles Flusstal ein, vertreibt den Bauern, setzt an seine Stelle soziale Labilität, Verelendung, Unzufriedenheit und nimmt dabei in einer wahrhaft monumentalen Unverschämtheit auch noch das Verdienst für sich in Anspruch, die Gegend «vorwärts» gebracht zu haben. Just wie die Lübecker und Rostocker Bürgermeister. Man baut hier seit Jahren an einem unterirdischen gewaltigen Munitions- und Giftgasdepot, man enteignet die Bauern, ohne sie zu bezahlen, man häuft chemischen Unrat von unausdenklicher Zerstörungspotenz auf und gefährdet damit die ganze gestern noch so friedliche Gegend: allnächtlich höre ich das Rangieren der endlosen Züge, die, vollgestopft mit Gasgranaten und sonstiger Munition, beim ersten Fliegerangriff den ganzen bukolischen Gau in eine Hölle von Feuer und Gift verwandeln können.

Derweil geschieht hier Folgendes. Der technische Verwalter dieser Giftstapel, ein natürlich aus Preussen importierter, aus dem ehrsamem Stande der Feuerwerker aufgestiegener Hauptmann namens Schultz, betrinkt sich so sinnlos und nachhaltig, dass er, in der Trance und zu seiner Zerstreuung, nachts auf die bewachende Postenkette mit der Pistole zu schiessen und die protestierenden Leute zu misshandeln beginnt. Am nächsten Morgen, als er aus seiner Narkose erwacht ist, sucht er den wachhabenden Gefreiten durch Bestechung zum Stillschweigen zu bewegen, wird aber von der stockbayrischen Mannschaft hohnlachend abgewiesen. Er wird angezeigt und verschwindet über Nacht spurlos im Getriebe der nazistischen Heeresmaschinerie – wahrscheinlich, um kraft seiner sonst tadellosen Gesinnung die Treppe hinaufzufallen und irgendwo wieder aufzutauchen: als Satrap einer kleinen polnischen Etappenstadt, wo er Herr über Leben und Tod der Urbevölkerung ist und beim nächsten Rausch ungestört auf lebende Ziele schiessen kann. So verhält es sich mit den Funktionären, die man zu Verwaltern einer chemischen Hölle macht und die durch ein kleines Versehen einen ganzen friedlichen Gau nebst Mensch und Tier und Gras und Baum der viehischsten aller Todesarten überantworten können. Übrigens hat bei den Rostocker Angriffen ein Verwandter von mir, ein bekannter Gynäkolog, in der ersten Nacht seine Privatklinik, in der zweiten aber nebst seiner Wohnung auch seine ganze sonstige Habe eingebüsst: ein alter siebzigjähriger Herr, der sich im Schlafanzug mit Mühe und Not durch das Kellerfenster zwängte und von einem langen arbeits- und erfolgreichen Leben nichts als die nackte physische Existenz rettete.

Heute erreicht mich die Nachricht, dass die Nazis den vor vier Jahren in einem sensationellen und auch vom Ausland viel beachteten Prozess zu lebenslänglichem Kerker verurteilten Ernst Niekisch im Gefängnis ermordet haben sollens?. Er, ein simpler Volksschulmeister aus dem bayrischen Ries, war immerhin einer der klügsten und seltsamsten Menschen, die mir je begegnet sind. Im Münchener Revolutionswinter von 1919, als ich mit fünfzig anderen Herren im Münchener «Bayrischen Hof» für den alten Prinzen Leopold von Bayern eine freiwillig übernommene Geiselhaft absolvierte, bemühte er sich, U.S.P.-Politiker und Vorsitzender des Soldatenrates, um eine anständige, ich möchte sagen *kavaliersmässige* Behandlung seiner Gefangenen, dies in seiner unverkennbaren Vorliebe für alles, was nicht Kapitalismus, sondern wirkliches *ancien régime* war: wir hatten schliesslich sogar eine Roulette, auf der wir unser letztes gutes Hartgeld, die alten soliden Silbertaler aus der Zeit von vor 1870, verjeuten.

1930, als er mir zum zweiten Male begegnete, war aus dem U.S.P.-Abgeordneten ein Mann geworden, der, ähnlich wie Ludendorff in seinem «Tannenbergbund», einen kleinen, aber fanatisch ihm ergebenen Kreis von ehemaligen höchst rabiaten Kriegsleutnants, von Freikorpsleuten und verhungerten Studenten hinter sich hatte, als journalistischer Affigio des russophilen Generalstabsteiles eine ganz ausnehmend klug geleitete Zeitschrift herausgab und dabei sich tödlich mit der vor Russenhass ja nachgerade berstenden Hitlerei überwarf. Zweimal habe ich als Gast seine «Tagungen» mitgemacht, die hinter den verrammelten Toren der alten Leuchtenburg oder im Zeltlager mitten in den Schlünden des Thüringer Waldes bei frugaler Feldküchenkost, morgendlichem Geländesport und abendlichen, sehr klugen Vorträgen die heterogenste Gesellschaft versammelten, die mir je begegnet ist: neben den erwähnten Landsknechten Spitzel von rechts und von links, neben bettelarmen Studentlein und Gymnasiasten, die in mühevoller Wanderung durchs ganze Reich ihre Zelte hierhergeschleppt hatten, zweifelhafte Überbleibsel der Rossbachleute⁵⁶. Sonst noch: stigmatisierte Divisionspfarrer a. D., alte Generale und verkappte Reichswehroffiziere, politische Rastas und sogar einige SA-Leute von jenem Oppositionsflügel, der zwei Jahre später im Röhmputsch sich verblutete.

Er selbst, ein kugelrunder Mann von hippokratischem Scharfblick und mit kurzsichtigen, etwas tschekistisch in die Welt schauenden Augen, war natürlich alles andere denn ein «Hochverräter». Sein Schicksal erwuchs ihm aus der beissenden Ironie und dem wütenden Hass, mit denen er die Nazis und Hitler selbst verfolgte – aus ihm und aus der Charakterlosigkeit seiner im Generalstab sitzenden Hintermänner. Da Utilitarismus, Wortbruch und politische Wendigkeit seit 1918 nachgerade zu den selbstverständlichen Traditionen des jüngeren Generalstäblertyps gehören, so haben ihn diese Hintermänner auf das eleganteste in dem Augenblick fallenlassen, in dem Herr Hitler sich als offizielles deutsches Schicksal und sozusagen auch als Militärkabinett etablierte. Sein ganzer Hochverrat dürfte darin bestanden haben, dass seine Zeitschrift, die seltsamerweise bis ins Jahr 1935 hinein erscheinen konnte, Herrn Rosenberg, dem bösen Geiste der Partei, missfiel und dass er, Niekisch, sich gern über den grossen Manitu mokierte, dem es gerade gefallen hatte, sich mit Scipio Africanus und sogar mit Cromwell zu vergleichen . . .

Ironie vor dem Thermidor ist oft eine tödlich sich auswirkende Gabe. Ob übrigens die Richter, die seinerzeit diesen Mann dem Kerker und damit dem politischen Mord überantworteten ... ob sie sich heute sehr wohl in ihrer Haut fühlen?

Juni 1942

In Stuttgart, wo ich mit meinem Verleger zusammentreffe, begegne ich einer alten Dame, die seinerzeit die Katastrophe der vor nun dreissig Jahren gesunkenen «Titanic» miterlebt hat und mir von dieser höchst dunklen und auch heute keineswegs geklärten Angelegenheit eine erschütternde Episode erzählte: dass nämlich in einem Augenblick, da die See schon über das Promenadendeck leckte und man sich bereits um die Boote raufte, die Stewards noch ihre Platten mit belegten Brötchen herumreichten: *May I help y ou to any Sandwiches?* Die verachteten kleinen Schiffskellner, die Todgeweihten den Moribunden. Goldener guter Wille und Pflichttreue bis zum Tode, im bescheidensten Lebenswinkel ein Stück von der bronzenen britischen Seele, und mithin eine Episode, deren Joseph Conrad sich hätte erinnern müssen.

Ich bin bei meinem sterbenden Clemens v. Franckenstein, der sich im letzten Stadium seiner Krankheit eine imaginäre Hilfe noch von meinem Arzte verspricht und den ich zur Konsultation begleite: den stolzen und gestern noch so muskelfreudigen und kraftstrotzenden Mann, der heute ohne meine Hilfe nicht mehr ins Auto zu steigen vermag, in ein Wartezimmer, das mit dicken Bourgeois, mit hysterischen Schauspielerinnen und mit der unbarmherzigen Lichtfülle des glühendheissen Tages vollgestopft ist. Natürlich hat diese Konsultation nur mehr einen fiktiven Wert, natürlich weiss er um die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes, natürlich ist alles nur eine aus zarter Rücksichtnahme geborene Komödie, die seine verwaisende Gattin beruhigen soll. Da also sitzen wir, agieren unsere makabre Rolle, frühstücken hinterher bei Walterspiel, der Clé in seinem schauerlichen Verfall nicht mehr erkennt . . . wissen beide, dass wir uns, am Ende einer fast dreissigjährigen Freundschaft, zum letztenmal gegenüber sitzen. Nie wieder also werde ich deine dialektischen Saltos belachen, nie wieder deine auf den ersten Blick so kühle Haltung bewundern, hinter der das weichste und hilfsbereiteste Herz sich birgt. Wir fahren zusammen nach der Klinik Neuwittelsbach zu Clés Vetter Erwein Schönborn, den ich nach seinen Briefen nur leicht erkrankt wähnte und den ich zu meinem Entsetzen in furchtbarer Veränderung wiederfinde – zum Skelett abgemagert, vom Tode gezeichnet wie Clé, mit dem er, der sonst zu Ironie und sogar zu Zynismus Neigende, heute in einem mir neuen, nie gehörten Tone plaudert: im Tone zarter brüderlicher Rücksichtnahme, in jener behutsamen und melancholischen Entblössung der Herzen, in der Geschwister bei einer Trennung fürs Leben sich gegenüber sitzen. Ich also werde beide Männer verlieren, die mir Gefährten und Freunde, Vorbilder einer in Deutschland fast versunkenen edelmännischen

Haltung geworden waren. Männer von Weitblick und Welt, weitherzige und grossartige Menschenfreunde, die erhofften Gefährten bei der kommenden Arbeit an einem neuen, von den Fundamenten aus neu aufzuführenden Deutschland.

Draussen die unbarmherzige Lebensfülle des Sommers und das brutale Lärmen der ehemals von uns so geliebten und nun so fremd gewordenen Stadt . . . hier bei den Sterbenden der zarte Ton uneingestandenem Leidens, uneingestandener Hoffnungslosigkeit, die wehmutsvolle Rückschau auf unsere gemeinsamen Erlebnisse, auf unsere Skiabenteuer, Symposien und geselligen Freuden. Ich kehre heim, tief vereinsamt und unsäglich verarmt. Es ist, als ginge aus der Welt alles Licht. Haben Sie je es gesehen, wenn von einer Sandbank die ablaufende See weiter und weiter sich zurückzieht, und nie wieder wird eine Flut kommen, niemals? Es ist, als würde die Sonne kleiner, als verlöschten, einer nach dem anderen, auch die Sterne!

Denn, so glaube ich, die Seligen kennen das Geheimnis in Gottes Tun mit seinen Kindern. Joseph Conrad: «Das Ende vom Lied», das Martyrium des erblindenden Kapitäns Whalley. Joseph Conrad, dessen Werke – ich brauche es wohl kaum zu sagen – Herr Joseph Goebbels auf den Index gesetzt hat.

Ich aber habe mich heute verloren an diese kobaltene Sommernacht, an die eisige Einsamkeit der fernen Welten, an Gottes noch ferneren Himmelssaal und an das grosse Buch der Weisheiten, in dem die Freunde nun bald blättern werden. Einsamkeit und die wachsende Erkenntnis von der Notwendigkeit . . . oh, von der zukunftsägenden Fruchtbarkeit einsamen Leidens inmitten eines vom Satan befallenen Volkes. Einsamkeit und als letzte Lebenschance die Aussicht auf einen bekennden und getreuen Tod. Ihr aber, die ihr noch die komfortable, die tönende Welt von gestern bewohnt: wisst ihr eigentlich von unserer Lebensnacht, wisst ihr, dass der Weg zum Absoluten durch das tiefe Tal des Leides führt, und wisst ihr, dass es unser Leiden und Bekennen ist, das allein die Saat für den neuen Tag streut?

30. Oktober 1942

Das erste Bombardement von München sehe ich von den Hotelzimmern in Alt-Ötting, wohin ich mich zum Studium der dort liegenden Tilly-Akten begeben habe: ein hässlich rotes Aufleuchten, das der herbstlichen Vollmondnacht trotz . . . fern dumpfe Aufschläge, von denen man sich errechnet, dass sie, bei einer Entfernung von achtzig Kilometern, Bomben bezeichnen, die an Ort und Stelle vor nahezu drei Minuten eingeschlagen haben, und dass die von ihnen Getroffenen sich

seit ebenso langer Zeit in ihren Todesqualen winden. Schliesslich ist der ganze Westhimmel ein einziger gigantischer Feuerchein, und man spricht in den nächsten Tagen von phantastischen Verlusten, die durch die vielen Erstickungen bedingt sind. Noch nach fünf Tagen gräbt man Leute aus, die tief in den Kellern, eingezwängt von Schutt und zerborstenen Balken, dort ausgeharrt haben . . . Tote auch, auf deren Zügen noch das Stigma der Todesqual zu sehn ist. Da die Bonzokratie der Gau-, Kreis-, Reichs- und sonstigen Leiter in Solln ihren eigenen, luxuriös ausgestatteten Unterstand hat und dieser Umstand den Engländern offenbar bekanntgeworden ist, geht über dem unglücklichen Vorort ein verdreifachter Segen nieder, und Werner Bergengruen, der dort wohnt, verliert in seinem Häuschen all seine Manuskripte, seine Sammlungen, seine gesamte Habe. Man sieht ihn am nächsten Tage in einem Zustande, der sich aus Schock und Galgenhumor zusammensetzen mag, auf dem schwelenden Schutt sitzen und den Gaffern, die dort herumstehn, die Überbleibsel seines Besitzes anbieten: eine römische Fibel, eine gerettete kleine Bronze, ein paar kleine Chinoiserien vielleicht. Dies alles neben einem selbstgeschriebenen Plakat, das da besagt, es verkaufe hier ein deutscher Dichter die Trümmer seines Besitzes. Die Polizei will ihn vertreiben, muss aber, da er sehr energisch sich zur Wehr setzt und das Publikum zu murren beginnt, unverrichtetersache wieder abziehn. Herr Hitler, der in jener Nacht in München war, ist noch, ehe man der *misera plebs* das Alarmzeichen gab, in seinem eigens für ihn gebauten, mit Teppichen, Bädern und angeblich sogar einem Kino ausgestatteten Unterstand verschwunden – während hundert und aber hundert Verschüttete um das bisschen ihnen verbliebene Atemluft rangen, mag er sich dort Filme angeschaut haben. Natürlich lässt er in den nächsten Tagen verkünden, es werde alles weit schöner aufgebaut werden . . . vermutlich also wird, wenn ein kanadischer Jüngling die Frauenkirche in einen Schutthaufen verwandeln sollte, Herr Speer es sein, der uns hinweghilft über den Verlust unserer Kathedralen. Wobei ich übrigens annehme, dass er, der seinen Namen architektonisch zu verewigen wünscht, insgeheim sich über das Verschwinden jener gotischen Heiligtümer freut. Hat er nicht gedroht, die Theatinerkirche, die Hofgartenarkaden, das Leuchtenbergpalais verschwinden zu lassen, um Platz für eine Monstreoper zu schaffen . . . sollten wir hier im Chiemgau nicht mit einer Führerschule . . . einer Art Reichskanzlergestüt, beglückt werden, die mit ihrer anderthalb Kilometer langen Front das bukolische Ostufer des friedlichen Sees unter ihren Steinmassen, mit ihrem hundertunddreissig Meter hohen Turm erdrückt hätte . . . dies alles unter stillschweigender Duldung

seiner Leibarchitekten? Mit der satanischen Borniertheit des Gezeichneten hasst er alles, was im Gegensatz zu ihm gerade und gesund gewachsen ist, mit dem Hass des im unehrlichen Bette Gezeugten alles, was zu den Kronjuwelen unserer Vergangenheit gehört und sich herausnimmt, nicht seiner Eitelkeit zu frönen. Und sagen wir, im Aspekt dieses boshafte Gorillas, wirklich zu viel, wenn wir uns als die Gefangenen eines von der Kette losgekommenen Neandertalers betrachten?

Und so vegetieren wir weiter, unser Leben der Schande, unser Leben der Ehrlosigkeit, unser Leben der Lüge, unser Leben, dessen Protest, bei dieser feigen Bourgeoisie wenigstens, sich in den bekannten Witzen über das Regime erschöpft und das im Übrigen seine Tage von Propaganda fristet.

Jüngst auf die bekannten, von Goebbels in Umlauf gesetzten Zeitungsartikel hin, erscheint bei mir eine verängstigte und tränenüberströmte Eläuslerin und fragt mich, was sie um Jesu willen nur mit ihren Kindern anfangen werde, da ja alle, wie man jüngst gelesen habe, in eine englische, amerikanische oder russische Zwangserziehung verschleppt werden sollen. *Nota bene*, die Frau hat vor einiger Zeit ein paar gute Jahre als Wäscherin in Amerika gelebt, sie spricht noch heute leidlich englisch, bewahrt an Boston ein paar freundliche Erinnerungen auf und fällt trotzdem auf diese Tatarennachrichten herein. Und nachgerade ist es so, als sei dieses gestern noch intelligente und kritische Volk von einer schaurigen Epidemie der Verdummung befallen, in der es alles glaubt, was man ihm mit dem nötigen Aplomb einredet. Jüngst hat Herr Goebbels, ohne das Gelächter der stupiden Massen zu erregen, die Behauptung wagen dürfen, es sei letzthin dieser sogenannte Führer in irgendeiner Stadt erschienen, ohne sein Kommen anzukündigen . . . gleichwohl, kraft irgendeiner von ihm ausgehenden Erleuchtung, habe man sein Kommen gehnt, und es habe die ganze Stadt ihn erwartet. Und das, was gestern, hätte es ein wilhelminischer oder Weimarer Minister sich geleistet, den Verbreiter unmöglich gemacht hätte und was ihn an seiner Lächerlichkeit hätte sterben lassen: es wird, durch den Rundfunk verbreitet, geglaubt und hingenommen, ohne dass jemand zu lächeln wagt. Geglaubt wird alles, was mit dem nötigen Aplomb heute gedruckt, gefunkt, öffentlich proklamiert wird. Liesse heute Herr Göring einen seiner Jagdhunde mit dem nötigen Trompetenschall zum König von Bayern proklamieren – ich glaube, dieses Volk, das gestern noch so eifersüchtig über seiner Eigenart und seinem Gegensatz zu dem norddeutschen Termitenhaufen wachte: es schrie Hurra und huldigte einem Köter. Dabei liegt irgendetwas unheimlich Erwartungsvolles in der Luft, und nachgerade ist

es so, als empöre sich mit der geknebelten Wahrheit die gesamte Physis. Seit neun Jahren, genau seit dem Beginn der Hitlerei, sind die Sommer nur mehr kalendermässige Begriffe und überschwemmen uns mit den Wasserstürzen der Sintflut. Seit Jahren missraten die Weinernten, die Botaniker behaupten, dass gewisse Pflanzen, die sonst im Herbst blühen, dies jetzt im Frühjahr tun, während wir Frühlingsblumen jetzt im Spätherbst blühend antreffen – Zoologen, die an der Ostfront am Kuban stehn, berichten mir, dass tropische, sonst in Indien beheimatete Giftschlangen bis in die Wolgagegend, bis an die Schwelle Europas sich vorgeschoben haben. So ist alles verstört, alles aus seiner gewohnten Ordnung geworfen – und was ist dieser Aussatz, der die deutsche Erde befallen hat, anderes als ein ekelhaftes Symptom?

Clé starb im August seinen schweren bitteren Tod, in der Agonie kläglich nach seinem in England lebenden, von ihm besonders geliebten Bruder rufend. Acht Wochen vorher, während ein schweres Gewitter über dem kleinen Haus am Pilsensee stand, hatte er mir mit den jämmerlich abgemagerten Fingern aus seiner Oper Li Tai-Pe meine Lieblingsstelle, jenes melancholische Lied vom Kormoran, vorgespielt. Ich sass neben ihm. Mitten im Spiel, als wolle die Natur uns trennen, schoss das blaue Feuer eines in die Leitungen schlagenden Blitzes zwischen uns hindurch, es erlosch das Licht, die Sicherungen lagen in Scherben herum. Nun warte ich täglich auf die Todesnachricht seines Veters, Erwein von Schönborn, der in München in der Agonie liegt.

Gestern, mit H. über die an der Ostfront vorgefallenen Greuel im Besonderen und über die wechselnden Formen der menschlichen Roheit sprechend, erinnerte ich mich eines Erlebnisses, das mir noch heute, nach nahezu vierzig Jahren, in all seinen grauenhaften Einzelheiten schreckhaft vor Augen steht. Ich war noch Fähnrich, verlebte einen kurzen Urlaub in Königsberg, als mich einer meiner ehemaligen Schulkameraden, ein junger Mediziner, in die Anatomie führte. Es waren Universitätsferien, und die fettigen Sektionstische waren leer bis auf einen, an dem ein alter Diener, der mit seinem schmutzigen grauen Vollbart wie der Lear einer Provinzbühne aussah, eben sich anschickte, von einem eben erst eingelieferten Leichnam den von einem Pistolenschuss ganz und gar zerschmetterten Kopf abzulösen.

Ich entfloh sofort in den Korridor, hörte aber von dem Alten, der uns mit seinem fettigen Messer wie ein Vampir verfolgte, die Vorgeschichte dieses Toten. Es war ein homosexueller Apotheker, der, erpresst von seinem männlichen Amant, zuerst diesen Plagegeist, dann sich selbst erschossen hatte und nun, ein Geächteter und Verlassener, in der Anatomie gelandet war.

Ein zynischer Zufall führte zwei Jahre später mich jungen Medizinstudenten zum zweiten Male gerade mit diesem furchtbaren Toten zusammen, als ich in der nämlichen Anatomie mit meinen ersten Präparierversuchen beginnen sollte. Nur zu gut erkannte ich dieses livide Fleisch, dem noch die Erinnerung an ein mesquines Laster und an ein klägliches und apokryphes Ende anhaftete, und soweit noch ein Zweifel obwaltete, wurde er mir durch diesen grässlichen alten Diener behoben, der ja über jede dieser armen und geschändeten Menschenpuppen Journal führte. Und nie werde ich sie vergessen, diese erste Berührung meiner Hand mit dieser mazerierten Haut, den ersten Schnitt, den ich in dieses Fleisch tat. Ich sah mich um: mit mir, an der nämlichen Leiche standen mit ihren ehrlichen Knabengesichtern drei andere junge Leute, standen vor dem nämlichen Problem, das von ihnen die Niederkämpfung von Ekel und Grauen heischte . . . der ganze Saal mit seinen ekelhaften Tischen war angefüllt mit solchen Knaben, die, eben erst der humanistischen Zucht, den Iliasversen und der Platolektüre entronnen, nun vor dem nämlichen Absprung in den Brodern der Auflösung standen . . .

Gewiss, er gelang uns, dieser Absprung, und dafür, dass er gelang, sorgten die ironischen Gesichter der Prosektoren und Assistenten und die noch ironischeren der älteren Kommilitonen – ich entsinne mich nur eines einzigen, der das Messer fortwarf und nie wiederkam. Alles Übrige griff zu und begann mit der Arbeit, begann sie mit einer schändlichen Metamorphose, der jeder sich unterwarf und die mir heute wiedergekommen ist, als quälende und beschämende Erinnerung. Ich zweifle nicht daran, dass dies alles doch wohlgesittete Söhne eines damals noch unangefochtenen Bürgertums waren, ich stehe mit diesem und mit jenem heute noch in Briefwechsel und weiss, dass sie in ihren Mussestunden Baudelaireverse lesen, mit Freuden gelegentlich ein Streichquartett spielen und die heute die Welt erfüllenden Orgien der Roheit nicht weniger verabscheuen, als ich es tue . . .

Damals aber – was blieb uns übrig, als mit Zynismus das Grauen zu übertönen? Im Augenblick, wo wir den ersten Griff und den ersten Schnitt getan hatten, war der ganze Saal angefüllt mit Zoten, mit frech gepfiffenen Gassenhauern und einem Gelächter, das verwegen klingen sollte und doch nur krampfhaft klang und gequält. Es blieb mit uns allen so durch Wochen, und noch heute, nach fast einem halben Jahrhundert, kann ich mich ihrer nur mit Scham erinnern. Von Tag zu Tag glitt während unserer makabren Arbeit unsere Unterhaltung tiefer in die Zote hinab, von Tag zu Tag wurden verwegener und grausamere Scherze mit diesen Toten getrieben, denen man – arme wehrlose Puppen – die lasziven und obszönen

Körperstellungen eines längst hinter ihnen liegenden Lebens gab. Es waren die einzigen Wochen meines Lebens, in denen mir dieses Dasein nur als ein armes Spiel roher und gewalttätiger Zufallskräfte, eine trübe Komödie zwischen der Zeugung *inter faeces et urinas* und dem morosen Ende im Stil der Wozzek-Tragödie erschien. Ganz gewiss kamen die Zeiten, wo meine Augen von Neuem sich auftaten und ich erkannte, dass dies alles ja nur eine geheime, gegen das Grauen errichtete Schutzwehr gewesen war. Was aber steigt nun von neuem auf aus dem Grabe, in dem wir die Barbarei schlummernd wähten, welch gespenstischer Zug flattert über den trüben Himmel dieser Spätherbsttage? Aus Paris kommt die Nachricht, dass man die Erde des Père-Lachaise nach Heines Gebeinen durchwühlt und, da man nichts mehr fand, wenigstens den Humus des Grabes in alle Himmelsrichtungen verstreut hat . . . Ein örtlicher Gewährsmann erzählte mir jüngst von dem Ende des Herrn von Kahr, den SS-Bestien auf dem Hof des Münchner Marienbadhotels mit Stiefelabsätzen tottraten: zwanzigjährige Burschen einen siebzigjährigen alten Mann. Und H., mit dem ich heute über die menschliche Roheit geplaudert habe? Er kommt eben von der Ostfront her und hat jenes Massaker miterlebt, in dem man in K. dreissigtausend Juden abschlachtete . . .

An einem einzigen Tage, in einer knappen Stunde, und da die Maschinengewehrmunition nicht ausreichte, nahm man Flammenwerfer zur Hilfe, und aus der ganzen Stadt, um dies Spektakel anzusehn, drängte sich dienstfreie Mannschaft herzu: junge Burschen mit Milchgesichtern . . . Menschenkinder, die auch einmal, vor neunzehn oder zwanzig Jahren, in einer Wiege gelegen und jauchzend nach einem bunten Sonnenkringel gehascht hatten! O Schmach, o Leben ohne Ehre, o dünne Rinde, die uns trennt von dem verborgnen Erdenkern, in dem des Satans düstre Feuer lohen!

Bei euch drüben hochmütiges Richten und bei uns einsamahnungsvolles Leiden, bei euch höhnischer Hinweis auf die mangelnde Auflehnung, und bei uns das Wissen um die ungehört in schmutzigen Kerkern erstickten Proteste, um nutzlos verspritztes Märtyrerblut, um unbekannte Corday-Taten! Satan ist los von der Kette, und Gott selbst war es, der ihn befreite. «Und der Herr wird ihm grosse Macht geben.» Und wir ahnen nur, weswegen er es tat und weswegen er dieses Land als Bühne wählte und was hinter seinen Schleiern unserer wartet.

Noch aber ist tiefe Nacht über uns, und wir leiden, wie ihr in eurer Todesstunde nicht leiden werdet.

Wehe dem, der unsrer zu spotten wagt.

Ich war an jenem trüben, hinter uns liegenden Novembertag erschüttert über die Geschwindigkeit, mit der sich damals binnen einer Stunde, allen Abhörverboten zum Trotz, die Nachricht von der anglo-amerikanischen Landung in Afrika verbreitet hatte, und ich war noch erschütterter von der Wirkung, die sie auslöste. Jeder nämlich fühlte wohl, dass sie die Wende des Kriegsglückes und die Niederlage des eigenen Landes bedeutet, und in Bayern zumal hätte man Ursache gehabt zur Besorgnis über dieses Kriegstheater, das sich morgen den Alpen nähern musste . . .

Und trotzdem sah ich das ganze Dorf, nein, eigentlich wohl den ganzen Chiemgau in einem Zustand, als habe jeder eine Flasche Champagner getrunken. Der Gang der Leute war plötzlich aufrechter, und die Gesichter strahlten, und nachgerade war es wie nach einem langen Winter, wenn der erste Föhn in die Eiswüste bläst. Jeder merkte, dass plötzlich eine gespenstische Hand den Nazis die Belsazarschrift an die Wand gemalt hatte, und eben dieser Eindruck tat sich bei den Bösen ebenso kund wie bei den Guten. Der Schulmeister, der hier, wie alle seines Berufes, Hauptträger der nazistischen Heilslehre war, grüsste plötzlich mit demonstrativem «Grüss Gott», der Ortsgruppenleiter bat in einer eigens einberufenen Versammlung, man solle ihm doch um Gottes willen nicht immer mit Anzünden seines Hofes drohen, weil er doch nur seine von der Partei ausgegebenen Ordres ausgeführt habe. So wirkte sich jener Schicksalstag auf dem Dorfe aus. Aus Herrn Hitlers Rede schrie, allen Rodomontaden zum Trotz, die Angst. Vorbei sind die Tage, da man sich nicht entblödete, ihn als Heiland zu porträtieren, vorbei die Zeiten, da man, wie es in preussisch-protestantischen Kirchen tatsächlich geschehen ist, sein Porträt, dieses Abbild des Dorian Gray, nebst seinem Buch, diesem Dienstmädchen-Machiavell, auf den Altar stellte. Zerrissen ist der Nimbus der Gottähnlichkeit, langsam beginnt die Kanaille die Rechnung zu präsentieren für den grossen an ihr verübten Betrug. Schadenfreude ist auf allen Gesichtern, über Nacht haben sich alle Bande frommer Scheu gelöst. Über Nacht sind von den Rockrabatten die Parteiabzeichen verschwunden, in den Ämtern ist es nun gang und gäbe, dass Beamte, die vor Jahren wegen Aufsässigkeit gegen die Partei bestraft worden sind, sich dieses Faktum amtlich bestätigen lassen. In der Nähe lädt eine Schlichtungskommission einen Bauern vor, dem man für eine «wehrwirtschaftliche» Anlage ein Stück Land enteignet hat . . . ohne zu bezahlen, versteht sich. Der Mann, von einem Wutanfall gepackt, nennt den Schlichtungsausschuss eine Lumpenbande, die Regierung eine Horde von Gaunern und ihn, den Herrlich-

sten von allen, wortwörtlich einen «spinneten Zwetschenkrampus»). Dann schlägt er hinter sich die Türe zu. Man ist über diese schon seit Jahren in Deutschland nicht mehr gehörte Sprache so perplex, dass man den Mann laufenlässt. Inzwischen geht es uns gut in Deutschland . . . oh, besser von einem Tag zum anderen. In den Lazaretten beginnt es an Chloroform und Morphium zu fehlen, die Ärzte beklagen sich über Verwundetentransporte, die in eiskalten Eisenbahnloren auf stinkendem Stroh ankommen. In Berlin ist, weil das Insulin ausging, eine ganze Garnitur Diabetiker eingegangen.

Ich lese die Memoiren des deutschen Kronprinzen über 1870 bis 1871 und bin wieder einmal tief erschüttert über die Neben-umstände der damaligen Reichsgründung . . .

Über den Blankobrief, den Ludwig II. bei Bismarck bestellte, über die Zerfahrenheit und die schnoddrige Sprache, in der man über die Reichsemlerne berät, als handle es sich um die Fabrikmarke eines neuen Mittels gegen Haarausfall . . . über Bismarck, der bei dieser Gelegenheit äusserte, «seinetwegen könnten die neuen Reichsfarben *grüngelb und Tanzvergnügen*» sein. Entsteht so ein Reich, ist dies die Stunde einer nationalen Wiedergeburt? So gründet man eine neue Kaffee-Exportfirma, so beraten künftige Kompagnons über die Statuten einer Offenen Handelsgesellschaft, so wird allenfalls ein wirtschaftlicher Zweckverband hastig zusammengenagelt, der sich fürderhin krampfhaft bemüht, ein Reich zu sein! Und überall in diesen Tagebüchern die Unbesonnenheit und die Arroganz des prinzlichen Verfassers, in dem man schon den unglückseligen Sohn ahnt, und überall im Hintergrund diese plötzlich über die Deutschen gekommene Unsolidität, die keimende Raffgier des Gründerschwindels, die zynische Verleugnung einer grossen geistigen Vergangenheit. Nichts von jenem geheimnisvollen Ideenkeim, den tief innerlich alle gesund gewachsenen Reiche bergen, nichts von jener tiefinnerlichen Herzenskammer, in der alle gesund gewachsenen Staaten etwas horten, was «nicht von dieser Welt» ist. Ein bisschen Burschenschafterrromantik und Turnvater Jahn, ein bisschen Hegel und eine tüchtige Portion Friedrich List – dies alles zusammengehalten durch die einer ganzen Generation gemeinsame Gier, möglichst rasch und möglichst mühelos reich zu werden. Entsprang die Abneigung jenes vornehmen königlichen Herrn, der diesen Kaisertitel perhorreszierte, nicht einem urgesunden Instinkt, waren es innerhalb meiner grossväterlichen Generation nur reaktionäre Querköpfe, die achselzuckend diese neue Firma negierten? Diese preussische Reichsgründung entsprang der Herrschsucht und der Arroganz einer Kolonie, die sich am Mutterland vergriffen hatte, und schon aus diesem Grunde konnte es kein gutes Ende damit nehmen.

Skandale vom ersten Lebenstage an . . . Gründerkrach, verlorener Kulturkampf, Kaiserattentate, missglücktes Sozialistengesetz, gedoppeltes Kaisersterben, und schon nach achtzehn Jahren, am Lebensende dieses unglückseligen Memoirenschreibers, eine gespenstische Jagd hamletischer Szenen: ein deutscher Kaiser, der wenige Tage vor seinem Tode um ein Haar im Strassengraben erstickt wäre und dem gerade noch im letzten Augenblick ein vorüberfahrender Droschkenkutscher die verstopfte Kanüle aus dem Hals reisst . . . der neue Kaiser, der seine Regierung mit der Verhaftung der eigenen Mutter beginnt ... die Bestattung jenes unglücklichen Toten endlich, bei welcher der die grosse Staatsfahne dem Sarg vorantragende Adjutant gestützt werden muss, weil er total betrunken ist, und der grosse Bismarck in seiner alten Scheu vor Erkältungen eine blonde Perücke aufsetzt, um an diesem eiskalten Junitage barhaupt dem Toten folgen zu können. So geht es nur zu, wenn die beleidigten Götter zürnen. («Es ist nicht und es wird auch nimmer gut»), heisst es im Hamlet.

In Pr. besuche ich einen uralten dort noch lebenden Lakaien, der als blutjunger Mensch unmittelbar vor der Königskatastrophe noch bei Ludwig II. Dienste getan hat und, wie seltsamerweise noch alle mir je begegneten Männer aus der unmittelbaren Umgebung, nicht von der Hypothese abzubringen ist, dass der König gar nicht geisteskrank gewesen und eben nur einer Berliner Intrige geopfert worden sei: er selbst will in jenen Tagen auf Schloss Berg dem erregten Disput zweier Ärzte beigewohnt haben, die sich gegenseitig eine Fälschung der psychiatrischen Diagnose vorwarfen. Ohne Partei nehmen zu wollen: mir ist von jeher die unverkennbare Animosität aufgefallen, mit der damals Gudden gehandelt hat, der nämliche Gudden, der sich schon Monate vor der Katastrophe in seinen Kollegs maliziöse Bemerkungen über den König erlaubte und bei der Inhaftierung des Königs eine höchst peinlich wirkende Schadenfreude, das Machtgefühl eines zum Königsbändiger gewordenen Irrenarztes, nicht hat verhehlen können. Übrigens entstammt die Keimzelle, aus der die Psychose der Könige Ludwig und Otto sich entwickelte, keineswegs, wie man das in Norddeutschland darzustellen beliebt, «den ewigen Kreuz- und Querheiraten zwischen Wittelsbach und Habsburg und der daraus sich ergebenden Inzucht». Sie leitet sich vielmehr von jener Lues her, die der Grossvater beider Könige, Prinz Wilhelm der Ältere von Preussen, aus den Freiheitskriegen mitgebracht hatte und über seine Tochter, die Königin Marie von Bayern, auf seine beiden Enkel in Form der verdorbenen Keimanlage vererbte. Es handelt sich also keineswegs um ein bayrisches Gewächs, sondern durchaus um Berliner Importware. Geisteskrank übrigens oder nicht

geisteskrank: kaum ein europäischer Monarch der Neuzeit lebt heute noch so stark jenseits des Grabes weiter wie eben Ludwig II., und wie man ihn 1918 in den Tagen der Revolution plötzlich wiederkehren glaubte, so sieht man ihn heute noch, in der Legende nicht nur der Bauern, in Winternächten durchs Wettersteingebirge jagen in gespenstischer Schlittenfahrt.

Ich selbst übrigens, der ich ja in den letzten Jahren allzuoft in meinem Bekanntenkreis den Tod einkehren sah, verzeichne ein Erlebnis, das mich immerhin nachdenklich stimmt. Vorausgeschickt sei, dass mein Gutshaus, ein sehr einsam gelegener und über sechshundert Jahre alter Bau, ringsum als Spukhaus bekannt ist mit seinem rätselhaften Gepolter und seinem gespenstischen Mönch, der, über den Fluss schwebend, plötzlich in den Fenstern meines Speisezimmers erscheinen soll.

Ich habe ihn natürlich nie gesehn. Ich habe es wohl beobachtet, dass es in meinem Hause herumrumorte, dass es mit Kegelkugeln über den Boden zu rollen schien und dass das elektrische Licht mitten in der Nacht anging und aus undurchsichtigen Gründen sich plötzlich die Tür meines Schlafzimmers öffnete: ich hab's in der üblichen Weise auf das nächtliche Toben von Katzen, auf einen Schlotterkontakt, auf ein verdorbenes Schloss zurückgeführt und mich von diesen Dingen nie allzusehr beeindrucken lassen.

Jetzt aber versetzt etwas Neues und Unangenehmeres meine Hausgenossen in Bestürzung. Seit dem letzten Herbst nämlich, seit in den Bezirken meines Lebens der Tod so reiche Ernte hielt, spüren wir alle unabhängig voneinander in jenem Dachzimmer, das von jeher als Ausgangspunkt aller Spukerscheinungen verrufen war, einen abscheulichen Leichengeruch. Er beschränkt sich dabei keineswegs auf dieses Zimmer, sondern wandert im ganzen Haus herum, verschwindet oben, taucht plötzlich im Erdgeschoss auf, um von dort wieder in der Mitteletage sich bemerkbar zu machen. Es kann sich unmöglich um Autosuggestion handeln, da ahnungslose Münchner Gäste, die in ihr Fremdenzimmer geführt werden, in der ersten Minute ihrer Anwesenheit uns darauf aufmerksam machen, dass es penetrant nach Verwesung röche. Natürlich denken wir sofort an tote Mäuse, die in Matratzen und selbst unter den Dielen verfaulen könnten. Natürlich wird alles auf das sorgfältigste nachgesehn, ohne dass irgendetwas zu finden gewesen wäre. Das Tollste: der Geruch beginnt schliesslich uns zu foppen und auf unerklärliche Weise innerhalb eines Zimmers herumzuwandern. Im Zimmer selbst ist er nicht mehr wahrzunehmen, dafür springt er von einem Gegenstand zum anderen, haftet bald an einzelnen Stühlen, bald an einer doch wahrhaftig leicht zu übersehenden Glühbirne, verschwindet

dort, um sich plötzlich an meinem Cellobogen festzusetzen. Wir finden nichts, müssen es dulden. Als das alljährliche Seelenamt für alle meine toten Freunde gehalten ist, verschwindet urplötzlich das gesamte, von gut und gern zehn Personen beobachtete Phänomen. Ich verzeichne es auf die Gefahr hin, von allen möglichen intellektuellen Hornbrillen verlacht zu werden. Übrigens schreibt mir Gwosdinski, dessen Wohnung letzthin durch Bombenwurf vom Dachfirst bis zur Kellersohle zerstört wurde, es habe einige Tage vor der Katastrophe sein Kätzchen, ein junges, von allen heiss geliebtes Tier, ein verändertes Wesen an den Tag gelegt, habe den Kopf hängen lassen und ohne erkennbaren Grund kläglich gemaunzt. In der Bombennacht gelingt es wohl, das arme Kätzchen ins Freie zu bringen, doch reisst es sich plötzlich, unentwegt auf die Flammen wie auf eine den anderen unsichtbare Vision starrend, von seinem Herrn los, stürzt sich in den Feuerwirbel und wird auch nach Erkalten des Brandes nicht mehr gefunden. Auch dies verzeichne ich, ohne Stellung zu nehmen. Ich selbst habe vor nicht allzulanger Zeit ein Erlebnis gehabt, das ich mir ohne transzendente Zusammenhänge nicht recht erklären kann. Ich selbst hatte als junger Mensch die Aufmerksamkeit des grossen Konservativen v. Heydebrandt erregt, der ein Reichstagskoll'ege meines Vaters war. Ich hatte ihn, als er sich im Herbst 1918 von der politischen Arena zurückzog, aus den Augen verloren und dachte seiner erstmalig, als ich in einer Octobernacht des Jahres 1924 träumte, er sei gestorben. Einige Stunden später habe ich tatsächlich die Nachricht von seinem Ableben erhalten. Was übrigens Herrn Hitler betrifft, so zersprang ihm vor meinen sehenden Augen bei der Grundsteinlegung zum Hause der Deutschen Kunst der für die drei traditionellen Schläge überreichte Hammer. Der Hammerkörper trennte sich vom Griff und flog so weit fort, dass er im allgemeinen Gedränge der Gäste sich nicht mehr auffinden liess, und deutlich sah man's dem abergläubischen Hysteriker an, wie tief das üble Omen ihn beeindruckte.

Wir auf der anderen Seite des Spieles Stehenden nahmen es für ein günstiges Omen und hofften damals schon auf einen baldigen Zusammenbruch. Wir haben mehr als zehn Jahre warten müssen, unsere Haare sind ergraut vor Gram und Kummer, wir haben uns vergiftet mit jenem tödlichen und unversöhnlichen Hass, der lieber stirbt, als auf den Untergang des Gegners verzichtet. Wir haben recht behalten, wir haben gesiegt um den Preis unserer besten Jahre und gleichen mit diesem Hass am Ende jenen Bienen, die die Anwendung ihres Stachels mit dem Leben bezahlen müssen. Gib'ts aber einen unter uns, der ein freundliches und von Prosperität getra-

genes Leben unter Hitler und einem auf Tränen, Diebstahl und Mord gegründeten Wohlstand dieser Wendung der Dinge vorgezogen hätte? Ich kenne keinen! Ich kenne unter meinen Freunden und Kampfgenossen nur Unversöhnbare – nur solche, die zehnmal lieber stürben, als den Triumph dieser Missgeburt zu ertragen . . . nur solche, die lieber mit Gott weinen, als dass sie lachen wollten mit dem Satan! Es ist zu Ende gelacht, und ich glaube, er weiss es selbst, dass es ein Ende hat – kein heroisches Ende, sondern ein schmutziges Ende in Schmach und Schande und im Hohngelächter der Mitwelt! Geschichte duldet es wohl manchmal, dass der Gernegross an den Hebeln ihrer Maschinerie herumspielt, sie duldet es eine Weile und scheint sich nicht zu regen. Bis plötzlich ihr Räderwerk sich dennoch in Bewegung setzt und zu rasen beginnt, und schliesslich zermalmt es den Vorwitzigen. Stalingrad – seit ER nun in der Welt in jenem Zustande dasteht, den der Franzose *cul nu* nennt, zirkuliert in dieser Volke ein Wort, und es richtet grösseren Schaden an, als es die Propaganda der Gegenseite je zu tun vermöchte: «Gröfaz.» Das ist nun sein Spitzname. Gröfaz, das bedeutet in der landesüblichen Abkürzung «Grösster Feldherr aller Zeiten»: Gröfaz. Es kann ein armseliger Hysteriker der Welt wohl eine Weile vor-machen, er sei der grosse Alexander. Da kommt die Geschichte und reisst ihm die Maske vom Gesicht. . . Und siehe, es ist der Gerber Kleon, der sichtbar wird. Gröfaz .. .

März 1943

Dass das verwundete Tier nach den Hiobsbotschaften von Stalingrad noch einmal um sich hauen und Terror auf uns loslassen werde, war zu erwarten.

Was Herrn Himmler angeht, so bin ich ihm ein einziges Mal persönlich begegnet, zusammen mit unserem toten Clé, als der Trubel der Neujahrsnacht von 1934 uns, sehr gegen unseren Willen, durch einen üblen Zufall in eine fragwürdige Gesellschaft verschlagen hatte. Damals also hielt es dieser, aus einer streng bürgerlichen Familie stammende und wie ein Gerichtsvollzieher aussehende Mann für geboten, mich in eine Ecke zu ziehen und mich zu fragen, wer Herr Arno Rechberg sei. Da nun Herr Rechberg, ein sehr reicher Mann und Maurer von hohen Graden, immerhin einer der Hauptakteure beim Sturz Seeckts und beim Zustandekommen von Locarno, ausserdem aber einer der unsichtbaren Hintermänner des Herrenklubs und des Kabinetts Papen gewesen ist, da ich ihn andererseits flüchtig kenne, so zog ich mich aus der peinlichen Situation mit der Gegenfrage, wie es eigentlich komme, dass er, der

Fouché des Dritten Reiches, bei seinen Informationen über eine so prépondérante Persönlichkeit just auf mich zurückgreifen müsse.

Mit seinen kurzichtigen Augen sah er mich erstaunt an. Ich glaube, dass er meine dialektische Volte schon deswegen nicht verstand, weil er nicht wusste, was dieser Fouché gewesen ist; und weil er sich nicht blamieren wollte, fragte er nicht weiter. Ich war sehr froh, ihn loszuwerden. Es war gerade dieses Subalterne und das Stigma der kleinbürgerlichen Herkunft, das ihn in der Kombination mit seinen todbringenden Vollmachten so furchtbar erscheinen liess: so ungefähr, streng bürokratischer Vollzugsbeamter der Unterwelt, muss auch Fouquier Tinville ausgesehen haben.

Nun also ist's dieser Mann, der sich langsam in den Vordergrund schiebt. Und so leben wir, wie man vor dem Thermidor gelebt haben mag – illegal, unterirdisch gewissermassen, jederzeit gewärtig der tödlichen Denunziation und des Henkerbeiles. Die Schnellgerichte unter dem Vorsitz von blutrünstigen und sadistischen Parteilakobinern arbeiten prompt, sie fällen Todesurteile auf Grund von fünfminütigen Verhandlungen. Sie stempeln auf die Akten die ominösen Worte «liquidieren und verschrotten» (was Hinrichtung und Vermögensbeschlagnahme bedeutet) ; der Angeklagte wird zu einer Hintertür hinausgeschoben, hinter der mit seiner Apparatur schon der Henker wartet: in einer Viertelstunde ist alles vorbei, Verhandlungen sowohl wie Strafvollzug. So geht sie dann auf hohen Touren, die Guillotine, und in den Anatomien häufen sich die Kadaver der Dekapitierten dermassen, dass die Direktoren einen weiteren Zuzug dieser stummen Gäste ablehnen. Man köpft für Bagatellen, man köpft für Zweifel am guten Ausgang dieses für jeden Einsichtigen längst verlorenen Krieges, man köpft wegen einer zurückbehaltenen Pfundnote, und man köpft natürlich besonders gern wegen jeder Beleidigung des grössten Feldherrn aller Zeiten. Wegen Beleidigung dieses auf dem Obersalzberg sitzenden *Caesar divus augustus*, der sich noch im vorigen Jahre vor den hörenden Ohren eines meiner Bekannten den «modernen Scipio Africanus» genannt hat und der einen Wutanfall bekommt, sowie jemand an seiner Gottähnlichkeit zweifelt. So, als Lord Oberrichter, verwandelt er Urteile, die bis dahin wegen «Lächerlichmachen des Führers» auf sechs Wochen Haft lauteten, in Todesurteile. Wir haben nun, wie mir jüngst einer der Traunsteiner Staatsanwälte sagte, elf Guillotinen in Deutschland; letzthin, als die Münchener defekt war, musste man sich aushilfsweise die Stuttgarter ausleihen.

So also wird fleissige Arbeit geleistet. Man köpft einen Pfälzer Anwalt, der seinen einzigen Sohn bat, er möge sich als Soldat

nicht unnötig exponieren, man köpft in Stuttgart einen vier- undsiebzigjährigen Bankdirektor, der im Altherrengespräch während einer Eisenbahnfahrt von der ungünstigen Kriegslage gesprochen hat . . . oh, man hat grausamerweise Herrn Christian Weber, dem gedoppelten Bordellbesitzer und Busenfreund des grössten Feldherrn aller Zeiten, eine seiner beiden Puffmütter geköpft, eine würdige Direktrice, deren ganzes Verbrechen darin bestand, dass sie, wahrscheinlich auf Weisung des Chefs, für die gebotenen Naturalgenüsse Devisenzahlung verlangt und von jeder Tageseinnahme sich einen kleinen Prozentsatz einbehalten hatte. Man rechnet allein für Berlin sechzehn und für Wien, wo sich der Preussenhass zur Weissglut gesteigert hat, sogar zwanzig Hinrichtungen für jede Woche. Der Henker hat allwöchentlich zwei *jours fixes*, an denen er Serienarbeit leistet, und da er ausser einem staatlichen Grundgehalt Tantiemen für den Einzelfall bezieht und auf diese Weise eine begehrte Partie darstellt, so sehe ich im Geiste bereits Zeitungsinsertate, wie sie der neudeutschen Kombination von Sentimentalität und Sadismus entspringen . . .

STAATSBAMTER

Uniformträger, in hochbezahlter, pensionsberechtigter Stellung, grosse, blonde, repräsentable Erscheinung, gemüthtiefer Naturfreund mit gefestigter Weltanschauung, sucht zwecks Eheanbahnung Korrespondenz mit anschmiegsamer Blondine. Nicht unter 1,70 m, nicht über 25 Jahre.

Gentleman prefers blonds. *Non olet:* alle die zahnbürstenblonden Ingrids, Wibkes, Astrids, Gudrunen und Isolden werden sich vor dem Metier des Herrn Gemahls nicht einmal die Nase zuhalten und auf dessen Staatsnotwendigkeit sich berufen. Ich übertreibe die Gesellschaftsfähigkeit des Henkers? Ich verzeichne den folgenden Vorfall, der sich jüngst in Wien ereignet hat. Dort lädt die aus den Glanzzeiten des Burgtheaters bekannte Tragödin M., die in der Nähe von Wien ein kleines Weinberghaus besitzt, von Zeit zu Zeit einen Kommissär ein, der ihr hier und da etwas Hamsterware besorgt. Dieser tüchtige Mann bringt letzthin, als man bei Windlichtern, Kaninchenfleisch und einem saueren Vöslauer ein kleines Festmahl feiert, einen «Bekanntem» mit, der sehr wortkarg und beinahe menschen-scheu erscheint, dem Menschenblick ausweicht und auf die Frage, ob er ständig in Wien wohne, in norddeutschem Dialekt sagt, er habe überhaupt keine feste Wohnung und habe nur des Öfteren hier zu tun: hinterher, als der Mann gegangen ist, stellt sich heraus, dass es der Henker in Person war, der als Gast an ihrem Tische gegessen hat.

Ich habe übrigens jüngst in München einer Schnellverhandlung beigewohnt, die, das Devisenvergehen eines fünfundsechzigjährigen Arztes aburteilend, nur zu einer achtjährigen Zuchthausstrafe, immerhin aber haarscharf an der Guillotine vorüberführte. Ein niederer, dunkler und muffiger Saal, von dessen verräucherter Wand eine versehentlich hängengebliebene Photographie des alten Regenten wie durch das Fenster einer anderen Welt hineinschaute, als Angeklagter ein verdatterter und demütig stotternder Greis, als Denunziantin und Hauptbelastungszeugin ein todschickes, hochblondes Flitscherl – Schweizerin nebenbei gesagt – und Wirtschaftsdame des Alten. Zwei Berufsrichter als Beisitzer, und als Präsidium mit verkniiffenem, ressentimentgeladenem Gesicht ein Biest, ein Unflat, ein aus den tiefsten Schlünden Niederbayerns entstiegener Parteilulle . . .

Nicht jener berüchtigte Mann namens Fuchs[^], der vor ein paar Tagen die Geschwister Scholl auf die Guillotine schickte und den wir morgen noch aus der Hölle vor unser Tribunal schleppen werden . . . ein Mann vielmehr, der mit Fug und Recht Rossdorfer heisst und gestern noch Rechtskonsulent und Winkeladvokat in Plattling gewesen ist.

Nun entlädt dieser Outsider sein in Jahrzehnten aufgebautes Ressentiment gegen die «Studierten», und dieser alte, von dieserh Schweizer Betthasen denunzierte Unglücksdoktor ist just das richtige Objekt für ihn. Die Verhandlung selbst vollzieht sich denn auch im D-Zugtempo, der blonde Betthase birst, als er seine Denunziantenaussage wiederholt, vor nationalsozialistischer Loyalität, der Greis stottert drei Worte, wird aber von dem Lord Oberrichter niedergebrüllt. Die beiden Beisitzer, mich erkennend und vor mir sich schämend, weichen meinem wohl etwas ironischen Blick aus, sie stellen, um sich den Anschein der Korrektheit zu geben, ein paar Fragen, die sich um Objektivität bemühen. Der Greis merkt die Wendung der Dinge, scheint Mut zu fassen und beginnt zu reden, wird aber sofort *knock out* geschlagen durch ein furchtbares Intermezzo . . .

Der weise und gerechte Richter nämlich, der bisher orthographisch zweifelhafte Schriftsätze für messerstechende Bauern und dörfliche Steuersünder geschmiert hat, schreit plötzlich das Wort «Quatsch!» in den Saal, donnert mit dem Aktenstapel auf den Tisch, zerdonnert so die Rede des Greises, läuft in seinem Zorn violett an und tut dann etwas, was vor ihm bestimmt noch kein Richter getan hat: er springt von seinem Sitz, läuft auf den alten Mann zu, hält ihm die geballte Faust unter die Nase und brüllt ihn an . . . «Sie, wenn Sie noch weiter so *saudumm* daherreden, klebe ich Ihnen eine!»

Womit die Beweisaufnahme abgeschlossen ist und der Angeklagte verurteilt werden kann. Zu acht Jahren Zuchthaus, was bei seinem vorgeschrittenen Alter mutmasslich den Tod hinter schwedischen Gardinen bedeutet. Ich gehe. Ich denke an jenes englische Parlamentsgericht, das den angeklagten Karl Stuart aus Ehrfurcht vor dem einstigen Glanz seiner Krone und aus Ehrfurcht auch vor der Todesnot eines Menschen sozusagen im Ehrengelicht aufs Schafott schickte, ich denke auch an jenes vielgeschmähte französische Konventstribunal, das der verurteilten Charlotte Corday auf ihre Bitte vor ihrer Hinrichtung noch einen Porträtisten ins Gefängnis schickte, weil die Maratmörderin den Wunsch hatte, ihr Bildnis der Nachwelt als «mahnendes Beispiel» zu erhalten. Das ist ziemlich genau und beinahe auf den Tag einhundertfünfzig Jahre her, und die Welt ist inzwischen nicht nur auf den Hund, sondern, einige Schritte tiefer noch, auf diesen zierlichen Mann gekommen, der seine Beweisaufnahme mit dem Hinweis auf seine starke Männerfaust durchführt und dem Angeklagten, wenn er nicht gesteht, «eine klebt». Ich denke daran und gehe traurig durch die vom letzten Luftangriff schwer verwundete, ehemals so heitere und schöne Stadt. Es ist die Stunde, in der ich erstmalig von dem Opfertod der Geschwister Scholl höre.

Ich habe diese jungen Menschen nie gesehn. Was von ihrem Wirken bis in meine ländliche Einsamkeit drang, waren vage Gerüchte . . . Einzelheiten von solcher Tragweite, dass man sie nicht glauben wollte. Sie sind also die ersten in Deutschland gewesen, die den Mut des Bekenntnisses aufgebracht haben, sie haben anscheinend eine nach ihrem Tode fortwirkende Bewegung entfesselt und damit eine Saat ausgestreut, die, wie noch jedes Martyrium, morgen aufgehen wird.

Sie sind rücksichtslos, fast unter Herausforderung des Todes zu Werk gegangen, sie sind verraten worden durch ein elendes Subjekt von Universitätspedell, das in seiner Angst vor Anschlägen und Racheakten in Schutzhaft genommen werden musste. Sie sind von einem zweiten Exemplar dieses Rossdorfertyps verurteilt worden, sie sind in der Gloriole ihres Todesmutes und ihrer Opferbereitschaft gestorben und haben damit die Krone des Lebens gewonnen.

Durch ihre jungen Kommilitonen höre ich etwas von ihrer Vorgeschichte. Es waren abseits lebende Menschenkinder aus gutem schwäbischen Blut, sie lebten still und in einer fast sektiererhaften Einsamkeit und schon umgeben von jenem Heiligenschein, den das frühe heroische Sterben verleiht. Ihre Haltung vor Gericht – die des Mädchens zumal – ist grossartig gewesen, sie haben dem Gericht, der Partei und diesem

grössenwahnsinnigen Gernegross Hitler ihre Verachtung ins Gesicht gespien und haben zum Schluss etwas getan, was den Überlebenden mit dem eisigen Hauch des Ewigen anweht. In ihrem Schlusswort nämlich haben sie, wie einst mit ihren Blutrichtern die verurteilten Tempelritter getan, ihre Richter und deren Hintermänner «binnen eines Jahres vor Gottes Richterstuhl gefordert»). Bei den hingerichteten Tempelherren hatte dieses Verfahren immerhin den Erfolg, dass binnen eines Jahres Papst Clemens V. und König Philipp IV. von Frankreich nicht mehr am Leben waren. Es liegt vor uns, was hier noch geschehen wird binnen eines Jahres.

Sie aber sind ruhig davongegangen und haben fromm und in grossartiger Würde ihr junges Blut vergossen. Auf ihrem Grabe mag jener Spruch leuchten, vor dem einst dieses ganze, seit zehn Jahren in tiefer Schande lebende Volk erröten müsste: *Cogi non potest quisquis mori seit . . .* wer zu sterben versteht, den kann man nicht bezwingen. Werden wir es nicht alle sein, die einst beschämt zu ihren Gräbern wallfahrten müssen?

So verhält es sich mit diesen jungen Menschenkindern – den letzten und, so Gott will, den *ersten* Deutschen einer grossen Wiedergeburt. Mit Herrn Hitler aber verhält es sich so, dass er sich in diesen Tagen, da unsere Dome und alle die Monumente unserer grossen Vergangenheit in Staub sinken, sich mit Kontrapunkt und Harmonielehre beschäftigt, um die Grundlagen einer nationalsozialistischen Musik zu schaffen. Während Herr Göring jüngst gesehen wurde, wie er in einer von ihm gegebenen Gesellschaft in einem langen, bis auf die Knöchel reichenden Hermelinpelz mit roten Saffianstiefeln erschien. Ich zweifle keineswegs, dass er gut ausgesehen haben mag in diesem Aufzug – dieser Marschall, der nie in einer Schlacht kommandierte. War es aber nicht jener unselige Caligula, der kurz vor dem definitiven Ausbruch seines Wahnsinns sich ebenfalls dem staunenden Volke in roten Saffianstiefeln zeigte?

August 1943

Kleeblatt, meinen ärztlichen Berater, finde ich in tiefster Trauer über den Guillotinetod seines Stiefsohnes*⁸, der die von den Geschwistern Scholl verbreiteten Flugblätter entworfen und den man zusammen mit den beiden jungen Märtyrern geköpft hat: mit Mühe ist es Kleeblatt gelungen, den Leichnam vor den Lysolbottichen der Anatomie zu bewahren. Inzwischen beginnen noch aus ihren Gräbern heraus die Toten ihre Arbeit, und was sie fortwirken, kommt auf eine systematische Zermürbung des nazistischen Verwaltungsapparats heraus. Seit

Wochen schon fällt mir bei den unteren Chargen ihrer Hierarchie, bei all den Kreisleitern, Ortsgruppenvorständen und Stützpunktleitern ein demonstrativ zur Schau getragenes Ab-rücken vom Regime auf. Eine degoutierte Haltung, in der sie vor aller Welt ihren Überdruß, ihre Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen betonen, auf den Postämtern amtliche Briefe verächtlich beiseite werfen und dabei mürrisch erklären, «sie hätten den Schwindel satt». Das Geheimnis dieser Wandlung? Alle diese Herrschaften haben in letzter Zeit von irgendwelchen «revolutionären Exekutiven» Briefe erhalten, die sie für ihre amtlichen Funktionen verantwortlich machen, ihnen frühere Denunziationen und sonstige Sünden vorhalten und ihnen für den Fall der Fortsetzung Repressalien androhen.

Durch einen guten Zufall bekomme ich solch ein Schriftstück in die Hände. «Wir besitzen schriftliche Beweise für Ihre seit 1933 entfaltete Tätigkeit, derentwegen Sie sich nach dem Sturz der Hitlerei verantworten werden. Das Exekutivkomitee macht Sie darauf aufmerksam, dass Sie fortan unter schärfster Beobachtung stehn. Sollte noch ein einziger Fall von Tätigkeit für das augenblickliche Regime oder von Übergriffen gegen politische Gegner von uns festgestellt werden, so wird die gegen Sie in Aussicht genommene Todesstrafe auf Ihre gesamte Familie ausgedehnt werden. Der Strafvollzug erfolgt durch Aufhängen am Tage des Umsturzes.» Sie tun ihre Arbeit, diese Briefe, die unfasslicherweise rekommandiert an weit abgelegenen Postämtern aufgegeben sind, so dass die für Bayern bestimmten aus Insterburg und die für Ostpreussen wahrscheinlich aus Baden oder Württemberg kommen. In jedem Fall wirken sie vorzüglich. Die kleinen Satrapen funktionieren nicht mehr, der Schulmeister ist wieder in der Kirche zu sehn, die Frauenschaftsleiterin verkriecht sich, der örtliche «Stützpunkt» erkrankt mit bewährter Pünktlichkeit, sowie er eine Versammlung abhalten soll. Auf einer Reise nach München teile ich das Coupé mit der Gattin eines Trostberger Arztes, der im Jahre 1938 in seiner Eigenschaft als medizinischer Häuptling der Ärzteschaft die Behandlung aller Juden . . . selbst bei Unfällen . . . untersagt hat. Nun erzählt mir die Frau von der wachsenden Nervosität ihres Gatten, der permanent von der Sinnlosigkeit des Lebens, von der Abwegigkeit der Parteidogmen rede und gar mit dem Selbstmord kokettiere. Der Hintergrund? Eines dieser geheimnisvollen Exekutivkomitees hat ihm die ärztliche Approbation entzogen. «Wegen unmenschlichen und standesunwürdigen Verhaltens.» «Wirksam am Tage des Umsturzes.» «Vorbehaltlich einer weiteren Strafe.» Nebenbei riskieren die Kuriere, die diese Briefe durch halb Deutschland transportieren, bei jeder Fahrt ihr Leben. Vorgestern besuchte mich W., der diese aus Stu-

dentem, Künstlern, Intellektuellen aufgebaute Organisation leitet. Ein durch den Kriegstod seines Sohnes tief verbitterter Mann, der mit seinen dreiundsechzig Jahren die Elastizität eines Dreissigers besitzt und mit seinem fleischlosen Gesicht wie der Tod in Person aussieht. So bin ich denn eingereiht in eine Phalanx, deren Männer von nun an auf der schmalen Scheide zwischen Leben und Tod balancieren. Wir plaudern eine ganze Hochsommernacht bis in den hellen Vormittag hinein; über die künftige Propaganda, über den englischen Funkdienst, der leider oft so sehr schlecht Bescheid weiss über die wirklich in Deutschland herrschende Stimmung, über zukünftige Programmpunkte. Hier eine kleine Blütenlese . . . Sofortige und definitive Ausschaltung von Berlin und Preussen als politische Gravitationszentren.

Eine jetzt schon vorzubereitende Organisation, die sofort nach dem Umsturz die Säuberung der süddeutschen Territorien zu übernehmen hätte.

Sofortige Ausweisung aller nach 1920 eingewanderten Preussen. Sofortige Liquidierung ihres hier erworbenen Grundbesitzes. Sofortige Beseitigung aller auf bayrischem Boden seit 1933 entstandenen Kriegsindustrien.

Darüber hinaus, für ein neu erstehendes Reich: sofortige und restlose Depossedierung der Schwerindustrie, sofortige Verstaatlichung der Betriebe. Sofortige Hochverratsklage gegen alle an der Genese des Hitlerregimes Beteiligten, sofortiges Verfahren insbesondere gegen die Papen, Meissner, Neurath, Hindenburg jun., Schröter etc.

Sofortige Anklage aller Generäle, die für die Fortsetzung des Krieges verantwortlich sind.

Für den ersten Augenblick immerhin ein ganz hübsches Bükkett, gewiss nicht ohne Hyperbolik, ganz gewiss aber auch nicht ohne jene fruchtbaren Ideen, die mit allen Häresien der letzten achtzig Jahre aufräumen. Wir sollen, diese Dinge verhandelnd, schlechte Deutsche sein? Man kann uns nur so bezeichnen, wenn man als das einzige Reich der Deutschen jene gigantische, heut auf dem Totenbett liegende Häresie Bismarcks anspricht, wenn man vergisst, dass es vordem als Mittelpunkt und Wiege aller grossen Gedanken ein grosses Reich gegeben hat und dass dieses Reich tausend Jahre währte, wo die Potsdamer Parvenüfirma nach wenigen Jahrzehnten ihren Bankrott anmeldete und in ihrem Sturz das ganze grosse alte Reich samt all seinen Erinnerungen, seinen Kulturgütern, seinen unersetzlichen Kronjuwelen hineinriss! Mit Flickwerk ist die Zukunft nicht zu bauen . . . bleibt es bei der Stümperei von 1919, so werden unsere Enkel sich in einer neuen Schlächtereierpreussischer Observanz verbluten. Befreien wir Deutschland von der preussischen Hegemonie, befreien wir es

von seinem merkantilen Oberbau, befreien wir es von seiner sinnlosen, nur mit Staatszuschüssen fortgepäppelten Überindustrialisierung und damit, sei es in Jahrzehnten, von seinem sinnlosen und im tiefsten Grunde unproduktiven Menschenballast: so werden wir, so paradox das auch klingen mag, den Krieg gewonnen haben.

Mögen es immerhin die IG-Farben sein, die auf diese Weise ihn verlieren ...

20. August 1943

Die englischen Blätter machen es dem «Schwarzen Korps» zum Vorwurf, dass es als Ursache aller Kriege nicht menschliches Handeln, sondern die unterirdische Arbeit von Dämonen anspricht und damit die tiefste Ursache solch gigantischer Katastrophen in der Irrationale sucht. Ich komme wohl nicht in den Verdacht, Apologet des «Schwarzen Korps» und dieses wahrscheinlich Gustav Schulze heissenden Gunter d'Alquen zu sein, und bekenne gern, dass dieser Krieg, und gerade dieser wie vielleicht kein anderer, seine im hellsten Licht wirkenden Akteure . . . profitgierige Generaldirektoren, ehrgeizige Generale, geltungsbedürftige, zu Politikern avancierte Eckensteher gehabt hat.

Erschöpft aber diese Feststellung das Problem? Erklärt es etwa die Lethargie, diese ans Korybantische grenzende Unvernunft der Massen, die doch noch fünf Jahre vor Hitler, im Mai 1928, durchaus pazifistisch gewählt hatten? Erklärt es diese von mir schon erwähnten Weiber, die in ihrer Begeisterung den von Hitler begangenen Kies verschluckten, den gleichfalls erwähnten Hitlerbuben, der mit dem Ruf «Da lieg, du Saujud!» den Cruzifixus zum Fenster hinauswarf . . . erklärt es die Mordlust, die Verniggerung, den ethischen Verfall der jungen Generation, und glaubt man in England wirklich, dies alles sei möglich gewesen ohne einen aus dem Dunklen gekommenen Wahn, wie er morgen auch ein anderes Volk befallen könnte? Ich gestehe, dass die ganze Angelegenheit mich pessimistisch stimmt, weil sie den ganzen Abgrund zwischen kontinentalem und atlantischem oder insularem Denken aufreißt, und weil es drüben die alten abgegriffenen Formeln des 19. Jahrhunderts sind, mit denen man diesem Gespensterkapitel der Geschichte beizukommen versucht. Ganz gewiss werden wir über die sichtbaren Drahtzieher zu Gericht sitzen, ganz gewiss ist das Holz für den Galgen, an dem ich die Hitler, Goebbels, Göring und Papen zu sehen wünsche, seit langem gut abgelagert, ganz gewiss mag es uns, einem ganzen Volke, beschieden sein, ein Kreuz auf uns zu nehmen, um, das tiefe Tal des Leidens durchwandernd, das Absolute zu erreichen.

Ist aber heute, nach diesem Katarakt von Leiden, ein Volk noch vermessen genug, die Möglichkeit einer solchen Massenpsychose in den eigenen Reihen für alle Zeiten zu leugnen . . . wagt man es wirklich, der waffenlosen deutschen Intelligenz eine Lethargie vorzuwerfen, wo doch, mindestens in den beiden ersten Jahren des Hitlerregimes, das bis an die Zähne bewaffnete britische Kabinett selbst zu indolent war, die braunen Ratten beizeiten aus ihren Löchern auszuräuchern? Und es ist nicht einmal die alte Schuldfragenrabulistik, die ich beklage. Es ist die Methodik des Denkens, das Übersehen der eigentlichen Probleme, das gedankenlose und ach so bequeme Augenschliessen vor der grossen Krise der Zeit! Wehe dem Volk, das in diesen Jahren nicht den Hufschlag der Apokalyptischen gehört hat, wehe dem, der unter der schreckhaft aufgegangenen Sonne Satans nicht an Gott zu glauben lernte.

Wehe dem Volk, das der einen Erkenntnis nicht mehr fähig ist: dass vierhundert Jahre rationalistischer Weltsteuerung und rationalistischer Häresien abgelaufen sind und dass es wieder das ganz grosse Geheimnis und die Irrationale selbst ist, die an die morschen Tore der Menschheit pocht.

Ich sehe heute den ersten Angriff amerikanischer Geschwader, die am helllichten Tage Regensburg angreifen: es ist meine erste unmittelbare Berührung mit diesem Kriege. Da also fliegen über mein stilles Tal diese schneeweissen Vögel . . . ich sehe einen, der von einem Projektil getroffen ist, für einen kurzen Augenblick dunkelrot aufglühen, ehe er, in Flammen gehüllt, abstürzt. Ich sehe, wie in ihren Fallschirmen winzige Figürchen aus den Flammen sich lösen, ich sehe das Seilwerk des einen Schirmes brennen und die daran hängende Menschenlast zur Erde sausen. Ich fahre nach Seebruck, wo das abgestürzte Wrack liegt. Im Grunde eines vier Meter tiefen Kraters bruzzelt brennendes Öl, die Motore haben sich so tief eing bohrt, dass man sich nicht die Mühe macht, sie auszugraben. Ringsherum liegen verstreute Leichenteile – ein abgerissener Fuss, ein versengter Finger, ein Arm. Man trägt die Toten in einem kleinen Kartoffelsack von dannen. Bei W., wo ein paar abgeschossene Amerikaner glücklicher gelandet sind, versuchen ein paar Flüchtlinge, die Gefangenen anzuspeien. Mit dem Erfolg, dass der eskortierende Soldat sich diese Beleidigung Wehrloser verbittet und mit der Schusswaffe droht: man muss den einfachen, nicht-bourgeois Deutschen wirklich nur ein wenig kratzen, um auf die gute alte Substanz von Anstand und auf die angeborene Neigung gegen die Geste der Kanaille zu stossen.

Im Übrigen sind die Nachrichten aus Hamburg schier unfassbar. Man spricht von Strassen, wo die Flüchtenden in kochendem Asphalt steckenblieben und gebraten wurden, man spricht

von Trümmerstätten, unter denen noch jetzt die Toten liegen und die die Überlebenden pietätvoll bekränzen. Hier spricht man von zweihunderttausend Toten. Ich will keineswegs alles glauben, wovon man spricht, halte mich gern an das, was ich selbst sehe, und glaube auch, dass in diesem Fall das Gesehene nachgerade genügt. Man hatte mir viel von der durchaus verwirrten Gemütsverfassung dieser Hamburger Flüchtlinge erzählt – von ihrer Amnesie und von der Art, wie sie, bekleidet nur mit Pyjamas, in dem Zustande herumirren, in dem sie dem Zusammensturz ihrer Häuser entrannen: mit verstörten Augen, in der Hand einen leeren Vogelkäfig, ohne Erinnerung an ein Gestern, ohne Wissen um ein Morgen. Und dieses erlebte ich an einem der glutheissen Tage des Augustanfanges auf einem kleinen oberbayrischen Bahnhof, auf dem vierzig oder fünfzig solcher Elendsgestalten sich drängten: dem Protestgeschrei der Beamten zum Trotz klettert man, an Kampf um Plätze gewöhnt, durch die eingeschlagenen Coupéfenster, drängt sich, keift, rauft, stürzt. . .

Und bei dieser Gelegenheit geschieht, was hier geschehen soll. Ein Koffer, ein elendes Pappding mit abgestossenen Ecken, verfehlt sein Ziel, fällt auf den Perron, zerschellt und entleert seinen Inhalt. Spielzeug, angesengte Wäsche, ein Nagelnecessaire. Zum Schluss eine gebratene, zur Mumie eingeschrumpfte Kinderleiche, die das halbirte Weib mit sich geschleppt hat als Überbleibsel einer vor wenigen Tagen noch intakten Vergangenheit. Grauen, Geschrei, hysterisches Schluchzen, ein schnoberndes Hündchen, endlich ein Beamter, der sich der furchtbaren Szene annimmt.

Man sagt übrigens, dass der Feuersog der Riesenbrände den Sauerstoff an sich reißt und den Menschen auch in weiter Entfernung vom Feuer ersticken lässt, man erzählt ferner, dass die Höllenglut der Phosphorkanister die Leichen erwachsener Menschen zu winzigen Kindermumien zusammenbruzzelt und dass es unzählige Frauen gibt, die mit solch schaurigen Reliquien heimatlos durch das Land irren.

Und da will man die Augen davor verschliessen, dass mit diesem Kriege eine europäische Epoche zu Ende geht, dass die Technik, ein letztes schauerliches Rad schlagend, hinter sich ein schauriges Vakuum der Seelen lässt und dass das ausfüllende Medium wahrscheinlich ein höchst antimechanisches, antirationales, ein Lebensgefühl X voll neu erwachter Dämonen sein wird? Dass es eine Rückkehr zum gestrigen Weltbild nicht gibt und dass es dieses Mal die Apokalyptischen selbst sind, die ihre dürren Rösser gesattelt haben?

2. Juli 1944

Heute, mit dem Rade von Stein kommend, stosse ich auf einen Haufen junger Fabrikarbeiterinnen. Es sind Norddeutsche, die man hierher evakuiert und in die chemische Industrie des Alztales «eingesetzt») hat (um dieses schöne Wort aus dem Sprachschatz des modernen Kaufmannsdeutsch zu gebrauchen) . . . sie marschieren, muschkotisiert wie dieses ganze Volk, in militärischer Formation, es wirkt so plump, so hässlich, so bar aller weiblichen Anmut, wie es nun einmal der Stil des BDM ist. Sie trotten daher wie eine blondbezopfte Kuhherde, und wenn ich von ihnen so viel Wesens mache, so geschieht es wegen des von ihnen gesungenen Liedes . . .

Das ist, in jenem bekannten, von den Bolschewiken entliehenen zerhackten Rhythmus, den wir den musikalischen Hoflieferanten verdanken, irgendein gleichgültiger Schmarren, und das Bemerkenswerte ist eben der Refrain . . .

«Wo die Flamme schlägt
aus dem Opernhaus,
ist meine Heimatstadt,
ist mein Vaterhaus.»

Ein bemerkenswerter Text, immerhin! Eine Frage ergibt, dass diese anmutlosen Geschöpfe mit den lymphatischen Gesichtern aus Hannover stammen, wo tatsächlich das Opernhaus verbrannt ist. Ob Opposition, Selbstironie, Protest oder nur jene allgemeine Verkuhung dahintersteckt, in die die Nazis die deutsche Frau herabgedrückt haben, wage ich nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich wird es Symptom der allgemeinen Verblödung sein.

Übrigens spreche ich auf dem Traunsteiner Bahnhof ein paar mir bekannte Mitglieder des Philharmonischen Orchesters. Sie freilich haben sich ihre Agilität und ihren wütenden Protest bewahrt und machen mich auf eine amüsante Variation des Wehrmachtsberichtes aufmerksam, wie man sie sich in München zuflüstert:

«Meldung des ratlosen Dienstes:
Aus dem Tapeziererhauptquartier:
Der Wehrmachtsbericht lügt noch nicht vor.»

Sehr schön, fraglos, sehr schön. Lieber wäre es mir freilich, wenn der deutsche Protest sich in Partisanenbildungen statt in diesen mehr oder minder geistvollen Witzen austoben wollte, in denen sich doch nur unser ganzes Elend, die Feigheit, die Lethargie, die den Nazis restlos gelungene Entmanung des deutschen Volkes spiegelt. Übrigens möchte ich nicht

zu ungerecht sein. Sowohl in der Gegend von Murnau wie bei St. Johann im Pinzgau sollen jüngst bayrische, respektive österreichische Partisanen, Banden freilich nur aus Deserteuren und fortgelaufenem städtischem Proletariat, aufgetreten sein. Wieviel Elend hätten wir der Welt erspart, wenn wir früher ans Werk gegangen wären! Ich bin also bei dem alten, seit elf Jahren mich bewegenden Rätsel. Bei der Analyse der deutschen Massenpsychose, bei den Generalen, die sich von Herrn Hitler körperlich misshandeln lassen, ohne (was hat ein Fünf- undsechzigjähriger denn noch gar so viel zu verlieren ausser seiner Würde?) diesen möblierten Zimmerherrn aus der Münchner Barerstrasse niederzuknallen, bei diesen stigmatisierten Weibern, die seine fanatischen Adoranten sind. Bei den Kindern von Gregor Strasser, den Herr Hitler im Sommer 1934 hatte ermorden lassen ... bei diesen Elfjährigen, denen man den Vater geschlachtet, die dann aber keine vier Wochen nach der Mordtat erklärten: «Der Führer hat's getan, und was der Führer tut, ist recht.» Oh, gigantische Psychose, unfassliche Massenbesoffenheit, auf die der gigantischste Katzenjammer der Welt folgen wird! Da, da habt ihr es, das Produkt des Radios, der Massenverdummung, das Produkt all dieser technischen Apparaturen, die auf Viertelsbildung, auf den Grössenwahn der Massen, auf totale Termitisierung der Menschheit und demgemäss – diese Tatsache darf man nicht übersehen – auf die Demütigung und Entmündigung der wirklichen Intelligenz herauskommen. Ich, der ich selbst Amerika und ein wenig auch das in diesem Zusammenhang eigentlich nicht zu benennende Sowjetrussland kenne, ich halte bei der Tatsache, dass Deutschland heute den infernalischsten Pöbel der Welt birgt.

Einen Pöbel wohlgemerkt, der nicht dem Proletariat, sondern dem kleinen Beamtentum, der Elementarlehrerschaft, den mittleren Postbeamten . . . jener infernalischen Mittelschicht entstammt, die Sombart als Hemmschuh aller wirklichen Entwicklung gebrandmarkt hat. Ortega y Gasset schrieb jenes im heutigen Deutschland ziemlich verfemte, übrigens von einem brav girondistischen, grossbürgerlichen Geist getragene Buch, das sich «Aufstand der Massen» nennt.

Wir, eine Historiographie des Dritten Reiches vorbereitend, werden es notgedrungen den «Aufstand der Briefträger und Volksschullehrer» betiteln müssen.

18. Juli 1944

Ich beobachte von meinem Chiemgauer Hof aus diesen schwersten Angriff, der je auf München niedergegangen ist. Es ist durch volle drei Stunden ein einziges ununterbrochenes Dröh-

nen, ein ununterbrochener Bombendonner, bei dem die Erde bebt, und selbst hier, auf eine Entfernung von neunzig Kilometer, lässt der Luftdruck die Fenster aufspringen. Dann zieht es mit dem gewaltigen Generalbass der Propeller über meinen Hof. Ich höre ganz nah zwei Detonationen, die offensichtlich von Bordkanonen herkommen, ich sehe einen dieser silbernen Metallvögel . . . weiss nicht, ob deutsch oder englisch . . . wie ein herbstlich müdes Ahornblatt in Schraubenwindungen zur Erde niedergleiten. Es mag fünf oder zehn Kilometer von hier fort sein. Wer bürgt dafür, dass mir nicht nächstens solch Bomber aufs Dach fällt, dass mir mein so mühsam erkämpfter Besitz, mein bisschen nach der Inflation errungener Wohlstand verlorengeht? Jüngst hat man im englischen Sender das Munitionsdepot von Hörpolding genannt. Hörpolding liegt in der Luftlinie acht Kilometer von hier. Ausserdem ist das ganze untere Tal meines unschuldig klaren Flusses verseucht mit dieser Industriepest, die die Generäle, die Erzzerstörer Deutschlands, hierherschleppen haben.

Ich sehe meine Bibliothek, meine gotischen Plastiken, die gotischen Leuchter, die Stiche, alles, was ich zusammengetragen habe und liebe. Nun sieht es mich oft so seltsam und gleichsam weinend an . . . oh, kennt ihr das angstvolle Gesicht, mit dem euch die hinterlassene Habe eines Sterbenden ansieht, ehe man sie in alle Winde zerstreut?

Aus München, wo in den Regennächten Zehntausende von obdachlos Gewordenen in den Anlagen des Maximiliansplatzes kampieren, bewegt sich auf der nahen Reichsautobahn ein endloser Strom von Flüchtlingen, zerbrochene alte Weiblein, die mit sich an der auf dem Rücken getragenen langen Stange ein Bündel mit ihrer letzten Habe schleppen. Arme Heimatlose mit verbrannten Kleidern, mit Augen, in denen noch das Entsetzen des Feuerstrudels, der alles zerreisenden Explosionen, der Verschüttung, des schmachvollen Ersticken in einem Keller liegt, wo man in den Kot- und Jauchefluten der geborstenen Kanalisationen ums Leben kommt. Was schert's Herrn Hitler, der in seinem immer tiefer in die Erde gewühlten Dachsbau täglich einen Roman liest, der seine Nächte, diese ruhelos-peinlichen Nächte des Massenmörders und sentimentalischen Gangsters, mit dem Anschauen von Filmen verbringt, was kümmert's diesen Lummel, der Speer heisst und der in seiner konstruktiven Visage diese widerlich mechanistische Bubenseele seiner Generation offenbart. Ich gestehe, nächst diesem Papen, der mit dem Gewissen und dem Ehrgefühl eines Metzgerhundes jene hyperbolische Dummheit paart, die nicht eine Entschuldigung, sondern ein verworfenes Laster ist, neben diesen neudeutschen Pseudogirondisten und Talmiedclleuten vom Stamme der Krupp und Genossen, ist mir

dieser Schnösel, der sich wie eine Reinkarnation Leonardo da Vincis vorkommt, das Widerwärtigste, was in der Peripherie der eigentlichen Räuberhauptleute der Nazismus gezeugt hat.

20. Juli 1944

Maria Olczewska ist hier. Wir sprechen über Furtwängler. Eine Erscheinung, nebenbei gesagt, die mir unleidlich ist. Man kann nämlich auch blond dirigieren. Und diese körperliche oder geistige Haarfarbe hat sich selbst kompromittiert. *I can't help it.*

21. Juli 1944

Das Attentat also auf Herrn Hitler. Exekutiert durch einen Grafen Stauffenberg, dessen untadeligen Vater ich als letztes Beispiel eines deutschen Edelmanns vom Tische unseres Hohen Herrn zu kennen glaube. Dahinter: ein Putsch der Generäle, lange erwartet. Ah, wirklich also? Ein wenig spät, ihr Herren, die ihr diesen Erzzerstörer Deutschlands gemacht habt, die ihr ihm nachliefet, solange alles gut zu gehen schien, die ihr, alle Offiziere der Monarchie, unbedenklich jeden von euch gerade verlangten Treueid schwöret, die ihr euch zu armseligen Mamelucken des mit hunderttausend Morden, mit dem Jammer und dem Fluch der Welt belasteten Verbrechers erniedrigt habt und ihn jetzt verratet, wie ihr vorgestern die Monarchie und gestern die Republik verraten habt. Gewiss, das Glücken dieses Attentates hätte uns, hätte die restliche Substanz dieses unglücklichen Landes gerettet, ich trauere, wie das ganze Land, über das Missglücken eures Handstreiches. Aber ihr – euch als künftige Repräsentanten Deutschlands zu wissen, Vertreter dieser preussischen Häresie, die endlich, endlich sich tot zu laufen beginnt in ihrer Funktion als ewige Unheilstifterin, als wahrhaftes *odium generis humani*? Ich denke in den Bahnen eines in Deutschland freilich verschollenen Konservatismus, ich bin monarchisch gezeugt, monarchisch erzogen, die Existenz des Königtums gehört zu meinem physischen Wohlbefinden. Und nicht *trotzdem*, sondern *ebendeshalb* hasse ich euch! Kokotten jeder euch just passenden politischen Konjunktur, Renegaten eurer Vergangenheit, traurige Beischläfer dieser industriellen Oligarchie, mit deren Machtanspruch die Zersetzung unserer gesellschaftlichen und staatlichen Strukturen begann, armselige Planer dieses missglückten, im Auftrage von Krupp und Genossen in Russland veranstalteten Einbruchdiebstahles, dessen Planung selbst ein Maximum darstellt an politischem Dilettantismus und geopolitischer Unbildung . . .

Bar alles Sittengesetzes, trostlose Vertreter jedweder Gott- und Geistlosigkeit . . . nein, mehr noch wahrhafte Hasser alles Schönen, alles dessen, was eurem platten preussischen Utilitarismus sich verschliesst.

Mein Hoher Herr erzählte mir vor Jahren, wie er im Weltkrieg, als Armeeführer, mit Ludendorff um die Weiterexistenz des Schlosses Coucy gerungen habe, das mit seinen romanischen Gewölben als architektonischer Edelstein zwischen die beiden Fronten geraten war. «Es war wirklich militärisch uns und dem Feinde ohne Wert, es war noch nie von einer der beiden Parteien militärisch missbraucht worden, Ludendorff aber war aufmerksam darauf geworden, weil ich seine Schonung empfahl und von seiner völlig nutzlosen Zerstörung nutzlosen Prestigeschaden befürchtete. Ludendorff hat gesiegt, und schliesslich wurde es gesprengt, schon um mir einen Tort anzutun. – Er hasste das Schloss nicht nur, weil ich es retten wollte, er hasste es, wie er alles hasste, was jenseits der Kasernenhofperspektive lag . . . den Geist, die Anmut, die Eleganz, alles, was das Leben lebenswert macht.» Oh, man konnte diese Kaste, diese unwürdigen Enkel des grossen Moltke, nicht besser kennzeichnen. Sie deckten durch Jahre jeden Verrat, jede Mord- und Schändungsorgie, sie deckten sie, weil dieser Hitler sie wieder zum Exponenten dieses preussisch missbrauchten Deutschlands machte, sie standen, bewaffnete Schreier, bei jedem seiner Schurkenstreiche, sie piffen auf das Elend all der Bombenopfer, der Häftlinge in den Konzentrationslagern und der Geistesverfolgung, sie piffen auf Deutschland und seinen Geist, weil jede Änderung des Regimes ein Ende ihrer Macht bedeutet hätte. Und sie verraten jetzt, wo der Bankrott nicht mehr verheimlicht werden kann, die pleite gehende Firma, um sich ein politisches Alibi zu schaffen . . . sie, die als platteste Machiavellisten noch alles verraten haben, was ihren Machtanspruch belastete.

Das Land trauert um den Misserfolg dieser Bombe, und ich kann es unmöglich zum Ausdruck bringen, in welchem Masse diese allgemeine Landestruer auch die meine ist. Die Generale aber? Man soll sie, wenn man Deutschland von der preussischen Häresie befreit, vernichten. Zusammen mit den industriellen Anstiftern dieses Krieges, zusammen mit seinen journalistischen Barden, zusammen mit Herrn Meissner und Hindenburg jun. und nicht zuletzt mit all dem Klüngel, der für das ungeheuerliche Verbrechen des 30. Januar 1933 verantwortlich ist. Diese aber sollen zwanzig Fuss höher hängen als die übrigen.

Mögen die Lebendbleibenden ihr Leben vom Verkaufen von Zündhölzern und Altpapier fristen . . .

Als Karikaturen ihrer gestohlenen Macht, als Anstifter unermesslichen Elends.

Ich kann nicht anders.

16. August 1944

Die Luft ist voll Sterbens. Ich denke nicht einmal daran, was wir durchs Radio hören – dass man 5'000 Offiziere erschossen habe, dass man alles, was, ohne etwa im Zusammenhang mit diesem Attentat zu stehn, der Partei missliebige sei, morde, dass man, um ganze Arbeit zu leisten, mit den eigentlich Verdächtigen auch gleich die ganze Familie erschiesse . . .

Nein, ich denke an etwas, was als schreckliche Ahnung uns umgibt, die sommerliche Luft füllt, das Licht der Sonne gespenstisch bricht, als lebten wir im Schein einer Totenfackel. Es ist die Gewissheit der Katastrophe, die uns alle erfüllt, das Od des Todes, das uns umgibt. Was soll werden mit diesem in seiner Wurzel verrotten Volk, dessen Jugend den Raub, den politischen Einbruchdiebstahl, die Ermordung ganzer Völker für eine ganz legitime Lebensfunktion hält und dessen militärische Führer keinen Augenblick gezögert haben, dies alles gutzuheissen, solange alles gut zu gehen schien.

Wir atmen Totenluft. Wir bedürfen jener Frauenschaftsführerin nicht, die jüngst in Obing, einem harmlosen grossen Bauerndorf, diesen «Führer» rühmte, weil er «(in seiner Güte für den Fall des unglücklichen Kriegsausgangs für das deutsche Volk einen sanften Tod durch Vergasung bereit hätte)». Oh, ich phantasie nicht, diese liebenswerte Dame ist keineswegs eine Luftspiegelung, ich habe sie mit eigenen Augen gesehen: eine gelbhäutige Vierzigerin, mit dem irren Blick, den diese Weiber alle haben, denn ich erinnere daran, dass diese Hyänen nächst den Volksschulmeistern zu den rabiatesten Derwischen der Hitlerei gehören. Und was geschah? Haben diese bayrischen Bauern, die Enkel eigenwillig und ständig zur Revolte bereiter Väter sie wenigstens zur Abkühlung ihrer allzu begeisterten Todesbereitschaft in den Obinger See getaucht? Sie dachten nicht daran. Sie gingen nach Hause, schüttelten allenfalls die Köpfe und sagten, dass man leider nichts dawider machen könne. – Von den Arbeitern einer Münchener Elektroindustrie höre ich dagegen, dass sie elektrische Glühbirnen bereithalten, mit denen man bei der grossen Abrechnung den Nazis das Hakenkreuz auf die Stirn brennen würde. Eine ausgezeichnete Idee, die nur noch um eine Massnahme zu vervollkommen wäre. Wie, wenn man sie zwänge, für den Rest ihres Lebens das braune Hemd zu tragen?

9. Oktober 1944

Der Herr Giesler hat sich eine neue Überwachungsmethode ersonnen. In jedem kleinen Ort tauchen jetzt «Wohnungskommissare» auf, befugt, zu jeder Tages- und Nachtzeit jedes Haus zu untersuchen und Zimmer zu beschlagnahmen. Ausserdem haben sie den «Arbeitseinsatz» unter sich, können nach Gutdünken jede Frau, die noch nicht «erfasst» ist, zur freiwilligen Zwangsarbeit zwingen. Bei uns geschieht Folgendes. Urplötzlich erscheint, ohne die Klingel in Bewegung gesetzt zu haben, ohne zu klopfen, ohne sich melden zu lassen, jener Kakadu, der seit einer Woche in unser friedliches Dorf versetzt wurde und sich seitdem vergeblich bemüht, den alten Gruss «Grüss Gott» bei den Bauern auszurotten. Er beschlagnahmt nebst zwei anderen Zimmern meine Bibliothek, dies mit dem freundlichen Versprechen, in jeden Raum eine Frau mit mindestens drei Kindern unterzubringen und für die notwendigen Herde, die er schon bereithalte, Löcher in die gotischen Mauern und Stuckdecken schlagen zu lassen. Meine Bibliothek (mit ein paar unersetzlichen Erstdrucke, Stichen, Autogrammen) könne ich getrost auf den Boden verräumen, wo sie ruhig von den Mäusen gefressen werden möge. «Regen Sie sich nicht auf, es gehen so viele Bibliotheken zugrunde, warum nicht die Ihre?» Die Augen dieses Menschen, der einmal Steuerspitzel war und nun wie ein Napoleon auf Rädern im Gefühl seiner Allmacht schwelgt, funkeln vor Bosheit. Ich besinne mich aus dem Weltkrieg eines kurischen Schützengrabens, in dem die Leute in ihrem Unterstand die Öfen mit den Saffianbänden und den Bodonidrucke des nahen Lievenschen Schlosses Mesothen heizten: das war Not des Soldaten, war simpler Griff nach der nächstmöglichen Hilfe, war keineswegs gefühlsbetont. . .

Was hier sich vollzieht, ist anders. Es ist zunächst, bei diesem Unterbeamten, das Ressentiment gegen den Akademiker, das Ressentiment gegen längere Lebensformen, die langersehnte Gelegenheit, an einer höheren Kaste endlich, endlich sich rächen zu können.

Darüber hinaus: der infernalische Hass der Kanaille gegen alles Geistige, der Hass, den die deutsche Bourgeoisie im 19. Jahrhundert selbst hochgezüchtet hat, als sie schon in der Jahrhundertmitte mit einem beispiellosen Zynismus die Kronjuwelen ihrer eigenen Vergangenheit in die Gosse rollen liess. . .

Es gibt in den nächsten Tagen zu tun in dieser Angelegenheit. Ich werde von einem Traunsteiner Offizier gewarnt: Herr Buchner hat *à conto* meines «Grüss-Gott»-Sagens überall berichtet, ich habe mit dem 20. Juli zu tun. Dann gilt es, in München sehr rasch «Ausgebombte» zu finden, die Gesin-

nungsgenossen sind, die nicht ausspionieren, was für einen Sender man hört, die nicht denunzieren. Wir nehmen ein mir als sehr zuverlässig bekanntes Münchener Tapeziererehepaar ins Haus, ferner wird mir ein «ausgebombter» Kunstmaler empfohlen, ein bisher unbehelligt in München lebender Amerikaner, der sich nebenbei als fabelhaft netter Kerl entpuppt. Dies alles kostet, da man sich seine Gäste keineswegs aussuchen darf, endlose Reisen nach München, Fahrten in überfüllten und verdreckten Coupes, endloses Antichambrieren auf Naziämtern, wo man aus allen Büros das Kichern favorisierter Tippmädchen hört . . . dieser widerliche Typ, dessen Merkmale die auf die Schultern fallenden dauergewellten Haare, das ewige Futtern von fragwürdigem Eis und noch fragwürdigerem Kuchen und das Tyrannisieren des Publikums sind.

So also, inmitten der schauerlichen, vom Westen, vom Osten, von allen Himmelsrichtungen das Nazisystem erschütternden grossen Krise, erlebe ich Tage, in denen ich nicht weiss, ob mein Haus noch mir gehört, in denen ich aber zugleich einen tiefen Eindruck gewinne in dieses Gebälk, das nun wankt und kracht. Mein Weg führt mich auf die sogenannte Gauleitung, wo es wirklich so ist, wie man sich ein Naziamt vorstellt, mit «Oberkommandierenden», die gestern Bürovorsteher waren und heute Dschingis-Khan spielen, mit dem Parfüm der Korruption, mit dem Parfüm geheimer Angst, die sich entweder hinter Grobheit versteckt oder Anlehnung sucht . . . Und andererseits bin ich mit einem Hilfe versprechenden Schutzbrief auf der Gestapo, wo es so ganz anders ausschaut, wie man es sich denkt. Gepflegte, stille Räume, wohlerzogene Unterbeamte und als diensthabender Chef ein Regierungsrat Gade, ein höflicher, taktvoller junger Herr, der mich um die Erlaubnis bittet, seine Zigarre zu Ende rauchen zu dürfen, und sich geradezu als Muster von guter Haltung und Erziehung erweist. Die Gestapo sagt «Grüss Gott», wo die Gauleitung den Besucher mit «Heil Hitler» geradezu anbrüllt, die Gestapo tröstet mich, als mich die Perspektive dieses Nazispitzels mit der Befugnis, jederzeit mein Haus zu durchschnüffeln, niederdrückt, wahr und wahrhaftig mit dem Hinweis, dass der dahinterstehende Zwang, will sagen die Existenz der Partei, in vierzehn Tagen oder drei Wochen ja doch ihr Ende gefunden haben werde . . .

Seltene Atmosphäre der Angst, der Resignation, der tobenden letzten Wut, die Deutschland zu des grossen Manitu Ehren noch rasch in einen Scheiterhaufen verwandeln möchte . . . seltsame Atmosphäre, vollgestopft mit den Mikroben des Weltunterganges!

Aber wenn dieser Termitenschwarm, der morgens und nachmittags die Strassenbahnen mit Menschentrauben umkränzt –

wenn diese nach der Entmachtung der Intelligenz völlig enthirnte Masse weiter funktioniert! Die Luft ist elektrisch geladen in einer Weise, die morgen, nein, jede Stunde den Blitz zeugen kann. Die Menschen, äusserlich noch brave Empfänger der täglichen Portion nazistischen Wohlergehens, sie ahnen es wohl und sind tief böse; ihre Bösartigkeit äussert sich in den Krachszenen, die man minütlich an den Postschaltern, in den Strassenbahnen, bei diesen blöden Menschenschlangen erleben kann, die um das anstehen, was heute noch eine Zeitung sich nennt.

Alle Augenblicke reissen die Nerven, alle Augenblicke gibt es Auftritte, die das Handgreifliche streifen. Ich sehe ein sechzehnjähriges Ding, das beim Besteigen der Strassenbahn einen alten, etwas unbeholfenen Herrn ohrfeigt, weil er nicht schnell genug den Wagen verlässt; die süsse Lady ist sehr erstaunt, als ich ihr, unter dem Gemurr der Kanaille, die doppelte Ohrfeigenportion zurückzahle. Nie sah ich Deutschland so verkommen . . . nein, selbst die Umgangsformen der Münchener Räterepublik waren musterhaft gegen das, was Herr Hitler uns hinterlassen wird. München, geschändet und verfälscht, eine von dem preussischen Ungeziefer vergewaltigte Stadt, sieht mich fremd an, als bewegte ich mich in Chikago.

Oh, es ist schaurig, die Ruinen dieser Stadt zu durchwandern, die gestern noch eine gütige Mutter war. In einer Strasse, die ich mit der Strassenbahn passiere, stürzt in gewaltiger Staubwolke ein Haus zusammen und verwandelt die Gleisstelle, die wir eben hinter uns haben, in eine fünf Meter hohe Schutthalde ... es riecht hier nach Verwesung, weil unter den Trümmern noch die Leichen von siebzehn unter dem Schutt begrabenen Bankbeamten liegen.

Die Hinterbliebenen haben die Ruinen in frommer Erinnerung an ihre armen in der Jauche der Kanalisationsröhren ertrunkenen Angehörigen bekränzt, die Ratten, wohlgemästet am Leichenfrass, huschen unbekümmert über Ruinen und Kränze.

Keine Telephonverbindung, die noch funktioniert, kein Schalter, der nicht seine Kunden zu stundenlangem Warten anhält, kein Geschäft, das verkauft, kein Dach mehr, in das es nicht hineinregnet.

Und zu allem diese Troglodytenherde, die hirnlos und animalisch wie die hungrig auf den Frass wartenden Affen eines zoologischen Gartens mittags und abends sich auf die markenfreien Stammgerichte stürzt, chemisches Bier heruntergiesst, an alles glaubt, was die Propaganda ihr vorsetzt, und die ur-eigentliche Schuld trägt an der Tatsache, dass durch zwölf Jahre ein Wahnsinniger uns regieren konnte. Ist es nicht der Gipfel einer tragischen Situation, einer unausdenklichen Schmach, dass es gerade die übriggebliebenen besten Deutschen

sind, die, seit zwölf Jahren die Gefangenen einer Herde böser Affen, die Niederlage ihres Vaterlandes um dieses Vaterlandes willen erhoffen und erlehen müssen?

Oktober 1944

Man verhaftet, man verhaftet, man überschlägt sich in einer Verhaftungspsychose, hinter der sich nur schlecht die schlotternde Angst der Verhaftenden verbirgt.

Man verhaftet Toni Arco⁵⁹, dem sein vor fünfundzwanzig Jahren an Eisner vollzogener Mord heut wohl bitterlich leid tut, man verhaftet Schacht⁶⁰ und den alten Hugenberg⁶¹, man verhaftet den Bürgermeister Scharnagl⁶², man verhaftet alte Hofdamen und junge Ordensnovizen.

Menschen verschwinden spurlos, ohne dass man durch Wochen und Monate von ihnen hörte, man verstreut auf diese Weise ganze Familien ins Ungewisse. A. ist festgesetzt, mit F. R. soll es ebenso sein, sein Bruder, der den Titel eines Gr. M. führt, verschwindet auf einer Reise nach Wien spurlos. Das einzige, was man von ihm weiss, ist, dass er zwischen zwei Wachen auf einem Bahnsteig irgendwo in Österreich gesichtet wurde, in Ketten, ... es ist erst zwei Jahre her, dass dieser Krieg seine zwei Söhne verschlungen hat.

Vom Hohen Herrn kommt seltsame und dunkle Kunde. Aus Oberitalien erhält Herr v. M. folgende Nachricht: «Seien Sie unbesorgt um den Oberst, er befindet sich in Sicherheit in den Dolomiten.» Es ist der Sachlage nach nicht zweifelhaft, dass man mit dem Oberst ihn, den fünfundsiebzigjährigen König von Bayern⁶³, meint, der mir aus den verflossenen Tagen seiner Jugend so anschaulich von seiner ersten Begegnung mit dem alten Kaiser Franz-Joseph und mit Bismarck und von dem beneidenswerten Frühstücksappetit des neunzigjährigen Wilhelm I. erzählte und der nun landesflüchtig von einer Berg- hütte zur anderen irren mag. Diesen Brief erhielt Herr v. M. Anfang Oktober, jetzt, in den letzten Tagen des Monats geht das Gerücht um, er sei ermordet worden. Einen schlimmeren Bären dienst hätten die Nazis sich nicht leisten können, ich kann mir immerhin Umstände denken, unter denen ein totgeschlagener Gegner gefährlicher sein könnte als ein lebender.

Und am dreizehnten, einem brennend-heissen, schönen Oktobertag, werde ich selbst verhaftet.

Ich höre um sechs Uhr früh – diese Stunde lieben alle GPU-Beamte – ein ziemlich heftiges Läuten, ich sehe unten unseren seelensguten Seebrucker Gendarmen stehn und höre seine Entschuldigung, er komme in unangenehmem Auftrag, da er mich ins Traunsteiner Militärarrestlokal überführen müsse.

Ich gestehe, dass ich nicht sehr beeindruckt war. Ich habe vier Tage zuvor einen sogenannten Kriegsappell des Volkssturms wegen eines Anfalls von Angina pectoris versäumt, mich aber sofort in aller guten Form beim Bezirkskommando entschuldigt und bin dabei von der Voraussetzung ausgegangen, dass man einem in Ehren sechzig Jahre alt gewordenen Manne, der eben die Nachricht bekam, dass sein Sohn in Russland vermisst sei, Glauben schenken könnte.

Ich habe mich getäuscht. Er trägt, der brennende Herbsttag mit seinen fröhlichen Farben, er trägt, der an eine fast beschämte Rücksicht grenzende Takt des Gendarmen. Wir setzen, die Eisenbahn zu erreichen, über den Fluss, die Wehmut, mit der meine Damen mir vom Hof aus zuwinken, macht mich bedenklich. Ein paar Stunden später weiss ich denn auch, dass es sich um etwas mehr handelt als um einen kleinen Anpfeifer.

Das Tor der Kaserne fällt schwer hinter mir zu. Zwischen mir und dem bunten Herbstsonnentag steht das Gitter und ein martialischer Posten. Ich stehe in einer dumpfen, mit den Gerüchen von Leder, Schweiß und schlechtem Fett angefüllten Wachstube, deren Gebieter ein junger schwäbischer Feldwebel ist – ein Mann von jener cholerisch-eifernden alemannischen Trefflichkeit, die nie ganz echt wirkt und die so viel verschuldet hat. Ich rufe den diensttuenden Major an. Eine Stimme, deren eisige Boshaftigkeit selbst durch die Telephondrähte zittert, antwortet mir, dass ich nicht zu fragen sondern zu warten habe. Da sehe ich zufällig draussen einen mir bekannten jungen Offizier mit dem Rade über den Hof gehen. Ich rufe ihn an, entziehe mich aber seinem Händedruck mit der Bemerkung, dass er mir nicht die Hand geben dürfe, da ich verhaftet sei und mithin, im alten Kasinojargon der Kaiserlich-Russischen Armee, «Läuse habe». Er lacht, gibt mir die Hand, telephonierte seinerseits. Er wird, als es aus der Muschel krächzt, blass, hängt ein, eröffnet mir, um einige Grade förmlicher, man klage mich der «Zersetzung der Wehrmacht» an. Er verneigt sich und geht. Auf Zersetzung der Wehrmacht folgt Guillotine – die Guillotine, bei der dem Verurteilten, wie ich jüngst erfuhr, als einzige Wohltat unmittelbar vor dem Niedersausen des Beiles die Blendung durch tausendkerzige Glühbirnen und hinterher ein Freiplatz in den Lysolbottichen der Anatomie gewährt wird. Es ist inzwischen Abend geworden, die Wachstube ein düsterer Koffer. Man sperrt mich ein.

Die Zelle ist zwei Schritt breit und sechs Fuss lang, ein Betonsarg mit einer Holzpritsche, dem anstössigen Winkel eines dreckigen Spucknapfes, einem hoch angebrachten kleinen Gitterfenster. Dadurch sieht man, sofern man auf die Pritsche

klettert, ein kärgliches Stück Himmel, den Kasernenhof, einen Pavillon mit Offizierswohnungen und dahinter einen Tannenwald. Einen Tannenwald der lieben bayrischen Hochebene, die nichts gemein hat mit dieser Wutorgie des preussischen Militarismus. Mit der Seuche, die Bayern überschwemmt hat. Das wäre das Fenster. An den Wänden die obligaten Unzuchtigkeiten, Berechnungen über die noch zu verbüßenden Wochen, Tage, Stunden und Minuten sogar. Dann eine wahre Flut von aufgekritzelten Sowjetsternen, die nachgerade vermuten lässt, dass man hier die ganze Rote Armee eingesperrt habe. Endlich, eingekritzelt in den Kalk, vielleicht mit einem Schlüssel, die lapidaren, auch für mich aktuellen Worte: «Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?» Ich lese es, tiefes Dunkel ist um mich. Dies schrieb einer, der gleich mir in Todesnot war.

Nein, ich bin mir nicht eines Wortes bewusst, das diesen Verdacht rechtfertigte. Und doch merke ich, diese giftige Animosität, die mir durchaus etwas anhängen und aus einem versäumten Appell eine Angelegenheit für den Henker machen will.

Man sollte einem sechzigjährigen Manne, der sein Leben doch immerhin mit einigen Ehren bestanden hat und der soeben seinen Sohn in russischer Gefangenschaft verlor, wohl einen Herzanfall ohne «Zersetzung der Wehrmacht» glauben, selbst wenn nicht das Gutachten des Priener Chefarztes vorläge, aber hier geht es wohl nicht um den Appell ...

Eine Nacht voll übler Atemnot, angefüllt mit den brutalen Geräuschen des Militärs. Nein, man gönnt uns lebendig Eingemauerten den Trost der Nachtruhe nicht. Wo eine Tür geschlossen werden soll, wird sie mit voller Gewalt ins Schloss geschmettert, wo jemand auf das stinkende Loch geführt zu werden wünscht, das man Toilette nennt, gibt es auf dem Korridor das unflätige Fluchen der aufgestörten Wache. Um drei stampft mit ihren Elefantenfüssen die Ablösung über den Estrich, um halb sechs, obwohl wir doch keinem mit unserm Wachsein nützen und keinem mit unserem Schlaf schaden, brüllt man das «Aufstehen!» in unsere aufgerissenen Türen, gerade jetzt, wo man nach qualvoll-wacher Nacht ein wenig einschlummern könnte.

Ich denke über die nach, die mir dieses angetan haben in der freundlichen Absicht, mich dem Henker zu überliefern. An den Ortsgruppenleiter, den ich wegen meines Pudels verklagt hatte, den er mir feig in der Falle erwürgte, und der sich wegen des verlorenen Prozesses rächen möchte, an jene dummdreisten Kaffeehauspolitiker, deren Propagandaphrasen man nicht applaudierte, an den Wohnungskommissar, der im «Grüss Gott» einen hochverräterischen Gruss sah und der zweimal hinausgeworfen wurde, obwohl er «im Auftrage des Gauleiters» kam,

an all das kleine Gewürm, das sich auf dem Nährboden der Staatskrise und der Denunziation tummelt, Mörder und Mörderchen im Bewusstsein «voller Legalität» ohne Ahnung, dass morgen sie es sein könnten, die der Henker anfasst.

Ich kann ihnen nicht zürnen, und diese Erkenntnis macht mich nachdenklich. Seltsam, ich habe Fortschritte gemacht, ich, der ich noch vor zehn Jahren die Pläne einer höllischen Rache entworfen hätte. Heute? Ich weiss, dass es dieses Ding, was man «Rache» nennt, gar nicht gibt und dass alle entsprechenden Bibelstellen uralte, eherne und gleichsam kosmische Weisheiten enthüllen. Rache? Ich habe vor Jahren einen alten Bekannten aus tiefem Elend in mein Haus geholt, und er dankte mir Gastfreundschaft und gewährten Kredit durch Zerstörung meiner Ehe. Ich habe ihn geprügelt, wie man einen Mann nur prügeln kann, ich habe in der Tat drei Tage eine Erleichterung gespürt. Und dann? Die Erkenntnis, dass dieses alles leicht wiegt. Hätte ich auch tiefer eingegriffen in Gottes Wege, hätte ich ihn getötet, ich hätte ihm zu einem heroischen Tode verholfen statt zur Prolongierung eines entehrten Lebens. Andererseits habe ich, der ich viel Menschen habe weinen machen, je gefehlt, ohne dass ich es, sei es nach noch soviel Jahren, gezahlt hätte? Weiss ich nicht, dass das, was ich hier erlebe, die Todesnähe, die Trennung von meinen Lieben, der Schmutz, die versuchte Entehrung – dass dies alles auch ohne mich seine Sühne finden wird?

Es bedürfte des Christentums nicht, um dies alles zu wissen. Aber es bedürfte des Christentums, um dies in Form zu giessen und heldisch vorzuleben und vorzusterben. Im Jahre 1912 auf einem englischen Küstendampfer zusammen mit einem alten chinesischen Intelligenzler als einziger Passagier, sandte ich bei einer abendlichen Deckpromenade, unbeschwert wie nur je ein Sohn des Wilhelminismus, den Satz in die Lüfte, es liege ringsum auf der Welt das ganze Christentum in einer einzigen grossen Agonie.

Der alte Herr, der selbst Laotseaner, Dozent für asiatische Religionswissenschaft an der Hochschule von Tsingtau war, sah mich belustigt an. Dann sagte er ruhig, das Christentum habe seine grosse entscheidende Aufgabe noch vor sich. Ich war tief betroffen von der Entschiedenheit seiner Worte. Heute, nach dreissig Jahren, beladen mit der Verantwortung für manche Todsünde und nach der Wanderung über manche Höhe und durch manches tiefe Tal, weiss ich es anders. O ja, das Christentum hat seine grossen Aufgaben noch vor sich. Nur wird es, inmitten des heute herrschenden Satanismus, der zweiten Katakombe und der zweiten brennenden Nero-fackeln bedürfen, um zum zweitenmal dem Geist zum Siege zu verhelfen.

- 1 *August Albers* ist auf dem Bahngleise bei Tutzing am Starnberger See aufgefunden worden; man nimmt an, dass sein Entschluss, Selbstmord zu begehen, durch Spenglers Tod ausgelöst worden ist.
- 2 *Oswald Spengler* wohnte damals München, Agnesstrasse 54.
- 3 Der 1871 gegründete *Langnamverein* diente der Vertretung der gemeinsamen Interessen des westdeutschen Unternehmertums aller Wirtschaftszweige. Besonderen Einfluss im L. hatte die rheinisch-westfälische Schwerindustrie.
- 4 Die seinerzeit weitverbreitete Annahme, der zweite Band von *Oswald Spengler*, «Jahre der Entscheidung» liege als Manuskript («wohlbehalten in einem Schweizer Banksafe»), hat sich als irrig erwiesen. Wie H. Kornhardt in seinem Vorwort zu der 1953 erschienenen Neuauflage des Werkes anmerkt, wurde «Teil II ... nie geschrieben».
- 5 *Hermann Esser*, ein alter Kämpfer, wurde 1933 bayerischer Staatsminister ohne Geschäftsbereich und Chef der Staatskanzlei, 1934/35 bayerischer Wirtschaftsminister, 1936 Präsident des Reichsfremdenverkehrsverbandes.
- 6 Es ist hier nicht der Platz, die ungemein komplizierten Vorgänge nachzuzeichnen, die zu Hitlers «*Machtübernahme*», das heisst zu seiner Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933, führten. Auch auf den «*Osthilfe-Skandal*» kann hier nicht näher eingegangen werden. Hingewiesen sei jedoch auf die Unterredung zwischen Hitler und Oskar von Hindenburg am 22. Januar 1933, von der Bullock annimmt, dass Hitler damit «gedroht» hätte, «eine Untersuchung über den Osthilfe-Skandal in Gang zu bringen, was zu einer öffentlichen Blossstellung des Präsidenten (Paul von Hindenburg = d. Red.) und zur Aufdeckung von Oskars Rolle in diesem Skandal und von unterlassenen Steuerzahlungen auf (dem Hindenburgschen = d. Red.) Gut Neudeck hätte führen können». Die «dreizehn Millionen Bankschulden» Oskar von Hindenburgs sind in der einschlägigen Literatur nicht nachzuweisen. Vgl.: *Bracher*, Karl Dietrich, «Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls der Demokratie.» Mit einer Einleitung von H. Herzfeld. 3., verb. u. erg. Aufl. Villingen/Schwarzw. 1960. *Bullock*, Alan, «Hitler. Eine Studie in Tyrannei.» 4. Aufl. Düsseldorf 1954. *Buchta*, Bruno, «Die Junker und die Weimarer Republik. Charakter und Bedeutung der Osthilfe in den Jahren 1928-1933.» (Ost-)Berlin 1959.
- 7 *Herrenklub* = populärer Name für Deutscher Klub: eine seit 1924 in Berlin bestehende Vereinigung, die politisch-wissenschaftlichen und kulturellen Zielen diente; ihr geistiger Mittelpunkt war Moeller van den Bruck. Unter der Leitung Heinrich v. Gleichens pflegte der D. K. gesellige Beziehungen zwischen führenden Persönlichkeiten der Aristokratie, der Wirtschaft, der Wissenschaft, der hohen Bürokratie und konservativen Politikern. Der D. K. bildete die eigentliche Stütze der Regierung v. Papen, verlor nach 1933 seine Bedeutung und sah sich 1944 zur Auflösung gezwungen.
- 8 Gemeint ist der *Mord von Potempa*: In der Nacht vom 9. Zum

10. August 1932 drangen mehrere SA-Männer in die Wohnung des kommunistischen Arbeiters Konrad Pietrzuch in dem schlesischen Dorf Potempa ein und trampelten ihn vor den Augen seiner Mutter zu Tode. Hitlers Telegramm an die rechtskräftig Verurteilten (die übrigens nach der Machtübernahme im Zuge einer Amnestie freigelassen wurden) lautete: «Meine Kameraden! Angesichts dieses ungeheuerlichen Bluturteils fühle ich mich Euch in unbegrenzter Treue verbunden. Eure Freiheit ist von diesem Augenblick an eine Frage unserer Ehre. Der Kampf gegen eine Regierung, unter der dieses möglich war, unsere Pflicht. Adolf Hitler.»

9 Der Streik bei der Berliner Verkehrs-Gesellschaft, der von den Kommunisten angefangen wurde und dem sich die Nationalsozialisten dann anschlossen, dauerte vom 3. bis 7. November 1932.

10 Gregor Strasser war in der Kampfzeit Organisationsleiter der NSDAP, geriet aber im Laufe der innerparteilichen Auseinandersetzungen in heftigen Gegensatz zu Goebbels und später auch zu Hitler. Im Dezember 1932 trat er von seinen Ämtern in der Partei zurück. Am 30. Juni 1934, bei dem sogenannten Röhmputsch, wurde er erschossen.

11 Eine Frau v. Schröter ist in diesem Zusammenhang nicht zu ermitteln. Gemeint ist wahrscheinlich die Unterredung zwischen Hitler und Franz v. Papen, die am 4. Januar 1933 im Hause des Kölner Bankiers Kurt Frh. v. Schröder stattfand und der sich spätere Unterredungen zwischen Hitler und v. Papen in Ribbentrops Haus in Berlin-Dahlem anschlossen.

12 Zu der Rolle, die Kurt v. Schleicher in dieser Zeit spielte, zu dem Gerücht von der Verhaftung Oskar v. Hindenburgs und zu den gegen das drohende Hitlerkabinett versuchten Abwehraktionen, an denen Kurt v. Bredow beteiligt war, vgl.: Vogelsang, Thilo, «Reichswehr, Staat und NSDAP. Beiträge zur deutschen Geschichte 1930-1932.» Stuttgart 1962, S. 388 ff. Bracher a.a.O., S. 721 ff.

13 Über Hitlers Besuch vom 1. August 1934 an Hindenburgs Sterbebett schreibt Walter Görlitz: «Als Hitler das Krankenzimmer betrat, an dem neben den Ärzten die beiden Töchter Hindenburgs anwesend waren, lag der Feldmarschall-Präsident schon in der Agonie. Den Reichskanzler hat er sehr vermutlich überhaupt nicht mehr erkannt. Seine Gedanken weilten auch nicht bei diesem ihm innerlich so fremden Manne, sie weilten, schon im Dunkel verlöschend, in den Bereichen, in denen er stets gelebt hatte. Die letzten Worte, die über die Lippen des Sterbenden kamen, waren: „... Mein Kaiser und dann, nicht erkennbar, in welchem Zusammenhang sie gemeint waren, „... . Mein Vaterland* oder >Mein deutsches Vaterland . . .‘ Sie waren nur noch mühsam verständlich. Dann schwieg er für immer. Gegenüber seinem späteren Wehrmachtsadjutanten Oberst Hossbach gab Hitler einmal die Wahrheit zu, die letzten Worte Hindenburgs hätten dem Kaiser gegolten.» (Görlitz, Walter, «Hindenburg. Ein Lebensbild.» Bonn 1953, S. 427.)

14 General Max Hoffmann war seit August 1914 Gehilfe Ludendorffs, wurde im August 1916 dessen Nachfolger als Generalstabschef des Oberkommandos Ost, leitete die Verhandlungen für den Brest Litowsker Waffenstillstand.

15 Hans Erwein Joachim Graf v. Spreti, SA-Standartenführer in München, war ein Freund Röhm. Er wurde am 30. Juni 1934 erschossen.

16 Der Musikkritiker der «Münchner Neuesten Nachrichten», Willi

Schmid, fiel einer Namensverwechslung zum Opfer. Er wurde am 30. Juni 1934 erschossen.

17 Nach Ermittlungen aus dem Jahre 1950 ist *Gustav Ritter v. Kahr*, der als Generalstaatskommissar in Bayern den Hitlerputsch vom 9. November 1923 niedergeschlagen hatte, bei seiner Einlieferung ins KZ Dachau am 30. Juni 1934 schwer misshandelt und dann durch einen Fangschuss getötet worden. Nadi einer anderen, weitverbreiteten Lesart wurde seine Leiche im Dachauer Moor gefunden.

18 *Edgar Julius Jung*, ein konservativer Münchner Rechtsanwalt und Publizist, wirkte zeitweise als politischer Berater v. Papens und gilt als der geistige Vater von Papens oppositioneller Rede vom 17. Juni 1934 (sogen. Marburger Rede). Jung wurde am 20. Juni 1934 erschossen. Sein bekanntestes Buch trägt den Titel «Die Herrschaft der Minderwertigen, ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein neues Reich.» 2. Aufl. Berlin 1930.

19 Hitler hat am 30. Juni 1934. in Bad Wiessee zwar Verhaftungen vorgenommen, aber keine Exekutionen durchgeführt oder durchführen lassen. Er stiess auf keinerlei Widerstand.

20 *Clemens Frh. v. Franckenstein* war Komponist und 1914 bis 1918 sowie 1924 bis 1934 Generalintendant der Bayerischen Hof- bzw. Staatstheater.

21 *Ernst Hanfstaengl*, der als Kind «Putzi» genannt wurde, war Auslandspresseschef der NSDAP. Die Geschichte seiner abenteuerlichen und unter höchst bedrohlichen Umständen erfolgten Flucht ist hier im Prinzip zutreffend erzählt; Hanfstaengls eigene Darstellung weicht nur in einigen Details ab. So wurde beispielsweise nicht H.s' «achtzigjährige Mutter» nach England geschickt, um ihn nach Deutschland zurückzuholen, sondern, im Auftrag Görings, General Bodenschatz. S.: *Hanfstaengl, Ernst* («Putzi»), «Hitler. The missing years.» London 1957.

22 Von einem «*Geheimnis um den Reichstagsbrand*» im Sinne jener Gerüchte, denen zufolge die Nazis selbst die Brandstifter waren, kann heute nicht mehr die Rede sein. Jedenfalls ist Fritz Tobias' These von der Alleintäterschaft van der Lübbes bisher nicht widerlegt worden. Hanfstaengls «Mitwisserschaft» reduziert sich also auf die von ihm selbst geschilderte Tatsache, dass er, durch einen Lichtschein und die Haushälterin des von ihm bewohnten Palais am Pariser Platz in Berlin aufmerksam gemacht, Goebbels anrief, um Hitler zu informieren, der, wie er wusste, bei Goebbels zu Gast war. S.: *Hanfstaengl* a. a. O., S. 201 ff.

Tobias, Fritz, «Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit.» Rastatt/Baden 1962.

23 *Arno Rechberg* = Arnold Rechberg. Näheres s.: Vietsch, Eberhard v., «Arnold Rechberg und das Problem der politischen West-Orientierung Deutschlands nach dem 1. Weltkrieg.» Als Ms. gedruckt. Koblenz 1958. (Schriften des Bundesarchivs. 4.)

24 Nicht Ernst («Putzi») Hanfstaengls Schwester *Erna Hanfstaengl*, sondern seine Frau Helene, geb. Niemeyer, hat Hitler nach dem missglückten Putsch vom 9. November 1923 aufgenommen, und zwar in Hanfstaengels Haus in Uffing am Staffelsee, wohin Hitler floh und wo ihn am 11. November 1923 die Polizei abholte. S.: *Hanfstaengl* a. a. O., S. 107.

Zu der hier erzählten Einbruchsgeschichte und den Ausführungen über ihre Person schreibt uns Frau *Erna Hanfstaengl* Folgendes:

«Bei mir wurde nie eingebrochen ... In meiner damaligen Bogenhauser Wohnung wurde das Haus nachts zweimal umstellt. Die Polizei stellte fest, dass der Bruder des Hausmeisters ein Zuchthäusler war, der vielleicht mit der ‚Unterwelt‘ etwas gegen mich im Schilde führte... Dass ich nicht ‚Lady Patroness‘ gewesen sein kann, geht schon aus der Tatsache hervor, dass ich Hitler nach 1923 weder gesehen noch gesprochen habe.»

25 *Unity Mitford* war eine Nichte Churchills und Schwägerin des englischen Faschistenführers Sir Oswald Mosley; dass sie hoffte, Hitler würde sie heiraten, wird auch von anderer Seite bestätigt. Über ihren Selbstmordversuch und ihren Tod verdanken wir Frau Erna Ilanfa-staengl folgende Informationen: Der Selbstmordversuch fand am 2. September 1939 in München im Englischen Garten statt. In der Chirurgischen Klinik in München kam U. M. wieder zu Bewusstsein. Sie wurde von Professor Sauerbruch behandelt und um Weihnachten 1939 in der Schweiz ihrer Mutter, Lady Sydney Redesdale, von einem Arzt übergeben. U. M. starb im Jahre 1948 im Hause ihrer Eltern an einer Gehirnhautentzündung.

26 Die hier erwähnten Tagebuchaufzeichnungen von *Theodor Haecker* sind erschienen unter dem Titel «Tag- und Nachtbücher. 1939-1945.» Mit einem Vorwort hrsg. von Heinrich Wild. München 1947.

27 *Fritz Thyssen*, einer der wichtigsten Exponenten der deutschen Schwerindustrie, unterstützte die Nazi-Bewegung in der Absicht, «Deutschland vor dem Bolschewismus zu retten», nachdem er 1939 vergeblich gegen den Krieg protestiert hatte, emigrierte er in die Schweiz und später nach Frankreich, wo er nach der deutschen Besetzung verhaftet wurde; man brachte ihn zunächst in die Irrenanstalt Babelsberg, anschliessend in die KZ Oranienburg, Buchenwald und Dachau. 1945 folgten mehrere Jahre amerikanischer Internierung. Zuletzt lebte T. in Argentinien, wo er 1951 gestorben ist. Über seine Beziehungen zur NSDAP s. -.Thyssen. Fritz, «I paid Hitler.» New York, Toronto 1941.

28 Der *Hohe Herr* = Kronprinz Kupprecht von Bayern.

29 Zum Verbot des *Duells* und zum Fall *Strunck* äusserte sich Hitler in seinen Tischgesprächen. S.: *Picker, Henry*, «Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier.» Neu hrsg. von Percy Ernst Schramm. In Zusammenarbeit mit Andreas Hillgruber und Martin Vogt. Stuttgart 1963, S. 159 f.

30 *Adolf Ziegler*, Träger des Goldenen Ehrenzeichens der NSDAP, wurde am 1. November 1933 zum Professor an der Münchener Akademie der bildenden Künste ernannt. 1936 wurde er Präsident der Reichskammer der bildenden Künste, nachdem er schon vorher Mitglied ihres Präsidialrates und Vizepräsident gewesen war.

31 Über die hier erwähnte Halbwüchsigen-Widerstandsbande «*Roter Anker*» aus den Münchener Stadtteilen Haidhausen und Giesing war nichts zu ermitteln.

32 Der ehemalige österreichische Bundeskanzler *Kurt v. Schuschnigg* wurde nach dem Anschluss Österreichs an Deutschland inhaftiert, und zwar ab Mai 1938 im Wiener Hotel «Metropol» (unter SS-Bewachung), ab Ende Oktober 1939 im Gestapo-Gefängnis Wittelsbach-Palais in München, ab Dezember 1941 im KZ Sachsenhausen, ab Februar 1945 im KZ Flossenbürg, ab April 1945 im KZ Dachau. Nach dem Krieg lebte er als Professor in den Vereinigten Staaten. S.: *Schuschnigg, Kurt von*, «Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot. Aufzeichnungen des Häftlings Dr. Auster.» Zürich O. J.

33 Bei der «(von Goebbels veranstalteten *Judenverfolgung*)» handelt es sich um die «Reichskristallnacht», den Pogrom vom 9. November 1938, bei dem in ganz Deutschland die Synagogen angezündet und die Schaufenster jüdischer Geschäfte eingeschlagen wurden. Näheres s.: *Graml, Hermann*, «Der 9. November 1938. Reichskristallnacht.» Hrsg, von der Bundeszentrale für Heimatdienst. Bonn 1953.

34 Mit «(D.)» ist möglicherweise Dr. Diess gemeint, der ehemalige Gerichtsoffizier im 16. Bayerischen Infanterie-Regiment (Regiment List), in dem Hitler als Meldegänger diente. S.: *Wiedemann, Fritz*, «Der Mann, der Feldherr werden wollte, Erlebnisse und Erfahrungen des Vorgesetzten Hitlers im 1. Weltkrieg und seines späteren persönlichen Adjutanten.» Velbert und Kettwig 1964, S. 54/55.

35 Hitler hat das *EK I* – laut *Wiedemann* «zu Recht» – erhalten. S.: *Wiedemann a. a. O.*, S. 25.

36 Bei dem «Marsch auf die *Feldherrnhalle*» am 9. November 1923 ist Hitler durch Scheubner-Richter, den er eingehakt hatte und der mit Herzschuss zusammenbrach, zu Boden gerissen worden, wobei seine linke Schulter schwer verletzt wurde. Wie schon erwähnt floh er dann nach Uffing in das Haus Hanfstaengl.

37 Hitler hat nie in der *Barerstrasse* gewohnt. Hingegen befand sich das Verlagshaus des «Völkischen Beobachters» in der Schelling-/Ecke Barerstrasse.

38 Anlässlich einer Reise nach Madrid Anfang Mai 1939 wollte Göring dem spanischen Staatschef Franco die damals neugeschaffene «Sonderstufe des *Verdienstordens* vom Deutschen Adler, das ‚Grosskreuz in Gold‘ (mit Schwertern)» überreichen. Peinlich an dieser Angelegenheit war nur, dass Hitler den ihm 1938 von Franco ohne Rückfrage verliehenen spanischen Orden der drei Pfeile abgelehnt hatte. Als Ausweg aus dem Dilemma schlug Meissner, der Chef der Präsidialkanzlei, vor, Franco «(nicht als Staatsoberhaupt, sondern als (den) siegreichen Feldherrn des nationalen Spaniens)» zu dekorieren. Hitler, bzw. in seinem Auftrag Bormann, wollte dann bei Franco rückfragen lassen, ob er den Orden annehmen würde.

39 *Bruno Brehm* wurde am 1. Mai 1939 mit dem Nationalen Buchpreis ausgezeichnet.

40 Die Anschrift des «*Lebensborn e. V.*», hier irrtümlich «*Born der Jugend*» genannt, lautete zu jener Zeit: München 2, Herzog-Max-Strasse 3/7 (die Herzog-Max-Strasse geht vom Lenbachplatz ab). Der «*Lebensborn*» war 1936 gegründet worden, gehörte zur SS und wurde vom «Reichsführer (= Himmler) persönlich geführt. Seine Aufgaben, die ausschliesslich auf bevölkerungspolitischen Gebiet liegen, sind folgende:

1. Rassisch und erbbiologisch wertvolle kinderreiche Familien zu unterstützen.

2. Rassisch und erbbiologisch wertvolle werdende Mütter unterzubringen und zu betreuen, bei denen ... anzunehmen ist, dass gleich wertvolle Kinder zur Welt kommen.

3. Für diese Kinder zu sorgen.

4. Für die Mütter dieser Kinder zu sorgen.» (Zit. nach einer Programmschrift des «*Lebensborn*».)

Im Krieg nahmen dann die «*Lebensborn*»-Heime auch Kinder auf, die aus den von Deutschland besetzten Gebieten stammten und unter falschem Namen als Deutsche aufgezogen werden sollten.

Dass im «Lebensborn» SS-Männer zu Zeugungszwecken zur Verfügung standen, ist eine zwar weit verbreitete, aber irri-ge Annahme.

41 An dem am 8. November 1939 im Münchener Bürgerbräukeller von Georg Elser auf Hitler verübten *Attentat* war, im Gegensatz zu der Behauptung des «Völkischen Beobachters», weder der Intelligence Service noch Otto Strasser beteiligt. Nach den bisherigen Ermittlungsversuchen der im Institut für Zeitgeschichte (IFZ) laufenden Untersuchungen kann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit behauptet werden, dass es sich bei Elser um einen Alleintäter handelte. Dem Attentat fielen 8 Tote und 60 Verletzte zum Opfer.

42 *Alexander Glaser* war Rechtsanwalt in München; er wurde am 30. Juni 1934 erschossen.

43 *Christian Weber* war alter Kämpfer; er übte neben vielen anderen NS-Ämtern auch das eines Rats Herrn der Hauptstadt der Bewegung aus. Er war Duzfreund von Hitler und einer der berüchtigsten Männer aus der NS-Prominenz.

44 Der hier erwähnte «*Führererlass*» ist aufgrund der im IFZ vorhandenen Unterlagen nicht zu ermitteln. Wahrscheinlich handelt es sich um eine mündlich gegebene Richtlinie.

45 *Adolf Wagner* war Gauleiter des Gaus Oberpfalz und des Gaus Gross-München. Nach seinem Tod am 12. April 1944 übernahm *Paul Giesler* die Ämter Wagners.

46 *Friedrich Karl Frh. v. Eberstein* war von 1936 bis 1941 Polizeipräsident von München.

47 *t-ritz bischer'wär äB'i.* [^]Äai 1938 Intendant der Bayerischen Staatsoperette.

48 *Helmut Oldenbourg* war Leiter des NS-Krafftfahrer-Korps für den Gau Bayern. Er ist 1957 gestorben.

49 *Julius Streicher* war Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes «*Der Stürmer*» und ab 1925 Gauleiter von Franken. 1946 wurde er vom Internationalen Militär-Tribunal des Verbrechens gegen die Menschlichkeit schuldig gesprochen und zum Tode durch den Strang verurteilt. Mit den Schmiergeldern und dem Standesgericht sämtlicher Gauleiter, von denen hier die Rede ist, verhält es sich folgendermassen: Im Nachgang zur «*Kristallnacht*» riess St. die Enteignung der Juden in seinem Gau völlig an sich und liess den jüdischen Besitz an Grund und Boden auf den Namen des stellvertretenden Gauleiters von Franken ins Grundbuch eintragen. Auf Betreiben des Polizeipräsidenten von Nürnberg kam eine Untersuchung gegen St. in Gang, in deren Verlauf das Oberste Parteigericht vom 13-16. Februar 1940 unter Vorsitz des Reichsleiters Buch tagte. Von den 6 dabei amtierenden Gauleitern wurden 3 von Hess bestimmt, die anderen 3 durfte St. sich selber aus-suchen. Diesem Parteigericht hatte Hitler keine Urteilsbefugnis, sondern nur eine Gutachteraufgabe zugesprochen: es sollte festgestellt werden, ob St. «noch zur Menschenführung geeignet» sei. Nach dem Spruch des Gremiums hat Hitler St. stillschweigend seiner Ämter ent-hoben. Er durfte Nürnberg nicht mehr betreten, durfte aber den Gau-leiter-Titel weiter tragen, behielt auch den «*Stürmer*».

50 Hitlers *Nichte Geli Raubal* wurde am 18. September 1931 in Hitlers Münchner Wohnung erschossen aufgefunden. Es wird angenommen, dass sie Selbstmord begangen hat.

51 *Friedrich Werner Graf v. d. Schulenburg* war von 1934 bis 1941 deutscher Botschafter in Moskau.

52 Ein «Reichsamt für Wirtschaftsmoral» hat es nie gegeben. Jedenfalls ist es nicht verzeichnet im «Reichsband. Adressenwerk der Dienststellen der NSDAP mit den angeschlossenen Verbänden des Staates – Reichsregierung – Behörden ...», hrsg. unter Aufsicht der Reichsleitung der NSDAP, Hauptorganisationsamt München, Ausg. 1941/42. Berlin 1943.

53 Zwischen dem Abmarsch der Bolschewisten und dem Einmarsch der Deutschen in die Westukrainen veranstaltete die westukrainische Bevölkerung in Lemberg blutige Pogrome gegen ihre jüdischen Mitbürger. Die «Ereignismeldung UdSSR Nr. 24 vom 16. Juli 1941» des SD (Heydrich) verzeichnet «eine begrüßenswerte Aktivität gegen die Juden».

54 Das Schwarze Korps war die Wochenzeitung der SS. Hauptschriftleiter war Gunter d'Alquen.

55 Ernst Niekisch wurde 1937 verhaftet, 1939 zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, 1945 befreit. Er lebt heute in (West-)Berlin. Seine hier erwähnte Zeitschrift, die bis 1934 erschien, trug den Titel «Widerstand».

56 Gerhard Rossbach war nach dem Ersten Weltkrieg ein bekannter Freikorpsführer.

57 Ein «Mann namens Fuchs» ist im Zusammenhang mit dem Geschwister-Scholl-Prozess nicht zu ermitteln. Gemeint ist wahrscheinlich der Präsident des Volksgerichtshofes, Roland Freisler, der den Scholl-Prozess führte und später auch die Männer vom 20. Juli 1944 aburteilte.

58 Durch eine zweite Eheschließung erhielt die Mutter von Christoph Probst den Namen Kleeblatt. Probst, Student der Medizin, wurde am 22. Februar 1943 zusammen mit den Geschwistern Scholl hingerichtet.

59 Anton (Toni) Graf v. Arco auf Voßberg erschoss am 21. Februar 1919 in München den bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner. Im März 1933 wurde v. Arco für kürzere Dauer verhaftet. Nach dem 20. Juli 1944 wurde er erneut inhaftiert, allerdings aufgrund eines Zufalls: er hatte bei einem Grafen Stauffenberg Pferde gekauft und wurde daher der Teilnahme an den Staatsstreichplänen verdächtigt. Arco kam am 19. Juni 1945 bei einem Autounfall ums Leben.

60 Hjalmar Schacht, der frühere Reichsbankpräsident und, 1934 bis 1937, Reichswirtschaftsminister, wurde nach dem 20. Juli 1944 verhaftet und in das KZ Flossenbürg eingeliefert.

61 Alfred Hugenberg, der frühere Vorsitzende der Deutschnationalen Volkspartei und, vom 30. Januar bis 26. Juni 1933, Reichswirtschaftsminister, ist im Dritten Reich nicht verhaftet worden.

62 Karl Scharnagl trat am 20. März 1933 freiwillig von seinem Amt als Oberbürgermeister von München zurück. Von August bis Oktober 1944 war er im KZ Dachau inhaftiert. 1945 bis 1949 war er wieder Oberbürgermeister von München. Sch. ist am 6. April 1963 gestorben.

63 Kronprinz Rupprecht v. Bayern hatte nicht auf den Thron verzichtet und wurde daher vielfach als «König von Bayern» empfunden. Er war bei der bayerischen Bevölkerung ausserordentlich beliebt. Er ist am 2. August 1955 gestorben.

Friedrich Percyval Reck-Malleczewen

■ Bockelson

Geschichte eines Massenwahns

Mit einem Vorwort von Joachim Fest

214 Seiten mit 12 Abbildungen, Leinen

Aktuell wurde das Thema vor einiger Zeit wieder, nachdem Dürrenmatts Komödie «Die Wiedertäufer» uraufgeführt worden war. Die Zentralfigur in diesem Stück ist der Täuferkönig Johann von Leiden, Bockelson genannt. Reck-Malleczewens «Bockelson» war erstmals 1937 in Berlin erschienen (und bald darauf verboten worden). Das Wiedertäuferturn ist für Reck-Malleczewen ein Ausbruch von Massenhysterie. Bockelson interessierte ihn als Paradigma, als das Exempel des Führers einer Bewegung, die den Massenwahn mobilisiert. Reck-Malleczewen ging es darum, Münster als Modell darzustellen, die Mechanismen von Machtergreifungen aufzuzeigen, das Muster irrational-totalitärer Bewegungen in einer Zeit des Umbruchs auszuweisen. *Süddeutscher Rundfunk*

GOVERTS

KRÜGER,
STAHLBERG
VERLAG GMBH

7 Stuttgart 81, Postfach 810208



Das Dritte Reich – Darstellungen und Dokumente

Walther Hofer

Die Entfesselung des Zweiten Weltkriegs

Band 323 (Bücher des Wissens)

Heinz Höhne

Der Orden unter dem Totenkopf

Die Geschichte der SS

Zwei Bände 1052/1053

Justiz im Dritten Reich

Eine Dokumentation

Hrsg. v. Ilse Staff

Band 559 (Bücher des Wissens)

Ernst Loewy

Literatur unterm Hakenkreuz

Das Dritte Reich und seine Dichtung • Eine Dokumentation

Band 1042 (Bücher des Wissens)

Der Nationalsozialismus

Dokumente 1933-1945

Hrsg. v. Walther Hofer

Band 172 (Bücher des Wissens)

Bernd Naumann

Auschwitz

Bericht über die Strafsache gegen Mulka u.a.

Band 885

Hans Rothfels

Deutsche Opposition gegen Hitler

(Neuausgabe) Band 1012 (Bücher des Wissens)

Inge Scholl

Die weisse Rose

Band 88

Tagebuch der Anne Frank

Band 77

Fischer Bücherei